

An Herrscherhöfen Frankreichs.

Am dänischen Königshofe.

Im Haag.

Am Hofe des Königs der Belgier.





Berlin 1888.
Verlag von Walther & Apolant.


LIBR
OCT 2 1977
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhalts-Verzeichniß.

Berichtigungen:

Auf Seite 6, II. Zeile von unten soll es heißen: ebensosehr ausschließt.

Auf Seite 11, I. Zeile von oben soll es heißen: Ein energischeres Abweisen.

Das Königliche Frankreich.





Am Hofe der Bourbonen.

„Nur die Mauern,
Sie dauern
Ueberdauern die Gäst'."
Heyse.

„Barbaren!" „Uncivilisierte Völkerschaft!" So tituliert man hier und da in der deutschen „Gesellschaft" die Franzosen in dem Augenblick, in dem wir die Koffer packen, um unsere Rundreise an die französischen „Höfe" zu beginnen. Da nun glücklicherweise unsere Wallfahrt keinen politischen Character trägt, selbst der findigste Reporter in ihr schwerlich eine diplomatische Mission erblicken wird, so wollen wir unser Herz solch gehässigen Gesinnungen verschließen, die uns um so weniger anstehen würden, als wir soeben im Begriffe stehen, die Gastfreundschaft unserer Nachbaren in Anspruch zu nehmen. Wir fühlen auch gar nicht das Zeug zu einem deutschen Déroulède in uns, hoffen vielmehr, daß uns die Bethätigung des allerchristlichsten Grundsatzes „liebet

eure Feinde“ gerade bei den Franzosen nicht allzu schwer fallen dürfte, denn liebenswürdig ist der Franzose, so lange ihn nicht sein heißes südliches Blut zum Fanatismus irgend welcher Art verleitet. Und ist es denn wirklich so schwer bei freundwilliger Gesinnung die lächerlichen Ungeheuerlichkeiten zu vergessen, zu welchen sich verkommene Pariser Blätter jüngsthin verstiegen, und so den Beweis erbrachten, daß es auch in Frankreich einen unerzogenen Theil der Bevölkerung gibt, der leichtfertig genug ist durch Hetzen zum Krieg das Vaterland in Gefahr zu bringen? Nehmen wir uns doch unsern Heldenkaiser auch hierin zum Vorbild, der in dem Empfang, welchen er Herrn von Lesseps bereitete, erst neulich ein leuchtendes Beispiel gab, wie man einen vornehmen Geist ehrt, wenngleich er Franzose ist. Und ist denn unser erhabener Kaiser, der erste Hohenzollernfürst, dessen großes Herz kleinliche Nationalunterschiede vergessen hat und den Franzosen die deutsche Rechte zu biederem Willkommgruß herzlich dargereicht hat? War es nicht der große Kurfürst, der armen Franzosen, welche ihres Glaubens wegen dem Vaterland den Rücken wenden mußten, eine neue Heimath und somit unserem Volke neue tüchtige Elemente geschenkt hat? Ist doch dieser großen menschlichen That, in der „französischen Kolonie“ ein lebendiges Denkmal gesetzt, zu dessen Inschrift man die Worte wählen kann: „Sous l'ombre de tes ailes nous avons trouvé asyle“*).

*) An einem Hause am Belle-Allianceplatz in Berlin ist über dem Eingang ein mächtiger schwarzer Adler angebracht, der schirmend seine Fittiche über drei eben flügge gewordene Junge ausbreitet. Eine

War es nicht Friedrich der Große, der Sieger von Roßbach, der den französischen Geist an seine Tafel zu Gaste lud und im Verkehr mit einem Voltaire, Marquis d'Argens, Maupertuis und anderen großen Franzosen seine genußreichsten Stunden verlebte? Die kürzlich herausgegebenen Briefe d'Alembert's, den Friedrich der Große so gern als Präsident seiner Academie nach Berlin ziehen wollte, berichten über einen dreimonatlichen Aufenthalt des französischen Philosophen an Friedrichs Hofe; sie verkünden von Neuem den Ruhm des großen Königs, lassen aber auch erkennen, wie dankbar Friedrich für den Besuch eines Mannes war, der ein Hauptvertreter jener zwanglosen und geistvollen Geselligkeit war, die damals Paris auszeichnete. Im Juli 1763 schrieb d'Alembert aus Potsdam: „Ich bin hier völlig isoliert und ohne einen anderen Trost als die Beweise von Güte, mit denen der König mich zu überhäufen fortfährt. Es ist wahr, daß ich ohne diese Beweise, für die ich ja erkenntlich sein muß, keine Viertelstunde hier bleiben würde. Dieser Fürst, so groß und so liebenswerth in jedem Betracht, hat inmitten seines Ruhmes ein großes Unglück zu tragen, das ist, daß er zu hoch über seinem ganzen Volke steht und Niemandem hat, der ihn bei seinem unermüdlichen Arbeiten

---

vergoldete Inschrift aber besagt daselbst: „Sous l'ombre de tes ailes nous avons trouvé asyle.“ (Unter dem Schatten deiner Flügel haben wir Zuflucht gefunden) 1733. — In diesem Hause hatten nämlich französische Gerber ihre Manufactur errichtet; sie versinnbildlichten durch das beschriebene Embleme den Dank der Hugenotten für Brandenburgs Gastfreundschaft.

unterstützen und dann durch Gespräche zu seiner Erholung beitragen könnte. Das letztere versuche ich nach besten Kräften und ich glaube, daß ich seine Freundschaft gewonnen habe, trotz der Hartnäckigkeit, mit der ich seinen Anerbietungen widerstehe. Er ist zu billig, um die Gründe nicht gelten zu lassen, die mich bestimmen, auf mein Vaterland und auf meine Freunde nicht zu verzichten, und wenn er mich bedauert, wie er mir gütig versichert, so beklagt er sich doch nicht über mich. Freilich kann man ihm, wenn man ihm nicht ganz angehört, nicht ergebener sein, als ich es bin, besonders seit ich ermessen kann, welche Zuneigung er für die französische Nation hat. Sein Gespräch ist reizvoll, heiter, freundlich und lehrreich. Sie, welche die militärischen Einzelheiten langweilen und langweilen müssen, würden von der Klarheit, Schärfe und Einfachheit entzückt sein, mit der er davon spricht; man sieht wohl, daß er den Gegenstand völlig beherrscht. Ich spreche zu ihm oft von seiner Gesundheit und ich mache ihm Vorwürfe wegen der geringen Sorgfalt, die er ihr widmet, besonders wegen der erstaunlichen Menge von Früchten, die er verzehrt. Gott erhalte ihn lange Zeit zum Wohle seines Landes und als Vorbild für Europa."

Schien es früher gerechtfertigt den Deutschen davor zu warnen in Verherrlichung und Nachbetung seines französischen Nachbars nicht gar zu weit zu gehen, so ist der Deutsche heut geneigt eher in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen, der eine gerechte Würdigung unseres Nachbars, die uns doch allein anstände, ebenso sehr ausschließt. Gar zu leicht wird der vornehme und niedere Pöbel, der lärmend an der Ober-

fläche schwimmt, für das französische Volk gehalten, das im Großen und Ganzen arbeitsam und nüchtern ist.

Unser großer Philosoph Leibnitz kannte und liebte Frankreich; er hat in Paris als junger Mensch von 28 Jahren seine gelehrten Studien beschlossen und dort jene Feinheit des Geistes erworben, welche einer der characteristischen Züge seines Genies geworden ist. Er schrieb seine „Theodicäa“ in französischer Sprache und seine bedeutende Persönlichkeit erweckte einen der Gallizierung des deutschen Volkes zu gute kommenden Widerhall. Die erste Königin auf dem Hohenzollernthrone, Sophie Charlotte, stand ganz unter Leibnitz's Einfluß. „Sie war,“ so sagte ihr Enkel Friedrich der Große von ihr, „eine Fürstin von ausgezeichnetem Verdienst, welche alle Reize ihres Geschlechts mit einem hellen Verstande und hoher Geistesanmuth vereinigte. Sie verband das Genie eines großen Mannes mit den Kenntnissen eines Gelehrten und ganz verstand sie Leibnitz, ihren Lehrer und Liebling; die Gründung und Stiftung der Akademie der Wissenschaften durch ihn war vorzüglich ihr Werk.“

Sollten denn alle guten Eigenschaften, welche diese erlauchten Geister an der französischen Nation liebten, spurlos verschwunden sein, oder sollten nicht vielmehr die Ausbrüche des gekränkten Nationalstolzes der besiegten Nation gegenwärtig ihr besseres Sein gar zu sehr in unsern Augen verdunkeln? Wir wollen deßhalb nicht dem Admiral Keith recht geben, der auf seinem Admiralschiffe seinem Gast, dem Franzosen Montrond, dem Freunde Talleyrand's, sagte, indem

er ihn scharf fixierte: „Ich meine, daß alle Franzosen ohne Ausnahme Schelme sind.“ Wir verdienten sonst die Antwort, welche Montrond dem Admirale gab, indem er ihm scharf ins Auge blickte: „Ich meine, daß alle Engländer anständige Leute sind, aber ich lasse Ausnahmen zu.“

Stand doch selbst die Wiege eines unserer Nationaldichter auf französischem Boden. Schloß Boncourt, die Geburtsstätte unseres Adalbert von Chamisso, das in der Revolution zerstört wurde, wie es der Dichter so rührend besungen hat!*)

Aber selbst das heutige Frankreich, in dem allerdings die Abneigung, ja der Haß gegen alles Deutsche im Wachsen begriffen scheint, hat Männer aufzuweisen, die dem Bestreben mancher Deutschen, den Franzosen gerecht zu werden, volle Würdigung angedeihen lassen. So schreibt Grand-Cartèret: „Wenn man Frankreich auf fremdem Boden in solcher Weise vertheidigt werden sieht, so erfaßt uns die Scham bei dem Gedanken, daß die verläumderischesten und falschesten Angriffe bei uns gegen die Deutschen geschleudert werden, ohne daß hier Jemand es wagte, gegen ein so systematisches Anschwärzen zu protestieren. Das klassische Land der Hoch-

*) Die jetzt noch blühenden Linien der französischen Chamisso, welche theilweise den Grafen- und Barontitel führen, sind nicht von demselben Zweige wie der Dichter. Sie gehören heute noch zu den wohlhabenderen Grundbesitzern der Champagne, einige der besten Weinberge sind ihr Eigenthum. Sie sind alle katholisch, wie es auch die Eltern Adalberts von Chamisso waren, und dieser selbst in seiner Kindheit. Der Name Chamisso dürfte eines Unsprungs sein mit dem in Frankreich, besonders der Champagne, sehr häufigen Namen Camusat, Stumpfnasiger.

herzigkeit — sollte es wirklich danach trachten, das Land der Ungerechtigkeit und der Voreingenommenheit zu werden?"

Andererseits wollen wir auch unsern Vorfahren nicht voreilig und unbedingt den Vorwurf blinder Verehrung der Franzosen machen; es gab unter ihnen genug helle Köpfe, die übertriebener Französelei entgegentraten und so das deutsche Volk als Ganzes vor dem Vorwurf urtheilsloser Liebedienerei bewahrten.

Schon 1636 schrieb der „deutsche Brutus:" „Was die Franzosen anbetrifft, so weiß ich wohl, daß Gott Deutschland mit ihnen strafen will. Täglich haben wir dieses Volk in seinen affenartigen Bewegungen, in seinen weibischen Moden, in seiner unerhörten Oberflächlichkeit nachgeahmt; mußten wir da nicht unglücklicher Weise in seine Hände fallen?" Auch Moscheroch hält seinen deutschen Mitbürgern in seiner, durch ihren französischen Titel „A la mode" characterisierten Satyre erbarmungslos den Spiegel vor: „Was sind unsre jungen Deutschen, wenn sie aus Frankreich heimkehren," sagte er, „oder dorthin gehen, um bei den Franzosen zu leben und diese zu lieben, anders als Männer, die durch und durch zu Weibern geworden sind? Denn sie besitzen weder ein Herz noch einen Willen, nicht einmal eine Sprache, wohl aber die Neigung der Welschen, ihre Ansichten, ihre Sprechweise, ihre Sitten, ihre Haltung, ihre Gewohnheiten beim Essen, gleichviel ob dieses alles etwas Gutes oder Schlechtes ist. Die jungen Leute und Edelleute Deutschlands kennen ihr eigenes Vaterland nicht und machen es überdies bei den Franzosen lächerlich. Mit einem Wort,

die Deutschen wollen nicht mehr Deutsche sein und bald wird man es für einen ebenso großen Schimpf halten, diese Sprache zu sprechen, als ein nach Schweizer Art verschnürtes Wams zu tragen.

O wie dumm Ihr seid! Wo lebt das Tier, das um andren zu gefallen, seine Sprache ändert? Habt Ihr jemals eine Katze bellen gehört, um dem Hunde sich angenehm zu machen, oder einen Hund miauen der Katze zuliebe? Das Temperament des Deutschen und des Franzosen ist aber nichts andres als Hund und Katze."

Begann nun auch der 30jährige Krieg den französischen Einfluß in Deutschland abzuschwächen, so wurde doch bald eine Reise nach Paris für jeden Edelmann eine Nothwendigkeit, falls er den Firniß der guten Gesellschaft für sich beanspruchen wollte. Dieser Einfluß wuchs von Tag zu Tage, durch die große Menge von Militärs, von Staatsleuten, von Emigranten, welche der Krieg auf den deutschen Boden hinüberführte, ferner durch die Flut von französischen Büchern jeder Gattung, aller Qualitäten, welche das Land überschwemmten und bald die einzig gepflegte Lektüre der Angehörigen der eleganten Gesellschaft bildeten.

In diesem letzten Punkte hat sich leider in Deutschland, nach 1870 trotz der Stimmungsänderung im allgemeinen gar nichts geändert. Französische Romane werden sonder Wahl vom deutschen Publikum verschlungen, die eindeutigsten französischen Bühnenstücke mit Entzücken beklatscht, die naturwidrigsten Pariser Moden, Tournüre und Reifrock, geschmacklos nachgeäfft.

Ein energischeres Abweichen französischer Unsitten ginge wahrscheinlich Hand in Hand mit einer gerechteren Würdigung der Vorzüge der Franzosen!

* * *

Die Höfe, welche wir in dem ersten Bande unseres Werkes „An Fürstenhöfen Europas“ schilderten, residierten stets in der Hauptstadt des betreffenden Landes, da wir nur regierende Souveräne und ihre Umgebungen dem Leser vorführten. In diesem Capitel, welches uns an die „Höfe Frankreichs“ führt, ermöglicht die wechselvolle Geschichte Frankreichs die Einheit des Ortes der Handlung nicht, wir müssen von Schloß zu Schloß wandern, um sowohl diejenigen Persönlichkeiten kennen zu lernen, die Frankreichs Geschicke leiteten, wie diejenigen, welche sich berechtigt fühlen, gegenwärtig den ersten Platz einzunehmen.

Werfen wir zuerst einen flüchtigen Blick in die Schlösser, in denen die Könige von Frankreich residierten und die in unsere Zeit hineinragen als stumme Zeugen versunkener Pracht und Herrlichkeit, verklungener Fröhlichkeit und unbändigen Lebensgenusses.

Frankreich hatte in der Mitte des XVII. Jahrhunderts mehrere königliche Schlösser, allein sie stammten alle aus dem Mittelalter und waren ursprünglich nichts als Burgen zu Schutz und Trutz. So Amboise, so Blois, so Saint-Germain, so Fontainebleau aus der Zeit Louis VII., welche erst unter und durch Franz I., also durch den Genius der Renaissance, in Lust- und Landschlösser der Könige verwandelt worden waren. Saint-Germain en Laye bewohnte

Ludwig XIV. nach dem Tode seiner Mutter Anna von Oesterreich Jahre lang. Man denke sich ja nicht, daß in diesem vierhundertjährigen französischen Königsschlosse eine dem übermäßigen Luxus des bayerischen Ludwig nur annähernde Ausstattung geherrscht habe. Gerade das Gegentheil. Das mächtige Schloß Saint-Germain war Anfang des 17. Jahrhunderts vernachlässigt und so verwahrlost, daß bei der Flucht der Königin Anna von Oesterreich mit dem Dauphin, dem nachmaligen Louis XIV., und dem Kardinal Mazarin im ganzen Schlosse nur drei Betten aufzufinden waren. Diese eilige, vor den Frondeurs geheim gehaltene Flucht mußte in einer bitterkalten Winternacht erfolgen. Als man endlich halb erstarrt in Saint-Germain anlangte, war im ganzen Schlosse kein Holz und außer diesen drei Betten auch nicht eine einzige Matratze oder ein Polster zu einer Lagerstätte vorhanden. Es mußte erst in der Nacht in dem Städtchen herumgeschickt werden, um Holz und Stroh herbeizuholen; das eine zum Feuermachen, das andere für die wenigen Hofdamen und Kavaliere der Königin und des Kardinals. So das Schloß Saint-Germain zur Zeit Ludwig XIV. als Dauphin.

Schon im Jahre 1143 stand hier ein Schlößchen, erbaut von „Louis le Jeune.“ Das jetzige Schloß erbaute Franz I. Heinrich II., Karl IX. und Ludwig XIV. selbst wurden hier geboren. Ludwig XIII. starb hierselbst. Heinrich IV. begann den Bau der berühmten Terrasse, welche Ludwig XIV. vollendete.

Allein diese Residenz aus dem Anfang des XVI. Jahr-

hunderts entsprach natürlich nicht den Bedürfnissen einer Residenz in der Mitte des XVII. Jahrhunderts. Auch nicht ein einziges königliches Schloß aus den früheren Jahrhunderten eignete sich dazu. Nicht Fontainebleau, nicht Blois, nicht Chambord, welche, von Allem abgesehen, auch viel zu weit von Paris waren. Paris selbst war Ludwig XIV. verhaßt seit den Zeiten der Fronde. Auch liebte er vor Allem eine gewisse feierliche Ruhe und aristokratische Abgeschlossenheit. Der Bau eines neuen, dem Geiste einer neuen Zeit entsprechenden Schlosses war also zu einer Nothwendigkeit für den König, den Hof und den ganzen Regierungsapparat geworden. Bei dem Bau von Versailles herrschte keine Laune und keine Phantasterei vor wie bei Ludwig II. von Bayern. Das alte mächtige Schloß Saint-Germain, in welchem die Wiege zweier Könige von Frankreich und Ludwig XIV. eigene gestanden hatte, einzureißen, davon war bei ihm natürlich nicht die Rede. Es mußte also ein Neubau aufgeführt werden an einer passenden Stelle in der Nähe von Paris und diese Stelle war eben Versailles.

Im Jahre 1561 war Versailles nur ein Dörfchen in einem 2 Quadratmeilen großen Walde, in welchem Heinrich IV. und sein Sohn Ludwig XIII. ihre Jagden abhielten. Im Jahre 1624 erbaute darum hier Ludwig XIII. ein Jagdhaus, welches er jedoch später abbrechen ließ, um daselbst, nachdem er von dem Erzbischof von Paris, François de Gondy, ein großes Waldgrundstück mit einem alten Schlosse angekauft hatte, ein größeres Schlößchen, jedoch nur in Backsteinen,

erbauen zu lassen, welches noch heute die Mitte des ganzen Schlosses bildet, unmittelbar neben der großen „Spiegelgalerie.“ Erst 1660 beschloß Ludwig XIV., welcher mit wenig Unterbrechungen in dem alten, benachbarten Schlosse Saint-Germain residiert hatte, ein neues den Zeitverhältnissen und den königlichen Bedürfnissen entsprechendes Schloß zu bauen. Erst im Jahre 1681, also fast nach zwanzig Jahren, war es möglich, daß Ludwig XIV. das alte Schloß Saint-Germain verlassen und das neue Schloß Versailles beziehen konnte.

Das Versailles Ludwig XIV. war ein natürliches Produkt der nationalen Entwickelung und Geschichte Frankreichs; war die zeit- und stilgemäße Schöpfung der größten französischen Künstler; war der tägliche Sammelplatz des höchsten Adels und Klerus von ganz Frankreich und der größten Dichter, Schriftsteller und Musiker der Epoche, die wir mit vollstem Rechte das „siècle de Louis XIV.“ nennen; war die glänzendste Schau- und Weltbühne, auf der sich fast alle damaligen Fürsten Europas zusammenfanden, um sich an dem vollgedrängten, dichtbelebten Hofe des „Sonnenkönigs“ zu sonnen oder, um mich praktischer auszudrücken, an der strahlenden Kultur der Künste und der Wissenschaften, der Gewerbe und der Kunsthandwerke aller und jeder Art zu lernen und sich zu bilden für die eigenen Höfe und Länder.

Das Schloß in Versailles befindet sich gegenwärtig in einem besorgniserregenden Zustande. Da, wie es scheint, für die Unterhaltung ungenügend gesorgt wird, machen sich

überall Anzeichen des Verfalles und der Zerstörung geltend. Der große Prachthof entbehrt teilweise des Pflasters, die ihn einschließenden Gebäudeflügel bieten ein trauriges Bild, überall sind die Verzierungen und Bildwerke stark verwittert. Das Giebelfeld über der Inschrift: „A toutes les gloires de la France“ hat seine Basreliefs verloren. Die meisten Figuren an allen Teilen des Schlosses haben durch Feuchtigkeit und Frost so stark gelitten, daß sie als halb zerstört gelten können. Die Dächer sind besonders verwahrlost, zeigen viele klaffende Stellen und Mängel. Wenn nicht bald Vorkehrungen getroffen werden, muß das Gebäude, welches ohnedies auf sehr ausgesetzter Stelle steht, durch den Winter viel zu leiden haben. Die Unterhaltung des weitläufigen Schlosses ist ohnedies sehr kostspielig. Ludwig XIV. verwendete 187 Millionen auf Herstellung des Schlosses und der Gärten, was bei dem heutigen Geldwert wohl das Doppelte ausmachen würde.

War das Schloß zu Versailles die offizielle Residenz der Bourbonen, in der die meisten Haupt- und Staatsaktionen vor sich gingen, so dienten ihnen Lust- und Jagdschlösser in großer Zahl zum Vergnügen. Viele dieser Schlösser wurden für einen legitimierten Sohn oder eine Maitresse erbaut. Eines der hervorragendsten in historischer wie künstlerischer Beziehung war das Palais Toulouse in Paris, von dem jetzt nur noch der sogenannte Pavillon von Hannover steht. Dieses glänzende Hôtel ließ von 1707 an der Comte de Toulouse, ein legitimierter Sohn Ludwigs XIV. und der Madame de Montespan erbauen. Aus seinen

Händen ging es in den Besitz des Duc d'Antin über, welcher Palais wie Garten verschönern ließ.

Als eine der sehenswertesten Schönheiten dieses Palastes galt das Treppenhaus mit seinen Fresken von Brunetti. Die Dekorationen der Säle und Zimmer wurden den Meistern Eisen und Soldini übertragen, welche ihre schöpferische Phantasie aufboten, um ein kleines Versailles hier zu schaffen. Eine neue Kunst- und Glanzepoche begann für dieses ursprüngliche Hôtel de Toulouse, als es der Marschall Duc de Richelieu ankaufte. Um es mehr dem Stile Louis XV. anzupassen, beauftragte er den damals berühmten Architekten Louis, das Palais sowie auch den zu ihm gehörigen Garten ganz neu zu dekorieren. Letzterer wurde mit Springbrunnen und Statuen reichlich ausgestattet. Eine dieser Statuen war der „Sklave" von Michel Angelo. Eine antike Bachusstatue war sogar noch ein Vermächtnis des Kardinals Richelieu, des Oheims des Marschalls Richelieu, an diesen, seinen Neffen. Die Statuen, welche dieser in seinem Garten hatte aufstellen lassen, verschafften diesem Palais einen hohen Kunstruhm. An der Ecke der Boulevards und der Rue Louis de Grand hatte der Marschall diesen Pavillon „ma petite maison", wie er ihn nannte, von dem Architekten Carpentier zu den kleinen Festen erbauen lassen, an denen nur die intimsten der Freunde und der Freundinnen des Marschalls teilnahmen.

Der jetzt noch stehen gebliebene Rest des Palais „Toulouse-Antin-Richelieu", der bereits erwähnte Pavillon von Hannover, muß vor hundert Jahren eine bedeutendere

Wirkung hervorgebracht haben, da die Aufschüttungen der Boulevards ihn viel tiefer erscheinen lassen als ehedem.

Der Name „Pavillon von Hannover" ist übrigens ein Spottname, welchen die Pariser diesem Pavillon gegeben hatten, da er von den Geldern erbaut worden war, welche der Marschall während des Feldzuges in Hannover und Sachsen erübrigt hatte. Eine kleine interessante Episode bildete sein Prozeß mit dem Papiertapetenfabrikanten Gohin, ein Prozeß, welcher an den „Müller von Sanssouci" erinnerte. Wie es in Berlin ein Kammergericht gab, so gab es in Paris ein Parlament. Gohin behielt zwar Recht, allein der Marschall Richelieu wollte durchaus nicht seine Aussicht durch eine langweilige, düstere Fabrik sich verbauen lassen. Erst zwanzig Jahre später, nach dem Ableben des Marschalls Duc de Richelieu, durfte Gohin seine Fabrik an den Boulevards erbauen.

Die weiteren interessanten Schicksale des ganzen Palais, im Besonderen aber dieses noch stehenden „Pavillon von Hannover" entsprachen den großen geschichtlichen Ereignissen in Paris. Im Jahre 1795 war hier der sogenannte „Bal des Victimes". Um an diesem „Ball" teilnehmen zu dürfen, mußte man nachweisen, daß wenigstens drei Familienmitglieder guillotiniert worden seien. Später wurde dieser Pavillon an einen Limonadenhändler Namens Juliet vermietet.

An diesen letzten Überrest des prachtvollen Palastes Toulouse-Antin-Richelieu, welches Fragment noch heute die goldene Aufschrift „Pavillon de Hanovre" trägt, knüpft

sich mithin ein höchst interessantes Stück der französischen Staats- und Kunstgeschichte.

Um auch eines jener Schlösser namhaft zu machen, welches Könige von Frankreich ihren Geliebten erbauen ließen, erwähnen wir das von dem berühmten Architekten Philibert de Lorme im Jahre 1548 auf Geheiß des Königs Heinrich II. für die Diane de Poitiers erbaute Schloß Anet (Eure et Loire). Dasselbe ist eine der edelsten, wenn auch nicht der größten Renaissancebauten Frankreichs. Nach dem Tode der von Jean Goujon in einer Marmorstatue, die Diana mit einem Hirsche, verewigten Geliebten des Königs ging Anet in verschiedenen Besitz über, wurde in Folge der Revolution im Jahre 1793 mit Beschlag belegt, großenteils zerstört und 1798 öffentlich versteigert. Trotz dieser bewegten Zeiten erreichte dieser Grundbesitz den Preis von 3 200 000 Frcs.

Außer England ist übrigens kein Land so reich an kunstschönen historischen Schlössern aus dem 15. und 16. Jahrhundert als Frankreich, weist doch das „Jahrbuch der Schlösser" („annuatre des Châteaux") gegen 40 000 solcher Schlösser, Manoirs und Kastelle oder Burgen mit den Namen ihrer jetzigen Besitzer auf. Rechnen wir von diesen vierzig Tausend nur tausend wirkliche große Schloß-, Kunst- und Monumentalbauten auf dem Lande, also mit Ausschluß aller Städte, so beweist das schon den ungeheuren Reichtum Frankreichs, da diese Landschlässer nur Eigentum von Großgrundbesitzern sind.

Es giebt daher in Frankreich einen großen Leser- und

Käuferkreis für Beschreibungen alter historischer, mit Kunstwerken ausgestatteter Schlösser. Die Kunstfreunde, Altertümler und selbst Romanschriftsteller vertiefen sich gern in das Leben und Treiben der Seigneurs des Mittelalters und der Renaissance. Ein solches bemerkenswertes, historisch-artistisches Buch ist das kürzlich erschienene: „Le Château de Quermelin, ses habitans et son mobilier, par A. Join-Lambert. Als urkundliche Quelle zu diesem Buche hat gedient das Testament des Jacques de Tournemine, Marquis de Coatmeur, Kammerherr des Königs Henry III. Mit diesem Testament verbunden ist das überaus reiche und mannigfaltige Inventarium des in Léonnais gelegenen Schlosses des Marquis de Coatmeur. Dieses Inventarium vom 1. Februar 1585 enthält das Verzeichnis und die Beschreibung aller Kostbarkeiten, Kunstwerke, Möbel, Tapisserien, Zeremonie-Kostüme 2c. dieses Bretagner Edelmanns in einer damaligen Abschätzung von circa 300 000 Livres. Das Mobiliar einzelner Zimmer allein ist auf 20 000 Livres amtlich taxirt.

Zur Ausschmückung französischer Schlösser verwandte man sehr gern kostbare Porzellane, von denen der Marquis Tourgot in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts eine bedeutende und wertvolle Sammlung zusammengebracht hatte. Tourgot war ein Abkömmling jenes Marquis, welcher Minister unter Ludwig XVI. war; er selbst war Gesandter in Madrid gewesen. Sein Porzellanschatz war besonders berühmt durch seine „Pâtes tendres“ aus Saïnt-Cloud, Vincennes und Sèvres.

Schenken auch wir der Entstehung dieses Kunstzweiges in Frankreich einige Beachtung, da er am französischen Hofe und in der französischen Aristokratie in so hoher Wertschätzung stand.

„Pâte tendre „ist ein ganz weißer, reiner Pfeifenthon; „pâte dure“ hingegen das eigentliche Porzellan, Kaolin, gemischt mit Feldspath. Die erste Porzellanfabrikation in Frankreich fällt in das Jahr 1695 unter Ludwig XIV., also ungefähr zwanzig Jahre früher als die in Sachsen. Die ersten Versuche wurden von dem Chemiker Morin in Saint-Cloud gemacht. Die von ihm gegründete Porzellan-Manufaktur bestand noch im Jahre 1718 unter der Leitung von Chicoineau. Im Jahre 1735 gründeten seine Gehilfen, die beiden Brüder Dubois, eine Fabrik in Chantilly. Im Jahre 1738 machten diese Gebrüder Dubois dem „Intendanten der Finanzen“ Orry de Tulvy den Vorschlag, ihm das Geheimnis ihrer Fabrikation zu enthüllen, falls sie auf seine Mitwirkung rechnen könnten. Orry de Tulvy verschaffte ihnen ein Laboratorium in Vincennes, allein, mag ihr Mißerfolg oder ihre Unredlichkeit der Grund sein, dieses Laboratorium wurde den beiden Dubois wieder entzogen und an ihre Stelle einer ihrer Arbeiter Namens Gravant gesetzt. Darauf trat eine Gesellschaft zusammen, welche sich unter dem Namen „Charles Adam“ ein dreißigjähriges Privilegium verschaffte und zugleich ein Atelier in dem Schlosse Vincennes. Gravant verkaufte an diese Gesellschaft „Charles Adam“ das „Geheimnis“ der „pâte“; Caillat das „Geheimnis“ der

Farben; und der „Bruder" Hippolyte das „Geheimnis" der Vergoldung. Diese Gesellschaft brachte diesen Kunstindustriezweig zu solcher Blüte, daß Ludwig XV. dieser Fabrik den Titel „Manufacture Royale" verlieh und sie von Vincennes nach Sèvres verlegte im Jahre 1756. Im Jahre 1760 aber kaufte er die ganze Manufaktur für „die Krone" an. Den Entschluß, diese Privat-Manufaktur zum Kron- oder Nationaleigentum durch Kauf zu machen, hat Frankreich vorzugsweise dem Einflusse der Marquise de Pompadour zu verdanken, welche mit wahrer Begeisterung überall da eingriff, wo es sich um die Förderung der schönen Künste und Wissenschaften, sowie der Kunstgewerbe handelte. Selbst Künstlerin, und zwar Kupferstecherin, welche die Radirnadel mit vieler Meisterschaft führte, war sie auch eine warme und hilfreiche Freundin aller Künstler und Kunstindustriellen, selbst bis zu den Buchbindern. Das Material zu dieser „pâte" war bis jetzt, um 1762, immer noch der schöne, weiße und reine Pfeifenthon, weich und zart, und darum „tendre" genannt, allein man suchte doch eifrig nach dem Kaolin, als der eigentlichen Porzellanerde, oder „pâte dure". Ein Straßburger Bürger, Namens Hanony, glaubte das Geheimnis, diese „pâte dure" fabrizieren zu können, zu besitzen, und erbot sich, es Ludwig XV. zu verkaufen. Er verlangte 100 000 Livres baar und eine jährliche Rente von 6000 Livres. Allein die französische Regierung stand bereits mit Deutschland in Verbindung, um sich das sächsische Kaolin zu verschaffen, und so verzichtete man auf das Anerbieten des Straßburgers. Die

französischen Mineralogen mußten nun im Auftrage der Regierung den Boden von Frankreich selbst durchsuchen, um das Kaolin aufzufinden, denn, sagte man sich, mag auch China noch so reich sein an dieser „Porzellanerde", warum sollte sie sich nicht auch in Frankreich finden. Besonders hatte man „das Land von Alençon" im Auge. Die sorgfältigsten Nachgrabungen führten hier in der That im Jahre 1765 zu dem gewünschten Ziele. Der glückliche Finder des ersten Kaolinlagers war ein gewisser Guettard, der auch sofort in Bagnolet mit diesem französischen Kaolin oder der „pâte dure" Versuche machte in einem Laboratorium, welches ihm der Duc d'Orléans hatte einrichten lassen. Noch glücklicher war man mit der Auffindung des Kaolin in Saint-Yrieix bei Limoges. Die Frau des dortigen Wundarztes Darnet hatte sich nämlich zum Waschen der Wäsche einer sehr schön weißen, etwas fettigen Erde bedient, welche sich dann als das vielgesuchte Material herausstellte.

In den französischen Schlössern befinden sich aber auch viele Kunstwerke deutscher Meister, nicht nur solche etwa, welche uns Napoleon I. entführte, vielmehr Prachtstücke, welche Könige von Frankreich oder Große dieses Landes redlich erworben hatten. Eines der für uns Deutsche Interessantesten Werke aus deutscher Meisterhand befindet sich jetzt im Louvre, es ist dies die berühmte Tischplatte von Sebald Beham. Der Kardinal Mazarin hatte sie für 2000 Livres angekauft und hielt sie hoch in Ehren. Aus der Gallerie Mazarin ging sie in den Besitz Ludwig XIV. über und gehört seit dem Jahre 1680 zu der sogenannten

„Ancienne Collection.“ Dieses mit bewunderungswerthem Fleiße von dem Nürnberger, später in Frankfurt a. M. seßhaften Meister ausgeführte Holztafelbild ist vielleicht das als historisches Dokument wichtigste, welches die deutsche Malerei hervorgebracht hat, denn es zeigt uns nicht allein die Porträtfigürchen des Malers und des Bestellers, des Kardinals Albrecht von Brandenburg, Kurfürsten von Mainz, mit den ausführlichsten Daten und Unterschriften von der Hand des Meisters, sondern auch noch sechszehn ganz vorzüglich und heraldisch korrekt gemalte Wappenschilder, und zwar von Hohenzollern, Nürnberg, Mainz (Mencz), Magdeburg, Halberstadt, Brandenburg, Pommern (Bummern) u. s. w., also Alles Namen, welche auf die Würden und die Fürstenthümer des Kardinals Albrecht von Brandenburg, Kurfürsten von Mainz, Erzbischofs von Magdeburg u. s. w. Bezug haben. Kunsthistorisch wichtig ist die Unterschrift unter dem Porträtfigürchen des Meisters, welche also lautet: „Sebaldus Behan Noribergensis Picturam Hanc Illustrissimo Principi Alberto Card. Archiep. Mog. Hujus Artis (Malerei) Aliarumque Omnium Amatori Summa Cura Pingens absolvebat. anno 1534.“ Dieses kostbare kleine Monument altdeutscher Malerei interessirte den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen so, daß er es in der originalen Größe ganz genau und getreu kopiren ließ. Die nicht minder meisterhafte Kopie befindet sich zur Zeit in dem Neuen Museum in Berlin.

Der französische Adel hatte der bei weitem größeren Mehrzahl nach auf dem rechten Seineufer in Paris bis in

die Mittte des XVII. Jahrhunderts hinein seine Hôtels. Erst unter Ludwig XIV. ließen sich einige Grand-Seigneurs auf dem linken Seineufer nieder und bauten dort ihre glänzenden Rokokohôtels, so daß also erst vom Jahre 1680 ab von einer sogenannten „Fauburg Saint-Germain,“ nach der Kirche Saint-Germain de Prés (von pratune, Wiese) so genannt, als Pariser Aristokratensitz die Rede sein kann. — Auf diesem seit wenigen Jahren erst verschwundenen Häuserkomplex, der sogen. „Messageries d'Orléans“, stand unter Heinrich II. eine Art Finanzministerium, zugleich das Hôtel des „Controleurs“ Comte de Roquencourt. Später besaßen dasselbe die hochadligen Familien La Mark, de Puysieux, de Harlay und de Verthamont. Der Staatskanzler d'Aligre erkaufte es unter Ludwig XIV. für den Fiskus und installirte daselbst den „Großen Rath“ (Grand-Conseil). Um das Jahr 1770 ging dieses Staatsgebäude, „le Grand-Conseil“ in bürgerlichen Besitz über und mußten die hochstaatlichen Zwecke den niederen bürgerlichen weichen, indem dasselbe in ein „Restaurant“ umgewandelt wurde. Nach der Revolution war hier ein Handelspolizeiamt, dann ein Adreßbureau, dann eine „Fumisterie centrale,“ ein Zentralbureau für Schornsteinfeger, dann die Eisenbahnspedition, und nun ist das Alles mit seiner Geschichte — eine Straße, rue du Louvre.

Ehe wir nun unsere Besuche in den Schlössern abstatten, in denen die Abkömmlinge der alten Bourbonen, die Thronprätendenten, Graf Chambord und der Graf von Paris residierten, wollen wir charakteristische Züge aus dem Leben

an den Höfen der Könige von Frankreich in Umrißlinien zeichnen. Dies wird schon deshalb von Interesse sein, weil die heutigen Erben der Häuser Bourbon-Orléans, so sehr sie auch den Wunsch hegen mögen, der modernen Zeit sich anzupassen, doch mit den Familientraditionen nicht ganz brechen können, ohne sich in den Augen ihres Anhanges empfindlich zu schaden.

* * *

Das Ceremoniell, die Hofetikette waren die eigentlichen Herrscher am Hofe von Frankreich, mit diesen endete die alte Monarchie. In den ersten Jahren der Revolution beobachtete nur noch jene Handvoll Getreuer, welche dem Strome der Emigration widerstanden hatte, das Hofceremoniell. Den zahlreichen Besuchern, welche dringende Geschäfte in das Schloß führten, wagte man es nicht aufzuerlegen, und den ganzen Tag über kamen und gingen Leute durch die Galerien, welche nichts weniger als vorschriftsmäßig gekleidet waren. Der arme Ludwig XVI. wußte niemals seine Sache zu vertreten. 1792, als Roland, den er eben zum Minister ernannt hatte, sich ihm in Schuhen mit Schnüren vorstellen wollte, hielt er dies für eine Beleidigung seiner Person. In der That hatten solche Schuhe die Schwelle zum Kabinet des Königs noch nie überschritten. Man stelle sich das Entsetzen des Zeremonienmeisters vor, der sich gezwungen sah, einen auf diese Weise chaussirten Minister vorzulassen. Ihm ging die Stimme aus. Alles, was er vermochte, war, mit einer Geste gegen Dumouriez, der zugegen war, auf jene schrecklichen Schuhe

hinzuweisen und zugleich einen tiefen Seufzer zu unterdrücken. Dumouriez nahm eine sehr bestürzte Miene an: „O weh!“ rief er aus, „ja Herr, es ist Alles verloren!“

Das despotische Regiment der Burbonen bedurfte eben seiner innern Haltlosigkeit wegen ängstlich bewahrte äußerliche Stützen, die es in dem unermeßlichen Luxus der Hofhaltung, der gottähnlichen Unnahbarkeit des Königs, in der strengen Rangordnung, kurz in dem Hofceremoniell fand, das penible Jedem seinen unverrückbaren Platz anwies. Als die Scheidewände der Etikette fielen, vermengte sich die französische Gesellschaft zu einem Brei, verwirrte sie sich zu einem Knäuel — brach die Revolution herein.

Schon im XIII. Jahrhundert wurde die Souveränität des Königs über das gesammte Gebiet des französischen Reichs anerkannt, aber in den Zeiten der Noth in den Kriegen gegen England waren manche Rechte der Krone verloren gegangen. Unter Ludwig XIV. erreichte die königliche Macht ihren Höhepunkt, schwand aber bald, da das moralische Ansehn des Thrones sank. Den einsichtigen Despotismus verzeiht für eine Weile ein Volk, wenn es privates Gedeihen und öffentliche Macht darunter erwachsen sieht; in Frankreich aber herrschte unter Ludwig XIV. im Jahre 1709 Hungersnoth, Baumrinde war die tägliche Nahrung Vieler, die Armee durch Niederlagen zerrüttet, und die einzige Wirkung der Gottähnlichkeit Ludwigs das offenbare Verderben des Reiches. Seine Nachfolger mußten es büßen.

An einem Hofe wie dem französischen, an dem die Etikette und die Weiber eine so große Rolle spielten, war

die Mode selbstverständlich eine der wichtigsten Angelegenheiten, der selbst die Mächtigsten im Lande unterthan waren. Beging doch selbst Richelieu eines Tages die Thorheit vor Anna von Oesterreich eine Sarabande zu tanzen, mit einem Pantalon aus grünem Sammet bekleidet und mit Silberglöckchen an den Strumpfbändern. Es war nämlich gerade Mode geworden den Pantalon in die Phantasie-Kostüme einzuführen, die man für die Ballets machen ließ; und es giebt keine Persönlichkeit am Hofe Ludwig's XIII., die nicht als Pantalon getanzt hätte. Andererseits war es selbst Ludwig XIV. nicht möglich gegen die herrschende Mode anzukämpfen. So eiferte dieser vergeblich gegen die turmhohen Frisuren der Damen, seine förmlichen Verbote blieben wirkungslos. Da stellt sich eine englische Dame mit ganz niedriger Haartracht bei Hofe vor, und im Handumdrehen waren alle die Gebäude, welche bis dahin auf den Stirnen der Damen gethront hatten, über den Haufen geworfen. Als er diesen schroffen Wechsel der Mode bemerkte, konnte Ludwig XIV. sich nicht enthalten, zu äußern: „Ich gestehe, empfindlich davon berührt zu sein, daß ich mit all' meiner Macht als König dieses Landes vergebens gegen diesen hohen Kopfputz angekämpft habe, und nicht eine Person so gefällig war, sie meinetwegen niedriger zu gestalten; da kommt eine Unbekannte, ein Plunderweib, mit einer kleinen und niedrigen Coiffure von England her, und mit einem Schlage gehen alle Prinzessinnen von einem Extrem ins andre."

Als die Paniers Reifröcke aufgekommen waren, diese

Verzweiflung aller vernünftigen Mütter, deren Töchter die ihnen angeschafften immer nicht weit genug fanden, machten diese großen Paniers selbst dem Kardinal von Fleury große Sorge. Man hatte ihm berichtet, daß wenn die Königin im Theater wäre, die paniers der Prinzessinnen, die ihr zur Seite saßen, sie vollständig bedeckten. — Was thun? — Die Etikette erforderte die Begleitung zweier Prinzessinnen, aber es entsprach nicht der Schicklichkeit, daß die Königin durch sie den Blicken ihrer Unterthanen entzogen würde. Nachdem er lange darüber nachgedacht hatte, entschied der Minister, daß zukünftig an jeder Seite der Königin ein Fauteuil frei bleiben sollte. Die Prinzessinnen unterwarfen sich, beanspruchten aber eine ähnliche Distanze zwischen sich und den Herzoginnen. Das nahmen die Herzöge übel. Sie richteten gegen die Prinzessinnen eine anonyme Schmähschrift, deren Loos es war, durch Henkershand verbrannt zu werden. Die kuppelförmigen paniers waren ausschließlich den Damen der feinen Welt vorbehalten, bis zu dem Zeitpunkt, da eine erfinderische Persönlichkeit, unter dem Namen des Fräulein Margot bekannt, von Amboise nach Paris kam, sich hier niederließ und das Mittel fand, die Herrichtung einer Aufblähung von ganz fürstlichem Ansehen zu mäßigem Preise zu liefern. Da sah man dann bald auch weniger hochgestellte Damen, wie Fischweiber, Theeverkäuferinnen 2c., hierin wetteifern.

Die Schneider und die „barbiers-barbants“ waren die eigentlichen Herren des Hofes. Ein Genie in letzterem Fache war Herr Champagne. „Dieser Schlingel,“ sagt

Tallemant de Réaux, „ließ sich wegen seiner Geschicklichkeit im Coiffiren sowohl, als sich aufzuspielen von allen Frauen suchen und liebkosen. Ihre Schwäche machte ihn so unerträglich, daß er ihnen tagtäglich hundert Unverschämtheiten sagte. Es kam vor, daß er die Einen halb coiffirt ließ, während er zu Andern wieder sagte, nachdem er eine Seite vollendet hatte, er würde ihre Coiffüre nicht fertig machen, wenn er nicht einen Kuß bekäme. Manchmal ging er fort und drohte, er käme nicht wieder, wenn eine ihm mißliebige Person, vor deren Gesicht er nichts machen könne, nicht entfernt würde. Ich habe erzählen hören, daß er zu einer Frau, die eine dicke Nase hatte, den Ausspruch that: Sehen Sie, ich mag Sie frisiren wie ich will, hübsch werden Sie doch nicht, so lange Sie diese Nase behalten. Bei alledem überliefen Sie ihn und er machte sein gutes Geschäft dabei. Er war ein solcher Schlaukopf, niemals Bezahlung annehmen zu wollen, wodurch er seine Kunden zu wertvollen Geschenken veranlaßte. Wenn er eine Dame coiffirte, erzählte er ihr dabei, was Diese oder Jene ihm gegeben hätte, und wenn er nicht zufrieden gewesen war, fügte er hinzu: Sie kann lange nach mir schicken, sie bekommt mich nicht wieder heran. Die Närrin, die das hörte, zitterte vor Furcht, er könne es mit ihr ebenso machen und gab zweimal soviel, als sie sonst gethan hätte.“

Eine der Personen, über die er die meiste Herrschaft ausübte, war die Prinzessin Maria von Gonzaga. Seine Geschicklichkeit hatte ihm eine Vertraulichkeit bei ihr verschafft, über die der ganze Hof von Nevers vor Ärger barst, und

die ihr Spottgedichte eintrug. Aber eine Schönheit, welche die Dreißig überschritten hat und die Hilfe der Kunst für unentbehrlich hält, um sich in ihrem Ruf zu erhalten, ist schwer zu überzeugen. Champagne hatte die Ehre, ihr die Krone auf's Haupt zu setzen an dem Tage (1645), als sie im Palais Royal durch den Gesandten mit dem polnischen Könige vermählt wurde. Er ging mit ihr nach Warschau, ward dann aber der Dame müde, durchzog die Königreiche des Nordens und kam an der Seite der Königin Christine wieder. Seine Rückkehr nach Paris war ein Ereigniß.

Wie die Toilette der extravagantesten Mode unterworfen war, so war auch die sittliche Führung der Menschen zur Modesache geworden. Köstlich charakterisierte La Bruyére den Wechsel, der sich in allen Kreisen Frankreichs, nicht nur in denen des Hofes, vollzog, als Ludwig XIV. unter die geistige Leitung der Frau von Maintenon gerathen war. Er sagte: „Der Höfling hatte ehemals eigene Haare, ging in weiten Hosen und Wams, trug weite Canons und war lüderlich. Das ist jetzt anders: er trägt eine Perrücke, einen engen Rock, einfache Strümpfe, und ist fromm."

In den Kampf gegen die Mode, diese Tochter der Etikette, traten die großen revolutionären Geister Frankreichs energisch ein. Beinahe wären die Paniers schon in der Mitte des Jahrhunderts bei Gelegenheit der Reform, die Le Kain auf Antrieb Voltaires in dem Kostüm der Schauspieler des Théatre-Francais einführte, gefallen. Es war nämlich nicht durchzusetzen gewesen, daß man auf der Bühne die Emilien, Klytemnästren, Meropen ohne jene Reifen von

drei Ellen Durchmesser unter ihrer Robe dargestellt sehen konnte. Die Personen, welche diese Rollen auszuführen hatten, waren überzeugt, daß sie ohne Paniers das Aussehen ärmlicher Grisetten haben müßten. Die Schauspielerinnen der Oper schwuren hoch und heilig, daß sie sich niemals zu diesem Opfer entschließen würden, und sie hielten Wort. In der Tragödie wurde dieser Versuch durch Mademoiselle Clairon gemacht. Und — sie hatte einen großen Erfolg, so daß viele Damen der feinen Welt alsbald die Weite ihrer Paniers verminderten. Einige hatten sogar den Muth, sie ganz fortzulassen. Man wagte es, sich beim Spaziergang und zu Familienbesuchen so zu kleiden. Man war also auf dem besten Wege, den Zeitraum, der zwischen der Reform und der gänzlichen Unterdrückung des Panier lag, zu überspringen; da begann aber die strenge Etiquette über Unanständigkeit, Vernachlässigung aller Rücksichten und Ehrfurcht, die man Orten und Personen schuldig sei, zu schreien.

In dem, was für Anstand gilt, spielt zu allen Zeiten die Gewohnheit eine merkwürdige Rolle. 1765 hat sich eine satirische Feder darüber folgendermaßen ausgelassen: „Wenn man in einem Wagen einer Frau begegnet, welche man selbst noch nicht gewahr wird, von der man aber durch jede Wagenthür den untern Theil der Röcke sehen kann, das ist hoher Anstand. Wenn beim Eintritt in ein Schauspielhaus oder in eine Promenade die Frauen den Wagen verlassen und dabei dem Blicke neugieriger Müßiggänger, die sich eigens dazu hinpostieren, den vollen Anblick ihrer Beine gewähren, auch das ist ein Zeichen feinsten Anstandes."

Die Beine zu zeigen, wenn man sich bückte, wurde für etwas so natürliches gehalten, daß man, weit entfernt Vorsicht zu gebrauchen, im Gegentheil Künste der Koketterie ersann, bei denen jene in voller Ausdehnung zum Vorschein kommen mußten. Auf einem Kupferstich nach Beaudoin, „la toilette,“ ist eine Modedame vorgestellt, die sich eben ankleidet und nur erst ihr Hemde und ihr Corset anhat. Ein langes, am Gürtel befestigtes Band hebt das Hemde von hinten soweit in die Höhe, daß die Beine bis zur Kniekehle unbedeckt bleiben. Und es gab noch seltsameres als das: So galt das Tragen einer Unterhose — eine nur von sehr wenigen Personen geübte Vorsichtsmaßregel — als Zeichen zweideutiger Sitten.

So kam es, daß das Zeremonienkostüm der allerweitesten Paniers nicht entrathen konnte, aber es wurden Mäßigungen für minder feierliche Umstände zugelassen. Es war den Damen bei der Halbtoilette gestattet, unter ihrer Robe nur die considération zu tragen, d. h. kleine Armlehnen oder verkürzte Paniers, welche nicht über die Hüften hinausgehen, sondern sie nur drei- oder viermal so dick machten, als die Natur sie in den dicksten Bildungen verleiht. Oder man konnte sich auch wohl in Roben, die jeglicher Spannung entbehrten, in den öffentlichen Gärten, bei intimen Mahlzeiten, kurz überall, wo das Negligee angebracht war, zeigen.

Diese Entartung der Mode war natürlicherweise eine Folge des Niederganges der Gesellschaftsmoral im Allgemeinen und besonders am Königlichen Hofe. Vom Volke unbetrauert starb Ludwig XV. „bienaimé.“ Er hatte die Theuerung

im Lande dazu benutzt durch Getreidespekulationen Vorteil zu ziehn. Von dem jungen Paare, das nunmehr den Thron bestieg, von Ludwig XVI. und Marie Antoinette erhoffte das Volk gründliche Aenderung in den Regierungsmaximen. Der lebhaft empfindende, zu Uebertreibungen geneigte Franzose glaubte einem goldenen Zeitalter entgegen zu gehn, die Frauen trugen Kornähren als Symbol nahenden Ueberflusses im Haar. Wäre Marie Antoinette einfach geblieben, wie sie am österreichischen Hofe erzogen worden war, hätte der allem Prunk abholde Ludwig XVI. den Muth besessen, seinen schlichten Geschmack an Hofe durchzusetzen — die Weltgeschichte hätte vielleicht einen anderen Lauf genommen. Aber die Macht der bösen Gewohnheiten aus Ludwigs XV. Zeit war stärker als die Charaktere des jungen Herrscherpaares. Die Maitressen, die emporgekommenen Prinzessinnen, die unter der letzten Regierung aus der Hefe des Volkes emporgetaucht waren, trieben ihren schamlosen Luxus wie zuvor an den öffentlichen Vergnügungsorten, und die Königin ließ sich durch das Beispiel dieser großen Damen zu Verschwendungen hinreißen, die bald ihre Kasse leerten und sie in eine enorme Schuldenlast stürzten. Selbst die Ermahnungen der erhabenen Mutter Maria Theresia blieben unbeachtet, ja stachelten die junge trotzige Frau zu noch tolleren Extravaganzen an. Wie sollten da die Einwendungen des schüchteren Gemahls Gehör finden, der nur durch die Blume seine Vorstellungen zu machen wagte! Die Damen des Gefolges der Königin wußten selbst die zarten Seiten des Gemüthes ihrer Herrin zu benutzen, sie zu umstricken. Die Königin hatte sich jahre=

lang des Tragens von Diamanten enthalten und es so den Damen des Hofes unmöglich gemacht sich mit den ihrigen zu schmücken. Um dieser diamantenlosen, dieser schrecklichen Zeit ein jähes Ende zu bereiten, ersann man eine List. Einer der ersten Juweliere Frankreichs erbat sich bei der Königin Audienz und klagte ihr über den schlechten Stand seines Geschäftes. Das rührte das königliche Herz, die Königin kaufte ihm sofort ein paar Ohrgehänge im Werthe von einer halben Million ab. Dieser kostbare Schmuck war aber nicht mehr unter den französischen Krondiamanten zu finden, als diese jüngst versteigert wurden, er wurde bereits zur Bezahlung des 1794 aus Amerika eingeführten Getreides benutzt*).

*) Beiläufig sei hier bemerkt, daß bei der Versteigerung der französischen Krondiamanten durchaus nicht sämmtliche unter den Hammer kamen. Zwar wurden die weltberühmten „sieben Mazarins", der Stolz der französischen Könige, in alle Welt zerstreut, außer diesen aber wurden die den höchsten Werth repräsentierenden Kleinodien des Kronschatzes als Staatseigenthum zurückbehalten und zwar aus dem einfachen Grunde, weil für sie die Preise, die man für sie in Anschlag hätte bringen müssen, keinesfalls erzielt worden wären. So hätte beispielsweise der „Regent," dieser größte Diamant der Erde, mit zwölf- bis vierzehn Millionen bewerthet werden müssen. Dieser „Regent" war zur Zeit, als Napoleon Konsul wurde, vom Konvent in Berlin für vier Millionen versetzt, und Napoleon löste ihn erst wieder zurück ein. Aus dieser Thatsache folgerten später Anhänger der Familie Bonaparte, der „Regent" sei Privateigenthum Napoleons gewesen. Wahrscheinlich ist diese Rückeinlösung doch nur auf Befehl Napoleons auf Staatskosten erfolgt.

Und wer hätte ferner wohl den berühmten Degen, den Napoleon I.

Ebenso brachten die Posamentiere von Lyon ihre Klagen vor. Sie wären ruiniert, behaupteten sie, seit Ihre Majestät nicht mehr das Beispiel der gold- und silberbesetzten Kleidung gäbe. Daraufhin verbot die empfindsame Königin, an ihren

---

und nach ihm alle Herrscher Frankreichs getragen, und den man als das herrlichste Meisterwerk der Juwelierkunst bezeichnet, nach seinem histerischen und künstlerischen Werth, der sich gar nicht in Ziffern fassen läßt, bezahlt! Ebenso wäre für die anderen geschichtlich merkwürdigen Kleinodien, wie für die Reliquienbroche Ludwig XV., diesen kunstreichen, als Spange dienenden Reliquienhälter, ferner für die Uhr, die Ludwig XIV. vom Dey von Algerien geschenkt wurde, für den Rosendiamant aus dem berühmten Kamme, dessen andere Edelsteine zum Verkauf gelangten, für das wunderbare Schild des dänischen Elephantenordens und andere derartige Kostbarkeiten gewiß nicht ein Preis geboten worden, dessen ihre Geschichte sie werth erscheinen läßt.

Sie werden in einem eigens dazu hergerichteten Behälter in der Apollo-Galerie des Louvre ausgestellt bleiben. Abends wird der Behälter sich durch besondere Vorrichtungen in einen sicheren Stahlkoffer versenken.

Wenn es sich überhaupt bei dem Verkauf der Krondiamanten blos darum handelte, Geld zu machen, so wäre der Vorschlag, den gesammten Kronschatz für Geld sehen zu lassen, gewiß das Vortheilhafteste gewesen. Die Ausstellung derselben würde jährlich mehrere Hunderttausende eingebracht haben, wenn ein Eintrittsgeld von 2 Fr., an gewissen Tagen von 5 und 10 Fr. erhoben worden wäre. Keine Pariserin wäre zurückgeblieben, keine auswärtige Dame hätte Paris verlassen, ohne den Kronschatz zu sehen; alljährlich wären viele Damen eigens dazu hierher gekommen. Kurz, mindestens auf 200 000 Besucherinnen und auch Besucher hätte die Ausstellung des Kronschatzes jedes Jahr zählen können. Der Gesammterlös der Versteigerung der Krondiamanten hat sich aber auf nur sieben Millionen Francs belaufen!

Die Käufer der französischen Kronjuwelen lebten der Hoffnung

Empfangstagen anders, als in Kleidern zu erscheinen, die den Schmuck der Lyoner Industrie aufwiesen.

Der Putz ward also ihre Hauptbeschäftigung. Ganze Stunden hielt sie sich bei einer Modistin der Straße St. Honoré, Namens Bertin, auf, welche ihren Bedarf lieferte. Die Memoiren der Epoche sind voll von Anekdoten über Fräulein Bertin.

Als eines Tages die Königin mit großem Gefolge bei der Modehändlerin vorüberfuhr, grüßte sie diese, welche sich mit dreißig von ihr beschäftigten Arbeiterinnen auf ihren Balkon gesetzt hatte, auf das vertraulichste, zum großen Ärger der alten Herzoginnen, die noch an die Etikette der Zeit Ludwig XIV. gewöhnt waren. Und um die Unschicklichkeit voll zu machen, verwirrte die Geste der Königin auch den König dermaßen, daß er sich in der Kalesche hoch aufrichtete und sich verneigte.

Die Ausschreitung des Luxus ist mit dem guten Geschmack unvereinbar. Da Marie Antoinette an nichts dachte, als die Herrschaft über die Mode königlich auszuüben, wurden

man werde ihnen urkundliches Material über die Geschichte derselben, ihre Stifter, Träger u. s. w. mitgeben. Die Sachen hätten dadurch einen höheren Preis erzielt. Aber aus irgend einem, wohl politischen Grunde hat man ihnen jede Notiz darüber vorenthalten.

Uebrigens wurde auch nur selten ein Schmuckgegenstand als Ganzes verkauft, vielmehr fast stets die Steine und Perlen einzeln. So wurde die berühmte ceinture der Kaiserin Eugenie, der prachtvolle Gürtel, welchen diese nach demjenigen hatte anfertigen lassen, welchen die Schauspielerin Mlle. Dorvak in dem Stück „Les Sept Péchés capitaux“ getragen, in zehn „Lots“ (Nummern) vertheilt, versteigert.

Frivolität und Extravaganz aufs äußerste getrieben. Die ausschweifendsten Toiletten der Zeit Ludwig XV. waren mäßig neben denen, die 1776—1778 aufkamen.

Die Haare wurden so hoch aufgetürmt, daß der Kopf $^2/_3$ des Körpers zu bilden schien. Karikaturen der Zeit lassen die Coiffeure auf eine Leiter steigen, um die Damen zu frisieren. Tatsache ist, daß diese genötigt waren, sich in den Wagen knieend zu verhalten; daß man sie aus dem Amphitheater der Oper verweisen mußte, weil sie den Anblick der Bühne versperrten, und daß die Industrie einen eigenen Mechanismus erfand, um die Haartracht nach Belieben niedrig zu stellen und wieder aufzurichten.

Der Geschmack für Federn wurde zu einer wahren Leidenschaft. Man that sie in die Haare ebensowohl, wie auf die Bonnets. In allen Stellungen wurden sie vorn, hinten und auf die Seiten des Kopfes hingepflanzt. Die von Beaumarchais in seinen Denkwürdigkeiten dem satirischen Wappenschilde des Journalisten Marin verliehene Devise: „Qu'es-aco, Marin?“ gab einer hierauf bezüglichen Mode den Ursprung. Die Königin hatte sich diesen Ausdruck erklären lassen und wiederholte ihn scherzhaft in ihrer vertrauten Umgebung. Fräulein Bertin ergriff dies als einen Lichtstrahl. Drei Federn, die sie hinter dem Chignon anbrachte, erhielten durch sie den Namen Qu'es-aco.

Man weiß, daß Marie Antoinette, als sie sich zu einem vom Herzog von Orléans gegebenen Ball begab, sich ihren Federbusch abnehmen lassen mußte, um in den Wagen zu steigen; man setzte ihr denselben wieder auf, als sie ausstieg.

Lord Storment, Gesandter des Königs Georgs III. bei Ludwig XVI., brachte aus Paris eine Straußfeder von mehr als drei Fuß Länge mit. Er machte sie der Herzogin von Devonshire zum Geschenk, und dieses Ungeheuer führte die französische Mode in England ein.

Es war Vorschrift am Hofe, daß der Coiffeur, der die Personen der Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt berührte, sich einer öffentlichen Praxis zu enthalten hatte. Marie Antoinette wollte, daß Léonard Autier, der mit Gunst überhäufte Coiffeur der Königin, fortfahre, seine Kundschaft zu bedienen, denn sie besorgte, seine Hände möchten an Geschicklichkeit einbüßen, und sein Talent einseitig werden. Er wurde einer der Vertrauten der Flucht von Varennes; man ließ ihn, mit einer Schachtel von Edelsteinen beladen, die er in Brüssel zu veräußern beauftragt war, vorauseilen. Allein dieser Dienst wurde teuer bezahlt, da es seine Schuld war, daß die Pferde der letzten Station nicht rechtzeitig am Platze waren und die Unternehmung mißglückte.

Die Hauptforce des Léonard Autier war das Aufbauen der poufs, der turmartigen, mit gefaltetem Gaze aufgebauten Haarputze. Der Fortsetzer der Mémoires de Bachaumont hat uns die Beschreibung eines pouf au sentiment hinterlassen, mit dem sich die Herzogin von Chartres eines Tages zeigte:

„In der Mitte", erzählt er, „saß eine Frau auf einem Lehnstuhl mit einem Säugling im Arme, wodurch der Herzog von Valois (Ludwig Philipp) und seine Amme repräsentirt wurde. Zur Rechten war ein Papagei, der eine Kirsche

anpickte, ein Lieblingsvogel der Prinzessin. Zur Linken befand sich ein kleiner Neger, ein Abbild dessen, den sie so sehr liebte. Das Uebrige war mit einem Büschel von Haaren des Herzogs von Chartres, ihres Mannes, des Herzogs von Penthièvre, ihres Vaters, und des Herzogs von Orléans, ihres Schwiegervaters, garnirt. Dies war der Apparat, mit dem die Prinzessin ihren Kopf belud."

Ein gleicher sinnloser Luxus wurde mit den Roben getrieben. Man vermag sich nicht vorzustellen, was die grande tenue für Besatz erforderte. Die paniers gingen damals ihrem Ende entgegen und erlangten zugleich ihre größte Weite. Es gab deren von 4 bis 5 Meter Umfang. Der darüber gespannte Stoff war überladen garnirt, mit Perlen und Edelsteinen besäet. Darum konnte der Preis einer Robe ein Vermögen repräsentiren. Madame de Matignon, die ein von ihr bestellkes Kostüm nicht baar bezahlen konnte, kaufte es für eine lebenslängliche Rente von 600 Livres.

In den vor einiger Zeit veröffentlichten Denkwürdigkeiten des Marquis von Valfons liest man, daß es 250 Arten der Robengarnirung gegeben habe, und der Autor macht uns das Vergnügen, die Namen einiger dieser Garnituren zu bezeichnen.

Auch die Farben dieser Roben haben ihre Geschichte.

An einem Sommertage des Jahres 1775 erschien Marie Antoinette vor Ludwig XVI. mit einer Taffetrobe von bräunlicher Farbe. „Das ist die Farbe des Flohs", sagte der König. Das Wort machte Glück; der ganze Hof

legte Floh-Farbe an. Paris und die Provinz eiferten dem Hofe nach, die Färber variierten die Nüancen: Es gab die vieille und die jeune puce, den ventre de puce, den dos de puce, die cuisse de puce. Nachher kam das chamois, die Livree Condé's. Als später Monsieur (Ludwig XVIII.) herausfand, daß ein gewisser aschfarbiger Stoff den Haaren der Königin gliche, wurde etwas von den Haaren der Marie Antoinette mit Eilpost nach der Gobelin-Fabrik und nach Lyon geschickt, um genau diese Farbennüance zu imitieren.

Allmälig nahen wir der Zeit, wo für die Nation jede Hoffnung auf Erlangung ernsthafter Reformen sich verflüchtete, jenen traurigen Jahren, in denen die Monarchie sich vollends ihr Grab grub.

Es machte sich auf einmal eine eigentümliche Veränderung in den Gewohnheiten an hoher Stelle bemerkbar. Ohne im geringsten seine unmäßigen Ausgaben zu beschränken, nahm der Hof doch gewisse bürgerliche Manieren an. Es wurde guter Ton, bei jeder Gelegenheit das angeordnete Zeremoniell außer Acht zu lassen. Die hochgestelltesten Persönlichkeiten enthielten sich selbst des Tragens ihrer Ordenszeichen und Großkordons, gleich als ob sie die Abzeichen ihres Ranges ihrer Person nicht würdig hielten. Marie Antoinette verbrachte den größten Teil ihrer Zeit in Trianon, als Schäferin oder Milchmädchen gekleidet, und vergnügte sich mit ländlichen Beschäftigungen. In den Augen derjenigen, welche die späteren Ereignisse an der Elle der Etikette gemessen haben, war dieses Vergessen der

alten Gebräuche die Ursache der Revolution. Andere werden darin eine Wirkung jener unwiderstehlichen Macht erblicken, die den alten, bis zur Verläugnung gesunder Sinne aufrecht erhaltenen Trödelkram wegschwemmte.

Der Bankerott, welcher in der adligen Welt Modesache wurde, war ein anderes Zeichen der Zeit. Durch Luxus verschuldete Grands Seigneurs sahen sich genötigt, ihren Lieferanten ihre Einkünfte, Equipagen, ihre teuren Hotels zu überlassen, und mehr als einmal wurden die Aktiva so viel niedriger als die Passiva befunden, daß die Gläubiger ihrerseits wieder fallierten.

Mercier bekundet, daß die französische Heiterkeit abhanden gekommen war. Die ernste Miene, ein kaustischer Ton zeigten an, daß alle Welt in Geldnot war. Man bot das äußerste auf, um den Gewohnheiten des Luxus nachkommen zu können, die man zu reformieren sich unfähig fühlte. Die schlechte Laune ergoß sich in Anklagen gegen die Verschwendung des Hofes.

Nach dem unglaublichen Erfolge der Hochzeit des Figaro wurde das Aussehen der Soubrette dem der Schäferin vorgezogen. Madmoiselle Contat, die mit der Rolle der Susanne betraut war, hatte durch ihre ungezwungene Haltung und vollendete Grazie stürmischen Beifall geerntet. Der Triumph der Schauspielerin brachte das Kostüm, in dem sie ihn errungen hatte, in Mode. Das Negligé à la Suzanne machte während der Dauer des ganzen Jahres 1785 Furore.

Es war dies das verhängnisvolle Jahr, in dem die

unglückliche Halsbandgeschichte vorfiel, in deren Folge die Königin in einen unbeschreiblichen Mißkredit kam. Marie Antoinette, die das Opfer scheußlicher Nachreden ward und von der öffentlichen Meinung in den Bann gethan wurde, verlor das Szepter der Mode für immer. — *)

Welch' erschreckende Fortschritte im Verfall der Sitten das 18. Jahrhundert in Frankreich gemacht hat, erkennen wir so recht deutlich, wenn wir den vorhergehenden Jahrhunderten einen anderen, nicht minder zuverlässigen Sittenspiegel vorhalten, wenn wir nämlich die Tänze am französischen Hofe im XVI. und XVII. Jahrhundert betrachten.

Das Hoforchester bestand höchstens aus zwölf Personen, die sämtlich in braunen anliegenden Beinkleidern, kaum bis an die Kniee reichenden Puffhosen und in geschlitzten Wämsern mit seidenem Vorstoß erschienen. Alles war von gleich brauner Farbe, nur die Schuhe und die Halskrausen waren weiß. Dies waren nach einem Gemälde der „Schule Clouet" aus der Zeit der Katharina von Medici die offiziellen Kostüme des Hofballorchesters. Die hierbei üblichen Instrumente waren außer einigen Flöten und Klarinetten nur Zithern oder Guitarren. Später, im 17. Jahrhundert, kamen noch einige

*) Eingehend behandelt ist das Kapitel der Mode am französischen Hof und in der französischen Gesellschaft in den höchst lesenswerten Aufsätzen „Die französische Revolution und die Mode" in der Königl. privilegierten Berlinischen Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen. (Vossische Ztg.), die wir des öfteren bei unserer Schilderung herangezogen haben.

Tambourins hinzu. Ich spreche natürlich hier nur von der Hoftanzmusik und nicht von der Volkstanzmusik. Diese Hoftanzmusik und ihre „Weisen" und Melodieen (airs) waren im ganzen sehr einfach, ernst und feierlich, wie der Tanz selbst und sein Rhythmus. Der Tanz bestand eigentlich nur in den rhythmischen Körperbewegungen der Tanzenden bei einem langsamen Vor- oder Rückschreiten, einem feierlichen, höchst abgemessenen sich Drehen oder Wenden. Der Haupttanz bei Hofe war die Pavane, welche, unmittelbar vor dem Throne, nur von vier Paaren getanzt wurde. Sowohl auf dem Clouet-Bilde als auch auf dem bekannten Gemälde von Chenavard, „Die Hochzeitsfeier des Königs von Navarra", nachmaligen Henry IV., mit der Margarethe von Valois, ist diese Pavane zu vier Paaren, darunter der König von Navarra mit seiner Braut, äußerst getreu und korrekt dargestellt. An diese Pavane, ursprünglich ein italienischer Hoftanz, schlossen sich später bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts die Chaconne; die Farandole, das Tricottet, das Menuett an, welches nur von zwei Personen getanzt wird. Gegen diese ernsteren Tänze einer dreihundertjährigen Vorzeit sind unsere modernen „Länder" und Polka und Galopp wahrhaft barbarische. Ungeheuer, und man fängt in Paris in vornehmen Kreisen an, die Pavane und das Menuett wieder zu ihrem alten choreographischen Ansehn zu erheben.

Möchte doch die Damenwelt auch dafür wieder klaren Blick gewinnen, daß gute Sitte und Natürlichkeit in der Mode Hand in Hand gehen, wie die Demoralisation der

Gesellschaft in den wahnsinnigen Unnatürlichkeiten der, das Körpermaaß entstellenden Kleider, ihren Ausdruck fand. Kann man es noch verstehen, daß Damen, welchen die Natur blühenden Wuchs versagte, durch Bekleidung den Mangel zu ersetzen bestrebt sind, so giebt es andererseits keine vernünftige Begründung für Moden, die den Körper mißgestaltet erscheinen lassen, indem sie manche Körpertheile in buckelartiger Form hervortreten lassen. Ein Mensch mit solchem natürlichen Wuchs würde als mißgestalteter armer Krüppel angesehen werden, und nun glaubt ein urteilsloser Theil der Damenwelt, der unter der Tyrannei geschmackungebildeter Schneider steht, welche die Mode angeben, sich auf solche Weise zu — verschönern!!

Unsere geneigten Leserinnen und Leser mögen uns diese Excursion auf das Gebiet der Mode verzeihen, wir glaubten aber ein so schlagendes Beispiel für den inneren Zusammenhang widernatürlicher Moden und perverser Sitten, wie ein solches das Frankreich zur Zeit vor der Revolution bietet, nicht unangeführt lassen zu dürfen, ja glaubten diesen Hinweis unserer Zeit schuldig zu sein, die eine unverkennbare Hinneigung zu den Moden der Marie Antoinette bekundet.

Wüßten nur die Damen, wie unschön ein solcher Turm auf dem Kopf steht, wie häßlich eine Aufbauschung schon übervoller Körpertheile wirkt!

Wir haben nun so viel von den Frauen des bourbonischen Frankreichs geredet, daß es wohl endlich auch mal an der Zeit wäre, von dem Verhältnis der Männer zu den Frauen zu reden. Da werden wir denn im damaligen Frankreich

selten eine Ehe finden, die uns Deutschen mit unserem angeborenen Sinn für Häuslichkeit zusagen dürfte. Man liebt dort drüben leichter und man freit auch dort drüben leichtsinniger. Wir lassen hier der Merkwürdigkeit halber ein drastisches Beispiel leichtsinniger Ehewerbung eines französischen Dichters zur Zeit Ludwigs XIV. folgen.*) Der Enkel Heinrichs IV., der Dichter Dufresny, sagte sich eines Tages: Heiraten wir! Aber wen? Ja wen!? Der Dichter brütet noch über dieser ungelösten Frage, als sich die Thüre öffnet und die Wäscherin, ein junges hübsches Ding, eintritt, um dem Herrn die Rechnung zu überreichen.

„Die Rechnung!? Hm! Aber Kind, was fällt Dir ein, das Spiel hat mich seit vierzehn Tagen verfolgt, ich habe kein Geld."

„Es ist ja nur eine Kleinigkeit, drei Louisdor," lächelt die Kleine.

„Kleinigkeit! Drei Louisdor und ich habe nicht einen einzigen."

„Ja, aber bezahlen müssen Sie mich deshalb doch," erklärt Mademoiselle energisch, „in acht Tagen mache ich Hochzeit, und da muß ich mein Geld haben."

---

*) Einem Essay O. Verkamp's, der geistvollen Verfasserin der Novellen „Karyatiden," entnommen. Über diese Schriftstellerin schreibt Carl Bleibtreu in der 3. Auflage seiner „Revolution der Litteratur": „Auch eine Schriftstellerin möchte ich hier (unter den Realisten) mit besonderem Nachdruck hervorheben, welche sich weit über die großgeschrieene W. von Hillern erhebt: O. Verkamp, deren „Karyatiden" eine fortreißende stürmische Leidenschaft und Gestaltungskraft verrathen."

„Heiraten willst Du? Ei der tausend, wen heiratest Du denn?“

„Einen Kutscher!“

„Pfui, Mädchen, so hübsch und einen Kutscher!“

„Nun, wen soll ich denn heiraten, wenn nicht den Kutscher?“

„Nun sieh mich einmal an, was meinst Du zu mir?“

„Sie? Sie wollten eine Wäscherin heirathen, Sie?“

„Und warum nicht? Meine Großmutter, die erste Liebe Heinrichs IV., war nichts als ein Gärtnermädchen. Eh bien?“

Eh bien? Die Kleine begann mit wenn und aber zu kapitulieren, und das Ende vom Liede war — die Trauung des Enkels Heinrichs IV. mit einer Wäscherin.

Natürlich wäre es von der kleinen Wäscherin viel vernünftiger gewesen, den Kutscher, statt den Dichter zu heirathen. Madame Dufresny hatte nach dieser Eheschließung mehr schmutzige Wäsche zu waschen denn zuvor, und Dufresny, der ein Spieler und Verschwender war, wurde nur durch die Großmut Ludwigs XIV. vor gänzlichem Untergang bewahrt. Dieser Monarch soll gesagt haben: „ich kann doch meine Verwandte, die Wäscherin, nicht verhungern lassen, weil sie die Dummheit begangen hat, meines Großvaters illegitimen Enkel zu heirathen.“

Ludwig XIV. wollte aber nicht blos als Beschützer der Dichter und Gelehrten glänzen, sondern pfuschte den Ersteren auch ab und zu in’s Handwerk. So übergab er denn auch einmal dem berühmten Dichter Nikolas Boileau

Verse von seiner Composition und ersuchte ihn um sein Urteil über selbige. Die Verse waren herzlich schlecht und so zögerte Boileau, der weder der Wahrheit in's Gesicht schlagen, noch die Autoreneitelkeit des Monarchen verletzen wollte, mit der Antwort. Doch Ludwig XIV. bestand darauf, seine Meinung zu wissen. In diesem Dilemma verfiel der Dichter auf einen geschickten Ausweg. Er rief nämlich mit Emphase aus: „Ew. Majestät ist nichts unmöglich! Sie haben schlechte Verse machen wollen, und siehe! selbst dies ist Ihnen gelungen." Mit sauersüßem Lächeln nahm der König dies zweifelhafte Lob hin.

A propos Boileau! Es ist dies ja derselbe Boileau, der den Jesuiten jene köstliche Charakteristik an den Kopf warf! Er veruneinigte sich über die göttliche Gnade, die er in seinem Epitre sur l'amour de Dieu abhandelte, mit ihnen. Die ehrwürdigen Väter fürchteten sich vor seiner schonungslosen Geißel und schickten einige Mitglieder ihres Ordens an ihn ab, um mit ihm zu unterhandeln. Als er sie in das Zimmer treten sah, fragte er, wer sie wären? Über den Empfang verwundert, erklärten sie, sie wären von der Gesellschaft Jesu. „Sind Sie", fragte Boileau, „von der Gesellschaft Jesu, die bei seiner Geburt zugegen war, oder von der Gesellschaft, die bei ihm war, als er starb? Denn er wurde zwischen Ochsen und Eseln geboren und starb zwischen zwei Schächern".

Da wir nun doch einmal in's Anecdotenerzählen aus dem Kreis Ludwigs XIV. geraten sind, wollen wir noch folgende zum Besten geben, um zu zeigen, daß die Bourbonen

noch nicht die schlimmsten in Beobachtung der Etiquette waren.

Der Herzog von Créqui erzählt in seinen Memoiren eine höchst drollige Geschichte, die ihm mit einem Abgesandten des Kaisers von Siam, welcher im Jahre 1680 ein Schreiben an König Ludwig XIV. zu überbringen hatte, passiert ist. Auf Befehl seines Souveräns reiste er dem Gesandten bis Vincennes entgegen und empfing von demselben das kaiserliche Schreiben in einem Kästchen von Sandelholz. In Vincennes wurde übernachtet, und zwar wohnte der Herzog im ersten Stock, der siamesische Gesandte aber im zweiten. Mitten in der Nacht aber weckte der Kammerdiener den Herzog und meldete demselben, daß der Gesandte weinend vor der Thür stände und durchaus zu ihm wollte. Erschreckt sprang Créqui aus dem Bette und empfing den Gesandten, der ganz niedergeschmettert in der einfachsten Kleidung der Welt hereinstürmte. „Aber um Gottes willen," rief der Herzog, „was ist für ein Unglück geschehen?" — „O, mein Kopf, es kostet meinen Kopf!" jammerte der Siamese ohne Aufhören, „geben Sie mir das Schreiben wieder, sonst bin ich verloren. Denn", fügte er hinzu, „der Brief meines Herrn ist im untern Zimmer, und ich schlafe darüber, und es ist dies bei Todesstrafe verboten!"

* * *

Einen interessanten Einblick in die Erziehungsmethode zur Zeit Ludwigs XVI. geben die Memoiren der Prinzessin

Helene Massalska*), welche uns von dem Leben der jungen Prinzessinnen in der Klosterpension „Abbaye aux Bois" berichten.

Nicht „gebildete Mädchen" im Sinne unserer höheren Töchterschulen, künftige Damen der vornehmen Welt, der aristokratischen Gesellschaft sollten im Kloster erzogen werden, da ein Familienleben in dem Adel Frankreichs nicht mehr bestand und bei den Ansprüchen des Hofdienstes den Verpflichtungen und den das Dasein völlig ausfüllenden Nichtigkeiten und Zerstreuungen, die der Rang auferlegte, auch nicht bestehen konnte. Den jungen Mädchen Haltung, Freiheit und Anmut der Bewegung, die artigste Antwort, die zierlichste Verneigung, eine gefällige Handschrift, eine musterhafte Aussprache beizubringen, war wichtiger, als ihr Herz zu bilden oder ihren Kopf mit wissenswürdigen Dingen zu beschweren. Eine geistreiche, schlagende Antwort macht denn auch die Runde durch die Pension und lebt in der Erinnerung fort. Die zwölfjährige Helene erzählt von dem zehnjährigen Fräulein von Montmorency folgenden Zug. Die kleine Montmorency war ein Dickkopf und benahm sich einmal der

*) Prinzessin Helene Massalska war in erster Ehe mit dem Prinzen Karl von Ligne verheiratet, in zweiter Ehe mit dem Grafen Vinzenz Potocki. Das berühmte Pastellbild im Berliner königlichen Museum, das durch seinen phantastischen Liebreiz viele Tausende entzückt, soll diese Gräfin Helene Potocki vorstellen. Jedenfalls ist das Bild unter ihrem Namen berühmt geworden, wenn auch jetzt behauptet wird, es stelle gar nicht jene Gräfin, sondern ein griechisches Mädchen dar, das der Bruder Friedrichs des Großen, Prinz Heinrich, in Rom gesehen und malen lassen.

Frau Äbtissin, einer Madame von Richelieu, gegenüber so störrisch und trotzig, daß diese sich zu der heftigen Äußerung hinreißen ließ: „Wenn ich Sie so dastehen sehe, könnte ich Sie töten!" Da richtet sich der zehnjährige Knirps in die Höhe und erwidert: „Es wäre nicht das erste Mal, daß die Richelieu's die Henker der Montmorency's gewesen". Bekanntlich hatte der Kardinal von Richelieu den Herzog von Montmorency enthaupten lassen.

Die Mädchen in der Erziehungsanstalt „Abbaye aux Bois" waren in drei Klassen geteilt, aus der obersten wurden sie meist verheiratet, selbstverständlich waren alle Ehen in diesen Kreisen Konvenienzehen, von den Eltern und Verwandten geschlossen, ohne die geringste Rücksicht auf etwaige Neigungen und Wünsche der Kinder. Bei den Mädchen waren solche Wünsche von vorn herein ausgeschlossen, sie wurden oft in dem jugendlichen Alter von zwölf oder dreizehn Jahren verheiratet, und pflegten dann unmittelbar nach der Unterzeichnung des Kontrakts, der Trauung und dem Hochzeitsmahl in die Pension des Klosters zurückzukehren und wie früher zu leben und zu lernen. Nur wurden sie nicht mehr „Mademoiselle," sondern „Madame" angeredet.

Die vornehmsten Namen Frankreichs, die Montmorency's, Mortemart's, Noailles', Richelieu's, Choiseul's, waren in der Klosterpension vertreten.

Wir erfahren, daß Helene monatlich vier Louisd'or Taschengeld hatte und ihr hinsichtlich ihres Unterhalts und Unterrichts im Kloster bei einem Bankier ein Kredit bis zu 30 000 Livres jährlich angewiesen war. Sie hatte ein

eigenes Zimmer mit einer Schlafkammer, eine Kammerjungfer und eine Laienschwester zu ihrer besonderen Bedienung. Ein wenig mochten die Oberinnen auf ihre Kränklichkeit und die Zartheit ihrer Gesundheit Rücksicht genommen haben; aber ein Fräulein von Choiseul, die Thür an Thür mit ihr wohnte, scheint doch in derselben Weise gelebt zu haben.

Dem ganzen Zweck der Erziehung gemäß war denn auch der Zusammenhang zwischen der Pension und der Gesellschaft außerhalb des Klosters ein viel engerer und beständiger, als es auch von dem weitherzigsten pädagogischen Standpunkt aus entschuldbar war. Beinahe in jeder Woche waren diese oder jene von den jungen Mädchen zu den Bällen, Festen und Theateraufführungen ihrer Verwandten eingeladen. Ohne Schwierigkeit erhielten sie Urlaub und kehrten heim mit Bonbons beschenkt, die kleinen Herzen von Eindrücken, Geschichten und Beobachtungen, die für ihre Jugend ebenso unpassend wie gefährlich waren. Ihrerseits ließ „die Welt“ auch die Klosterpension nicht in Ruhe. Das war ein ewiges Kommen und Gehen der Mütter und Muhmen, der verheirateten Schwestern und Cousinen. Der zukünftige Gatte einer Pensionärin machte ihr seine erste Aufwartung im Sprechzimmer. Man begreift, daß die andern alle an den Fenstern und Dachluken lauschten, um ihn in den Hof fahren zu sehen. Und dann das Geraune und Getuschel im Garten, in den Korridoren, in dem Schlafsaal, über den „Bräutigam,“ über die Hochzeitsgeschenke! Zu den Bällen, die in der Pension gegeben wurden, erschienen alle adligen Damen von Paris, zuweilen übernachteten

junge Frauen im Kloster. Wunderlich, daß die Nonnen, wie erstorben auch ihr Herz und ihr Sinn für das Weltleben sein mochten, die großen Gefahren ihrer Erziehungsmethode nicht eingesehen haben. Um so wunderlicher, da sie für die praktischen Seiten ihres Ideals einer großen Dame kluge Augen besaßen.

Die jungen Mädchen in ihren hochadeligen Vorurteilen zu bestärken, ihnen die herrschende Sitte als das einzig Wahre und Richtige hinzustellen war Ziel der Erziehung in der Klosterpension, die ihre Zöglinge als launenhafte Kinder in die Welt entließ. In dieser Welt aber mehrten sich die Anzeigen, welche den Sturm der Revolution verkündeten.

In jenen Tagen, so erzählt die Baronin von Oberkirch in ihren Memoiren, durchschritt Kaiser Joseph II. von Österreich, der als Graf von Falkenstein durch Frankreich reiste, die Straßen von Paris, in schlichtem Tuchrock, ohne jene kostbaren Tressen, welche damals von Leuten von Stand getragen wurden. Eine Blumenverkäuferin sagte zu ihm, auf seinen einfachen Rock weisend: „Das Volk, welches die Tressen Ihrer Kleider bezahlt, ist sehr glücklich, Herr Graf.“ Es wäre unmöglich, eine Szene zu ersinnen, in welcher die Gährung der Geister jener Zeit pointierter zu Tage träte, als in diesen Worten. Man hört in diesen Worten das Sausen des Beils der Guillotine.

* * *

Die Bourbonen sind aber ein zähes Geschlecht, sie überdauerten die Revolution und deren Meister, den großen Napoleon. Der geistvolle Herzog Victor von Broglie hat

uns in seinen „Erinnerungen“ gerade aus den Tagen der Restauration vieles Interessante erzählt, das uns eindringlich lehrt, wie wenig die Bourbonen, und wie wenig das französische Volk aus der Revolution gelernt hatte.

Der Herzog Victor war siebenundzwanzig Jahre alt, als die Alliirten im Jahre 1814 in Paris einzogen. Er konstatierte, daß zu jener Zeit Niemand in Frankreich daran dachte, daß es zu einer Restauration der Bourbonen kommen könnte. Die Legende von der heißen Sehnsucht, mit welcher die Pariser der Wiedereinsetzung des legitimen Königshauses entgegengesehen haben sollen, zerstört er auf's Unbarmherzigste. Trotz all' seinem Unglück war Napoleon noch immer populärer als die Bourbonen. Der Kaiser war nach der Insel Elba abgereist, und der Graf von Artois hatte seinen Einzug in Paris gehalten. Von allen vier Ecken des Landes strömten die Royalisten nach der Hauptstadt, und die Beamten des Kaiserreichs thaten ebenfalls ihr Möglichstes, den Umschwung ihrer Gesinnungen mit möglichstem Nachdruck „an geeigneter Stelle“ zur Kenntnis zu bringen. Alle Welt, meint Herzog Victor, spazierte in jenen Tagen mit „leicht gekrümmter Wirbelsäule“ umher. Umgeben von seiner ganzen Sippe, von den Marschällen und Generälen des Kaiserreichs, hält nunmehr Louis XVIII. seinen Einzug in Paris. „Ich wohnte dem festlichen Zuge als simpler Zuschauer bei, ich folgte ihm von Straße zu Straße, von Boulevard zu Boulevard, bis zum Einmarsch in die Tuilerien. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich meine, die Zuschauer zerfielen in zwei, völlig verschiedene Teile. Die Einen, und

das war die übergroße Majorität, waren einfache Gaffer, wie ich selbst, sie schienen niedergeschlagen, aber trotzdem neugierig. Der andere Teil bestand aus eingefleischten Royalisten; sie hatten sich zwar nur in kleiner Anzahl eingefunden, vollführten aber trotzdem einen Mordsspektakel; namentlich in der Nähe der Tuilerien gerieten die Letzteren ganz aus dem Häuschen." Als sich nun nicht lange darauf die Kunde verbreitete, daß der Gefangene von Elba an der Küste der Provence gelandet sei, und auf Paris marschiere, welches Entsetzen, mehr aber noch, welch' eine Komödie gab das in der offiziellen Welt! Sollte man Ludwig XVIII. treu bleiben oder sich wieder dem großen Kaiser zuwenden? Das war die schwerwiegende Frage. Die Leute mit den „gekrümmten Wirbelsäulen" waren in der unglaublichsten Verlegenheit. Der Herzog von Broglie berichtet darüber: „Die Regierung und die ganze offizielle Gesellschaft boten einen bemitleidenswerten Anblick dar. Die unglaublichsten Gerüchte ließen sie in keiner Stunde des Tages und der Nacht zur Ruhe kommen. Man erging sich in heiligsten Betheuerungen, trotzdem nahm sich Jeder insgeheim vor, bei günstiger Gelegenheit wieder „abzuschwenken". Man bereitete sich zu unbeugsamem Widerstand vor, mit dem festen Vorsatz, nicht einmal den ersten Anprall auszuhalten. Man schwur dem Tyrannen Rache, traf aber trotzdem Vorsichtsmaßregeln, bei dem „Unhold" möglichst schnell wieder zu persönlicher Audienz vorgelassen zu werden. Forbin klapperte mit seinem großen Säbel im Salon von Madame Récamier, und Benjamin Constant declamierte ihr seinen Artikel vor, der

für das „Journal de Débats" bestimmt war, beide bekümmerten aber sich mehr um die schöne Frau als um Kaiser und König. Eine tolle Volksmenge umwogte die Tuilerien, schrie anhaltend: „Vive le roi!" und wartete nur auf das Zeichen, um „Vive l'empereur!" brüllen zu können. Die beiden Kammern schienen ebenso entthront, wie der König selbst, die Deputierten hatten vollständig die Köpfe verloren, und ihr Versammlungsort war ein Kaffeehaus, wohin man sich begab, um die neuesten Nachrichten zu hören. Die Sitzung, in welcher Louis XVIII. erschien, um zu verkünden, daß er bei Verteidigung des Landes gegen den Usurpator auf den Stufen des Thrones zu sterben wissen werde, war trotzdem recht effektvoll. Die Teilnehmer an jener Sitzung mochten dieselben Gefühle haben, wie leidenschaftliche Schauspieler, die irgend eine erregte Scene darstellen müssen. Sobald der Vorhang aber fällt, verrauchen auch die Leidenschaften. Louis XVIII. verließ am 19. März Paris, Bonaparte trifft bereits am nächsten Tage dort ein. Die Stadt gewährte einen düsteren Anblick; nur die Soldaten waren vergnügt, sie hatten die dreifache Kokarde wieder an ihre Mützen gesteckt und sangen die Marseillaise. „Als die Nacht hereinbrach, traf ihr Meister ein. Er stieg die Treppen zu den Tuilerien hinauf, halb getragen von seinen Generalen und früheren Ministern, von allen früheren und gegenwärtigen Gefährten seines Glücks. Trotzdem drückten ihre Mienen ebensoviel Ängstlichkeit wie Freude aus". Napoleon selbst gab sich auch keinen Illusionen über die Stimmung hin, welche seine Rückkehr in Paris hervorrief.

„Er äußerte darüber einige Tage später zu einem seiner Vertrauten: Sie haben mich kommen lassen, wie sie die anderen fortschickten. Wie Recht hat doch Cromwell gehabt, als er, die Freudenrufe der Volksmenge hörend, zu Thurloe sprach: „Die Kerle würden noch viel mehr jubeln, wenn sie meiner Hinrichtung beiwohnen könnten!"

Während der hundert Tage strömten die Legitimisten nach Lüttich, wo der dicke und gelähmte Ludwig XVIII. das Vorüberrauschen der letzten und gewaltigsten napoleonischen Sturmflut nicht ohne Zittern abwartete.

Broglie war während der hundert Tage Mitglied der Kammer der Deputirten. Nach dem Sturze Napoleons trat er wieder in die Pairskammer. Die Ausschreitungen der Restauration und der Reaktion erfüllten ihn mit tiefem Widerwillen. Wo es anging, trat er ihnen entgegen, wie er denn zu den wenigen Pairs gehörte, die auf die feierliche Umfrage in der als Gerichtshof konstituierten Pairskammer, ob der Marschall Ney durch seinen Übertritt zur Sache Napoleon's Hochverrat begangen habe, mit „Nein" antworteten.

Wie Broglie, so empfanden alle tüchtigen Franzosen die stagnierende Regierung Ludwig XVIII. und dann die seines Bruders Karl X. als einen unerträglichen Hemmschuh des modernen Lebens.

Guizot, der berühmte französische Staatsmann und Geschichtsschreiber, schildert die Persönlichkeit Ludwigs XVIII., dem er sich während der zweiten Emigration im Jahre 1815 in Gent vorstellte, wie folgt: „Zweierlei blieb mir deutlich in der Erinnerung, die Hilflosigkeit und das würdevolle

Äußere des Königs. In der Haltung und im Blick dieses Greises, der, halb gelähmt, auf seinem Sitze unbeweglich und wie festgenagelt saß, strahlte eine erhabene Heiterkeit und, trotz seiner Schwäche, ein ruhiges Vertrauen in die Kraft seines Namens und seines Rechtes, daß ich überrascht und gerührt war.“ An einer anderen Stelle heißt es: „Ludwig XVIII. verstand es nicht, seine Minister zu leiten. Er hatte als König große negative oder zuwartende Eigenschaften, aber wenig aktive und wirksam eingreifende. Ehrfurchtgebietend, voll feinen Urteils, maßvoll, wußte er zurück zu halten und zu hintertreiben; aber er war außer Stande, einen Rat oder einen Anstoß zu geben. Er hatte wenig Ideen und keine Leidenschaft. Arbeit und Aufregung liebte er nicht. Er erhielt seinen Rang, sein Recht und seine Macht kraftvoll aufrecht und vermied viele Fehler; aber wenn seine Würde und seine Klugheit einmal beruhigt waren, ließ er die Dinge gehen, wie sie gingen, an Geist und Körper zu wenig energisch, um die Menschen zu beherrschen und sie zur Erfüllung seines Willens anzuhalten.“ In einer Gegenüberstellung Ludwig's XVIII. und Karl's X. wird gesagt: „Ludwig XVIII. war ein gemäßigter Mann des Ancien Régime und ein Freidenker des 18. Jahrhunderts; Karl X. war ein sich selbst treuer Emigrant und unterwürfig fromm. Die Weisheit Ludwig's XVIII. war voll Eigennutz und Zweifelsucht, aber ernst und wahr. Wenn Karl X. als weiser König handelte, so that er es aus Redlichkeit, aus blindem Wohlwollen, in der Eingebung des Augenblicks, aus Gefallsucht, nicht aus Überzeugung und Neigung.

Die Regierung Ludwig's XVIII. war trotz des Wechsels der Minister stets in Übereinstimmung mit sich selbst. Ohne schlechte Berechnung und ohne täuschenden Vorbedacht schwankte Karl X. von Widerspruch zu Widerspruch und von einer Inkonsequenz zur anderen, bis zu dem Tage, wo er, seiner eigentlichen Überzeugung und seiner wahren Willensrichtung sich überlassend, den Fehler beging, der ihm die Krone kostete." Die Generalin Durand erzählt in ihren Memoiren folgenden, den Charakter Karl's X. grell beleuchtenden Zug. Nach Napoleon's Sturz wurde auch der Gepäckwagen, welcher die Privat-Ersparnisse des Kaisers im Betrage von 30 Millionen Francs in Gold enthielt, nach Paris zurückgeführt. „Als der goldbeladene Wagen acht Tage später im Tuilerienhofe ankam, um die Fässer wieder an ihren früheren Platz zu bringen, stand gerade der Graf von Artois (der spätere Karl X.) auf dem Balkon und schaute dem Abladen zu. Er war von vielen höheren Offizieren und einer Menge getreuer Royalisten umgeben, denen er sich erkenntlich zeigen wollte. Er befahl deshalb, vier von den Fässern (deren jedes eine Million enthielt) heraufzubringen und zu öffnen. „Greifen Sie zu, meine Herren," sagte der Prinz und that selbst den ersten Griff, „wir haben lange genug zusammen dulden und entbehren müssen; jetzt ist die Reihe an uns gekommen, uns wohl sein zu lassen. Genieren Sie sich nicht! Greifen Sie zu!" Die Herren ließen sich das nicht zweimal sagen; sie genierten sich nicht, sondern griffen tapfer in die vollen Fässer hinein und füllten sich die Taschen, einige so tapfer, daß sie auch

noch die Manteltaschen voll steckten und so schwer trugen, daß sie kaum die Treppe hinunter und in ihre Wohnung kommen konnten. Manche von ihnen sollen auf diese Weise mehr als 100 000 Francs fortgeschleppt haben, und immer neue Freunde und Anhänger meldeten sich — alles, was sich im Schlosse aufhielt, war auf einmal gut royalistisch geworden — und am Abend desselben Tages waren die vier Fässer bis auf das letzte Goldstück geleert. Sehr nobel ist die Geschichte freilich nicht, aber sie ist wahr; ich habe sie von einem höchst ehrenhaften Offizier der Nationalgarde, der an jenem Tage die Schloßwache kommandierte, aber wie er sich ausdrückte, „seine Hände rein behielt".

Da es hier nicht unsere Absicht ist, eine Geschichte des Hauses Bourbon zu schreiben, es uns vielmehr darauf ankommt, den Geist, der am französischen Königshofe herrschte, möglichst lebendig zu vergegenwärtigen, das Leben und Treiben daselbst durch Vorführung typischer Ereignisse zu veranschaulichen, glauben wir die ganze Episode der Restauration bis 1830 genügend durch ihr tragikomisches Ende zu charakterisieren.

Odilon Barrot, Mitglied der provisorischen Regierung nach dem Sturze Karls X. und als liberaler Minister unter den folgenden Regierungen von Bedeutung, hat uns die Flucht Karls X. aus Frankreich, bei der er eine nicht unbedeutende Rolle spielte, als Augenzeuge besonders genau und ausführlich dargestellt. Da die ganze Trostlosigkeit Bourbonischer Wirtschaft bei dieser Flucht hell zu Tage tritt, und wir uns kein besseres Beispiel denken können, um zu

beweisen, daß die Triebfedern, welche wir anfangs als die leitenden am Bourbonischen Hofe bezeichnet haben, bis zum letzten Augenblick der Souveränität der Bourbons in Kraft waren, wollen wir die Beschreibung der Flucht Karls X. in gekürzter Form, anlehnend an die deutsche Übertragung Schulte's, wiedergeben. Die Flucht Karls X., dieses Leichenbegängnis Bourbonischer Etikette, dieses Satyrspiel des pomphaften Ceremoniells am Hofe eines Ludwig XIV., dieser jämmerlichste Rückzug, den je ein großes Herrscherhaus von der Weltbühne genommen hat, berührt wenigstens in einer Beziehung wohlthuend, darin nämlich, daß die neuen Machthaber dem Depossedierten persönlich die Achtung erwiesen, die dem Unglücklichen stets gezollt werden sollte, in der Weltgeschichte aber so selten gezollt worden ist. Denken wir nur an Ludwig XVI., an Marie Antoinette, an Maria Stuart und an Napoléon I. auf St. Helena! Auch hier ist es wieder unser siegreicher Kaiser Wilhelm, der durch rücksichtsvolle Behandlung des besiegten III. Napoléon die Majestät des Herrschers selbst in dem Entthronten ehrte, den vom Glück verlassenen Menschen menschenwürdig behandelte. Es ist der milde Blick des Auges unseres Kaisers, der auch den weltgeschichtlichen Ereignissen, auf denen er wohlwollend-nachdenklich geruht, einen versöhnlicheren Glanz verleiht.

Doch zurück zur Flucht Karls X.!

Am 2. August 1830 wurde Barrot zu dem Herzog von Orléans beschieden, der damals Generalstatthalter des Königreichs war. Der Herzog kündigte ihm an, daß Karl X.,

im Begriff, Frankreich zu verlassen, um eine Schutzwache gebeten habe, welche ihn auf seiner Reise begleiten möge. Der Herzog ernenne zu Mitgliedern der Kommission, welche diese Schutzwache übernehmen solle, den Marschall Mortier, Herzog von Treviso, als Vertreter der Armee, den Baron Schonen und den Obersten Jacqueminart, als Vertreter der Abgeordneten, und Barrot, als Vertreter der Pariser Nationalgarde. Diese Männer nahmen den mißlichen Auftrag, der eine sofortige Abreise nach Rambouillet, dem Aufenthalte Karls X., bedingte, an, nur der Marschall Mortier lehnte unter dem Vorwande ab, daß er nur mit dem höchsten Orden des Landes angethan vor dem Könige erscheinen dürfe und zur Anlegung der Dekoration keine Zeit mehr finde, ein Vorwand, der die Kommissare trotz des Ernstes der Zeit heiter stimmte. Für Mortier trat der Marschall Maison ein.

Als die Kommissare abends in Rambouillet eingetroffen waren, setzten sie den Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, von ihrer Anwesenheit in Kenntnis und verlangten von ihm, vor den König geführt zu werden. Marmont machte dem Könige von diesem Verlangen Meldung, brachte aber den Bescheid zurück, daß die Etikette einen Empfang zu so später Stunde nicht mehr gestatte. Die Kommissare ließen nun dem Könige wenigstens ihre Begleitbriefe einhändigen. Karl X. ließ darauf sagen, er habe die Briefe nicht ohne Überraschung gelesen, denn eine Schutzwache sei von ihm nicht erbeten worden. Er bedürfe einer solchen nicht, denn seine treue Armee sei um ihn. Diese Behaup-

tung erwies sich als richtig; der König verfügte in der That noch über reichlich 9000 ausgesuchte Soldaten aller Waffengattungen und über 40 Geschütze.

Der Marschall Marmont war bei den Verhandlungen mit den Kommissaren sehr redselig. Er erklärte, er sei ein entschiedener Gegner der Juli-Ordonnanzen gewesen, die den Ausbruch der Revolution herbeiführten, und gerade er habe zur Durchführung derselben zu den Waffen greifen müssen. Erregt erzählte er, wie der Herzog von Angoulême in dem Rückzugsbefehl des Marschalls an die Pariser Truppen eine Verräterei habe sehen und ihm den Degen habe entreißen wollen, und wie derselbe sich dabei an der Hand verwundet habe.

Die Kommissare kehrten nun nach Paris zurück und kamen um vier Uhr morgens im Palais-Royal, der Wohnung des Herzogs von Orléans, wieder an. Der Herzog wurde sofort geweckt und um weitere Verhaltungsmaßregeln gebeten. Barrot schlug eine militärische Demonstration gegen Rambouillet vor, da es scheine, als wolle der König Zeit zum Widerstande gewinnen. Der Herzog befahl den Kommissaren, den General Lafayette zu benachrichtigen, daß er Generalmarsch schlagen lassen solle, und dem Zuge der Nationalgarde voraneilend sich noch einmal nach Rambouillet begeben. „Diesmal", fügte er hinzu, „werde ich dort verstanden werden, und man wird Sie empfangen." Er räumte auf diese Weise ein, daß seine Behauptung, Karl X. habe um eine Schutzwache gebeten, nur ein Kunstgriff gewesen war, um einem Widerspruch der Kommissare gegen

ihre Sendung zuvorzukommen, dem Könige aber eine Rückzugsbrücke zu bauen oder auch — einen Wink zu geben.

Nachdem die Kommissare das Palais-Royal verlassen hatten, verbreitete sich die Nachricht, daß eine bewaffnete Expedition nach Rambouillet beabsichtigt werde, mit unglaublicher Schnelligkeit. Noch ehe die Alarmsignale gegeben wurden, zogen tausende von Leuten, die zum Teil schlecht oder auch garnicht bewaffnet waren, zu den Stadtthoren hinaus. Die Kommissare überholten zu Wagen diesen Zug und wiesen den General Pajol, der ihn wenigstens nominell befehligte, an, über Trappes, ein Dorf vor Rambouillet, Niemanden hinauszulassen, damit erst in Frieden mit Karl X. verhandelt werden könne. Von Trappes aus richteten sie wieder an den Marschall Marmont das Ansuchen, sie zum Könige geleiten zu lassen. Die Offiziere, welche sie abholten, führten sie absichtlich an den Wachtfeuern der Soldaten und an den vierzig Geschützen vorüber, die vor dem Schlosse aufgepflanzt waren. Der König, der die Kommissare selbst empfing, schien große Lust zu haben, es auf einen Kampf ankommen zu lassen, und es ist später wohl mit Recht behauptet worden, daß seine Truppen namentlich wegen ihrer Artillerie stark genug waren, um die Scharen Pajols zu zersprengen. Der Marschall Maison gab, wahrscheinlich absichtlich übertreibend, dem Könige die Zahl der ausgezogenen Pariser auf 60—80000 an, und darauf hin erklärte Karl, daß er seinen Abzug bewerkstelligen werde. Zugleich überwies er den Kommissaren den reichen Kronschatz an Edelsteinen, der in seinem Besitz war.

Die Kommissare waren über den friedlichen Ausgang der Sache sehr erfreut, und Barrot schrieb an den Herzog von Orléans: „Mein Prinz! der König Karl X. ist gewillt, Rambouillet zu verlassen. Sie haben jetzt keinen Mitbewerber mehr für den Thron. Der einzige Erbe, den Sie haben können, ist die Republik.“ Gleichzeitig ersuchten die Kommissare die Generale Pajol und Lafayette, Sorge zu tragen, daß die Pariser nicht nachdrängten, damit Karl X. seine Reise bis zur Küste zurücklegen könne, ohne daß Blutvergießen stattfinde.

War auf diese Weise die augenblickliche und dringendste Gefahr eines Bürgerkrieges beseitigt, so hörte doch die Frage, zu welchen Zwischenfällen der Abzug Karls X. noch führen könne, nicht auf, den Herzog von Orléans und die provisorische Regierung mit lebhaften Besorgnissen zu erfüllen. Zwar entschloß sich Karl, seine Armee sofort zu entlassen und nur noch 500 Soldaten mit 2 Geschützen mit sich zu führen. Aber auch so war es nicht unmöglich, daß unterwegs ein Zusammenstoß stattfand, der vielleicht das Leben der Mitglieder der flüchtigen Königsfamilie gefährdete, eine Möglichkeit, die man dann gegen den Generalstatthalter sicherlich ausgebeutet hätte. Der Briefwechsel zwischen dem Generalstatthalter, der während der Reise, am 9. August, zum König der Franzosen proklamirt wurde, und seinen Ministern einerseits, und den Kommissaren andrererseits, spiegelt diese Besorgnisse deutlich wieder. Dieselben wurden durch die Langsamkeit der Reise noch gesteigert. Karl X., der außer den Soldaten eine zahlreiche Dienerschaft um sich

hatte, bewegte sich mit großer Umständlichkeit und Gemächlichkeit in ganz kleinen Tagesmärschen der Küste zu. Von Paris aus drängte man die Kommissare, den Zug zu beschleunigen, aber diese antworteten, daß sie einen unglücklichen alten Mann, der sich leicht ermüdet fühle, nicht noch aufscheuchen und weiterscheuchen könnten.

Als der Wagenzug Karls X. sich der Stadt Dreux näherte, kam ein dorthin vorausgesandter Fourier in großer Aufregung zurückgeritten und meldete, daß man ihn nach seiner Ankunft in Dreux verhaftet und jetzt nur wieder entlassen habe, damit er dem Könige anzeige, die Stadtbewohner würden sich seinem Einzuge gewaltsam widersetzen. Die Kommission, auf deren Wagen die Trikolore wehte, fuhren nun voraus, verständigten sich mit den am Thore aufgestellten Nationalgardisten von Dreux, hielten von Tischen herab beruhigende Anreden an die auch aus der Umgegend zusammengeströmte Bevölkerung und bewirkten so einen Umschlag in der allgemeinen Stimmung. Dann eilten sie zu dem Könige Karl zurück und erklärten ihm, daß man ihn in Dreux aufnehmen werde; nur müsse er darauf gefaßt sein, überall dreifarbige Fahnen zu sehen. Der König war es zufrieden und er konnte mit Ruhe in der Stadt Quartier nehmen.

In Dreux stieß einer von Karls Adjutanten, der sich über den Stand der Dinge um Rambouillet näher unterrichtet hatte, wieder zu der kleinen Truppe und berichtete, vielleicht in entgegengesetztem Sinne übertreibend, wie früher der Marschall Maison, in der Nähe von Rambouillet seien

höchstens 20 000 ungenügend bewaffnete und ungeordnete Menschen versammelt gewesen. Die Offiziere Karls murrten nun über verrätherische Meldungen, auf die hin man leider eine günstige Gelegenheit zu einem Kampfe aufgegeben habe.

Vor der Abreise von Dreux fand sich die jüngere Schwiegertochter des Königs, die Herzogin von Berry, bei ihrer Familie wieder ein. Um unterwegs nicht erkannt zu werden, hatte sie sich als Müllergeselle verkleidet.

Der Zug wurde nun in der Weise fortgesetzt, daß die Kommissare, belehrt durch die in Dreux gemachte Erfahrung, dem Wagen des Königs nicht mehr folgten wie bisher, sondern dem Zuge um eine Stunde voranfuhren. Bald nach der Ankunft in dem jedesmal bestimmten Nachtquartier hatten sie täglich eine Konferenz mit dem Könige, um seine Wünsche entgegen zu nehmen, und ebenso kurz vor dem Aufbruch.

In einer der kleinen Städte, in denen man Aufenthalt nahm, wurde den Kommissaren angezeigt, daß die Hofbeamten in großer Verlegenheit seien, weil sie wohl runde Tische auftreiben könnten, aber keinen eckigen Tisch, wie er für die Mahlzeiten des Königs unerläßlich sei, denn an einem runden Tisch sei der Rang aller Plätze gleich, während doch dem Platz, den der König einnehme, ein Vorrang bleiben müsse. Die Kommissare gaben darauf die von salomonischem Geiste inspirierte Entscheidung, man solle einen runden Tisch, den man habe, durch Absägen umwandeln in den eckigen Tisch, den man sich wünsche, und also geschah es.

In Paris verfolgte man die Reise Karl's X. mit um so größerer Spannung, als dort die bedrohlichsten Gerüchte über ihn und seine Pläne umliefen. Einmal hieß es, er sei dem Geleit der Kommissare entschlüpft und habe sich in die westlichen Provinzen begeben, um dort eine bewaffnete Erhebung seiner Getreuen zu leiten. Lagen solche Pläne dem lebensmüden Fürsten auch fern, so vermehrte doch das Gerede darüber die Aufregung und Beunruhigung, welche immer noch herrschte. Konnte König Louis Philipp durch keine Pression auf die Kommissare erreichen, daß sie den entthronten Herrscher zu größerer Eile antrieben, so setzte er doch durch, daß Karl X., dieser geschichtliche Lear, am 10. August die bisher mitgeführten beiden Geschütze und deren Bedienungsmannschaften zurückließ, indem die Kommissare mit Erfolg geltend machten, daß die durch aufgeregte Ortschaften geführten Geschütze weit mehr dazu dienten, Karl's Sicherheit zu gefährden als ihn zu beschützen.

In der Stadt Carentan zeigte die Nationalgarde beim Eintreffen des Wagenzuges eine höchst feindselige Haltung. Sie wollte alle Wagen, auch die der königlichen Familie, durchsuchen, weil — irriger Weise — erzählt wurde, der verhaßte Minister Polignac sei noch immer in Karl's Umgebung. Die Kommissare hielten für nöthig, auszusteigen und mit den zur Seite des Weges aufgestellten Nationalgardisten zu verhandeln. Im ersten Wagen, der ankam, befanden sich der kleine Herzog von Bordeaux und dessen Schwester mit ihren Gouvernanten. Die Kinder waren gewöhnt worden, immer freundlich zu grüßen, wenn sie sich

in der Öffentlichkeit zeigten, und als nun die Bevölkerung sah, wie die beiden Blondköpfe ihr harmlos wie früher Kußhände zuwarfen, war sie entwaffnet, viele Frauen weinten, und die Wagen passierten unangefochten.

Am 16. August kam der Zug im Hafen von Cherbourg an. Karl war heiterer und gesprächiger als in den ersten Tagen der Reise. In einer seiner letzten Unterhaltungen mit Barrot sagte er: „Ich hatte keine Wahl, die Ordonnanzen waren eine gebieterische und unbedingte Nothwendigkeit. Begiebt man sich auf die schiefe Ebene der Zugeständnisse, so giebt es bald kein Halten mehr. Ich hatte das Beispiel meines Bruders vor Augen, und ich wollte doch lieber in den Reisewagen steigen, als auf den Henkerskarren." Im Augenblick der Abfahrt händigte Karl den Kommissaren ein Schreiben ein, worin er ihnen bezeugte, daß er sich ihres Verhaltens gegen ihn und seine Familie nur zu rühmen habe. Ein Schiff unter amerikanischer Flagge brachte, von einer französischen Eskadre geleitet, den König Karl X. und die Seinen nach dem englischen Hafen Spithead.

Nach der Julirevolution veranstalteten die Legitimisten eine Wallfahrt zu Karl X., der sein Hoflager in Prag aufgeschlagen hatte. Die Reise von Frankreich nach Böhmen war damals, in der Voreisenbahnzeit, ein abenteuerliches, mühseliges und kostspieliges Unternehmen und nur den Reichen zugänglich; es begaben sich also nur die ehemaligen Hofkavaliere, Gardeoffiziere und reiche adlige Grundbesitzer zu ihrem verjagten König und das volkstümliche Element fehlte bei jener Kundgebung gänzlich.

*　　　*　　　*

Wir sind nun endlich in der Beschreibung des Bourbonischen Hofes und der bedeutendsten Persönlichkeiten desselben zu einem Zeitpunkt gelangt, der es möglich macht, aus eigener Anschauung zu berichten, denn Graf Chambord der Enkel Karl's X., von dem als letztem Bourbon nunmehr noch zu berichten ist, starb bekanntlich erst 1883.

„Henri-Dieudonné d'Artois, Comte de Chambord", wie der vollständige Name des Sohnes des Herzogs von Berry, des zweiten Sohnes Karl's X. war, hatte 1830 von seinem Onkel, dem Dauphin von Frankreich das Erbrecht übertragen erhalten. Der Herzog von Lévis und der Baron von Damas hatten die Erziehung des jungen Prinzen geleitet. Die Hauptereignisse seiner Jugend waren, daß seine beiden Erzieher ihn in der traurigsten Weise durch einen Sturz vom Pferd verkrüppeln ließen und ihn an eine alte häßliche Frau verheirateten. Der Sturz vom Pferd hätte fast den Tod des Grafen herbeigeführt und hatte einen sehr schweren Bruch für ihn zur Folge, der gemeinhin tödlich ist. Verzögerungen in seiner Behandlung, deren Schuld seine Umgebung traf, verlängerten unnötig seine Leiden und erschwerten deren Heilung. Sein Gebrechen hinderte jedoch den Grafen in nichts; er hatte lebhaftes Interesse für Sport jeder Art und ritt auf der Jagd ein Pony. Sein Lieblingspferd war eine Isabelle, le Nain Jaune, welche der Graf Maxence de Damas für ihn in England gekauft hatte; er ritt dieses Tier 15 Jahr lang. Was seine Heirat anbetraf, so war diese Angelegenheit noch trauriger als sein Sturz; das Interesse von ganz Europa konzentrierte sich auf den

jungen Mann, dessen Schönheit und dessen Unglück die allgemeine Sympathie erregten.

Es wurden Unterhandlungen gepflogen, wegen seiner Verheiratung mit einer russischen Prinzeß. Die Geschicklichkeit der geheimen Umtriebe von Thiers ließ dieselbe scheitern. Dann suchte man für ihn eine Frau aus erlauchtem französischen Haus; man dachte an die Häuser Rohan, Montmorency. Da ließen französische Zeitungen durchblicken, der Sohn des Herzogs von Berry fände keine Prinzeß aus souveränem Hause, wodurch das Selbstgefühl der Royalisten tief gekränkt wurde. Ein geheimer Agent der Juli-Regierung erhielt die Zusicherung einer bedeutenden Summe, wenn er die Heirat des Grafen Chambord mit einer Prinzeß von Modena zu stande brächte. Von dieser Prinzeß glaubte man mit Bestimmtheit zu wissen, daß sie die Hoffnungen der legitimen Monarchie nicht erfüllen würde.

Die Partei Chambords ging in die Falle, und der junge Prinz heiratete diese Prinzessin ohne jede Zuneigung und trat so aus einer melancholischen, freudlosen Jugend, die er in Kirchberg verlebte, in eine freudlose Ehe.

Bei Gelegenheit der Großjährigkeits-Erklärung des Prinzen von Chambord, welchen man damals noch hauptsächlich Herzog von Bordeaux titulierte, wurde eine große Wallfahrt nach „Belgrave-Square“ in London, wo die Herzogin von Berry mit ihrem Sohne ein Haus gemietet hatte, veranstaltet. Diese Wallfahrt war ein großes Ereignis in der legitimistischen Welt und beschäftigte auch die

Regierung des Bürgerkönigs Ludwig Philipp lebhaft. Wer in den Augen des vornehmen „Faubourg St. Germain" für anständig und gesinnungstüchtig gelten wollte, der mußte damals nach Belgrave-Square gegangen sein und dem jungen Erben der Krone des heiligen Dionysius die Hand geküßt haben. Die hochadeligen London-Fahrer nahmen, besonders aus den „schwarzen" Departements der Vendée, der Loire-Inférieure, der Bretagne, viele ihrer Pächter, Schäfer, Gutsknechte u. s. w. mit, die in ihrer bäuerlichen Volkstracht erschienen und dem „Roy" zu versichern hatten, daß das Volk seiner wie eines Erlösers harre.

Seit seiner Verheiratung residierte er in Frohsdorf. Sein Hof glich einem jener kleinen, wenig anziehenden italienischen Höfe. Er selbst blieb ein Kind sein Leben lang; er sagte seine feierlichen Gemeinplätze in gutmütiger Weise her und war dann auch mal launenhaft und ungezogen wie ein Kind. Seine Neffen und Nichten, Kinder der Herzogin von Parma, besuchten ihn mitunter. Besuche aus Frankreich wurden stets vorgelassen, sie hatten von Wien aus an den Grafen Blacas zu schreiben, um Audienz zu erhalten, und dieser bestimmte dann, nach dem Befehl des Grafen Chambord, Tag und Stunde des Empfangs.

Frohsdorf ist ein kleines, unansehnliches Schloß; die Lebensweise dort war einfach, aber doch so, wie sie einem Grand-Seigneur ziemt. Die Marställe, welche unter besonderer Oberaufsicht des Grafen von Damas standen, waren luxuriöser als das Schloßinnere eingerichtet. Die Besucher von Frohsdorf empfing Graf Blacas und führte sie in das

Kabinet des Prinzen. Chambord ließ sich stets im Voraus genaue Details über die Personalien seiner Gäste berichten, so daß er sie wie alte Bekannte begrüßen konnte. Französische Patrioten fühlten sich deshalb in Frohsdorf nicht nur wie zu Hause, sondern vielmehr wie längst freudig erwartet. Von der Restauration der Monarchie sprach Chambord stets als von einem bestimmt zu erwartenden Ereignis, das nur augenblicklich durch geheimnisvolle Schwierigkeiten verzögert würde. In der Unterhaltung war er ein kleiner Despot, indem er sehr geschickt es einzurichten wußte, daß er nur das Gewünschte zu hören bekam. Mitunter wurden die Gäste zum Frühstück, zur Tafel des Grafen gezogen; die Bevorzugten, welche im Schlosse wohnen durften, mußten um 10 Uhr der Messe beiwohnen. Nach dem Hochamt wurde das reichliche und gewählte Frühstück serviert. Die Tafel war nach der Etikette, welche der französische Hof vorschrieb, gedeckt. Monseigneur und Madame — so nannte man den Grafen und die Gräfin Chambord, um die Anrede Hoheit oder Majestät zu vermeiden — saßen allein an der einen Seite der Tafel. Graf Blacas saß dem Prinzen gegenüber, zu seinen beiden Seiten waren die Plätze für die Gäste bestimmt; die übrigen Mitbewohner des Palais hatten dem Alter nach ihre Plätze.

Der Prinz aß mit unglaublicher Geschwindigkeit und mit einem Appetit, der ihn ungeheure Mengen Speise vertilgen ließ. Er aß unaufhörlich; in den kurzen Pausen, in denen sein Teller leer blieb, verschlang er kleine Stückchen Salzenbrod. Wahrscheinlich hatte er durch seine wenig

gesundheitsmäßige Lebensweise sich die Krankheit geholt, die er endgültig davon trug. Nach der Siesta blieb man eine halbe Stunde im Salon, dann wurde die Gesellschaft verabschiedet, und die erlauchten Wirte zogen sich in ihre Gemächer zurück. Die bevorzugten Gäste wurden abends in das Rauchzimmer geladen; dies war die beneidetste Gunst, und diese Art des Zusammenseins erlaubte ein gewisses sich Gehenlassen und brachte eine gewisse Vertraulichkeit mit sich. Die Taubheit der Gräfin Chambord war für jede Unterhaltung ein Hindernis. Ohne augenfällig einen hervorragenden Platz in dem Frohsdorfer Kreis einzunehmen, übte sie thatsächlich einen allmächtigen Einfluß auf ihren Gemahl. Dieser Einfluß war ein anti-französischer und dazu angethan, den Mut zu Restaurationsversuchen zu verlieren. Für die Gräfin Chambord bedeuteten die Restaurationsgelüste die Guillotine; sie hatte einen instinktiven Abscheu vor allen, welche die Hoffnungen auf den Thron rege zu machen suchten. Als Graf Chambord nach einem thatenlosen Leben für immer die Augen schloß, ging das Prätendententum der königlichen Familie von Frankreich auf die jüngere Linie, die Orléans, über.





Am Hofe der Orléans.

Ludwig XIV. erhob einen einzigen Bruder Philipp zum Herzog von Orléans. Dieser jüngere Bruder Ludwigs XIV. ist der Stifter des Hauses Orléans, das jetzt Träger der Rechte der älteren und jüngeren Linie des Hauses Bourbon ist und dessen heutiges Familienhaupt, der Graf von Paris, der alleinige Prätendent auf den Königlichen Thron von Frankreich, der „Roi“ aller Orleanisten und Royalisten ist.

Die Orléans haben wiederholt Frauen aus deutschen regierenden Fürstenhäusern gewählt, so aus dem Hause Baden, Pfalz, Mecklenburg; und umgekehrt, deutsche Prinzen haben Prinzessinnen von Orléans geheiratet.

Diese vielfache Verschwägerung mit deutschem Blute hat vielleicht dem Stamm der Orléans jene Tüchtigkeit verliehen, welche ihn vor ähnlich traurigem Ende, wie den Bourbonen ein solches beschieden war, bewahrt, in den

Augen der heutigen Franzosen ist aber diese Verwandtschaft keine Empfehlung, vielmehr das größte Hindernis, das den Hoffnungen des Hauses Orléans im Wege liegt. So war der Sohn obengenannten Stifters des Hauses Orléans, Philipp der Zweite, der während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. Regent von Frankreich war, mit einer Prinzessin von der Pfalz vermählt. Sein Sohn heiratete eine Prinzessin von Baden. Von diesen stammt in directer Linie als Urenkel Louis Philipp, der 1830 den Thron von Frankreich als „König der Franzosen“ bestieg.

General Graf Ségur, der außer seiner weltbekannten Geschichte der Armee Napoleons in Rußland 7 Bände Memorien geschrieben hat, sagt über die Thronbesteigung Louis Philipps folgendes:

„Der Herzog von Orléans, der nach Abweisung verständiger Ratschläge durch Karl X. sich zu Stillschweigen verurteilt sah, ist gewiß darauf gefaßt gewesen, daß die Fehler der Restauration ihn früher oder später zwingen würden, den Thron zu besteigen, und gewiß hat er sich auch darauf vorbereitet. Es ist jedoch ebenso gewiß, daß es ihm anfangs widerstrebte, von dem Unglück seiner Familie Nutzen zu ziehen. Aber der Mehrzahl der Abgeordneten, die bei dem Aufstand kompromittirt war, widerstrebte es noch viel mehr, sich dem Sprößling der älteren Linie des Hauses Frankreich anzuvertrauen. Hätte der Herzog von Orléans nur die Statthalterschaft des Königreichs mit der Regentschaft angenommen, so wäre dies Bedenken dem Königtum wahrscheinlich tödlich gewesen; er hätte damit Frankreich in

die Republik zurückfallen lassen. Und wie hätte er andererseits sich der langen und unerträglichen Ängstlichkeit der Vormundschaft über den Herzog von Bordeaux unterwerfen sollen, bei der seine Ehre von allen den Zufällen abhing, denen die Gesundheit eines so jungen Mündels unterworfen war, eines Mündels, dessen Tod ihm so nützlich sein konnte."

Guizot gibt in seiner Geschichte Frankreichs diesem Urteil Ségurs recht, indem er sagt:

„Viele Leute werden mir nicht glauben, und doch stehe ich nicht an zu versichern, daß der Herzog von Orléans nicht als Ehrgeiziger handelte. Maßvoll und klug, trotz der Regsamkeit seines Geistes und der Lebendigkeit seiner Eindrücke, sah er seit langer Zeit die Möglichkeit voraus, die ihn auf den Thron bringen konnte, aber ohne sie zu suchen und mehr geneigt, sie zu fürchten als sie sehnsüchtig zu erwarten. Nach den langen Kümmernissen der Revolution und der neuen Prüfung während der Hundert Tage beschäftigte ihn besonders ein Gedanke: er wollte nicht von Neuem und nicht notwendig mit in die Fehler verwickelt werden, welche der ältere Zweig seines Hauses begehen konnte und in die Folgen, welche diese Fehler nach sich ziehen mußten. Am 31. Mai 1830 gab er seinem Schwager, dem kurz zuvor in Paris angekommenen König von Neapel, ein Fest im Palais Royal. Der König Karl X. und die ganze königliche Familie waren anwesend. Es herrschte große Pracht, und die Versammlung war glänzend und angeregt. „Monseigneur", sagte Herr von Salvandy, französischer Gesandter in Neapel, zum Herzog von Orléans,

indem er sich ihm näherte, „das ist ein ganz neapolitanisches Fest; wir tanzen auf einem Vulkan.“ Der Herzog antwortete: „Daß hier ein Vulkan ist, glaube ich wie Sie; aber das ist nicht mein Fehler. Ich werde mir nicht vorzuwerfen haben, daß ich nicht versucht hätte, dem Könige die Augen zu öffnen. Aber was meinen Sie? Er will nicht hören. Gott weiß, wo sie in sechs Monaten sein werden! Aber ich weiß, wo ich bleibe. Meine Familie und ich werden jedenfalls in diesem Schlosse bleiben. Wie gefährlich es auch werden könnte, ich entferne mich nicht von hier. Ich werde mein Schicksal und das meiner Kinder von dem meines Landes nicht trennen. Das ist mein unabänderlicher Entschluß.“ Dieser Entschluß beherrschte mehr als jede andere Absicht das Verhalten des Herzogs von Orléans während des ganzen Verlaufes der Restauration; er war gleichmäßig entschlossen, weder Verschwörer noch Opfer zu sein.“

Guizot gibt dann wiederholt seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß der Herzog von Orléans, hätte es in seiner Macht gestanden, lieber die Regierung Karls X. befestigt hätte, als sich den schwankenden Aussichten einer Revolution in die Arme zu stürzen.

„Das Vaterland war in großer Gefahr. Der Herzog allein konnte es retten. Das war nicht der einzige, aber das war jedenfalls der wichtigste Beweggrund für seinen Entschluß, die Krone anzunehmen. Die Notwendigkeit zwischen der neuen Monarchie und der Anarchie zu wählen, das war im Jahre 1830 für die ehrenwerten Leute die bestimmende Ursache für den Wechsel der Dynastie.“

Louis Philipp hatte durch seine liberalen Ideen einen Anhang von Leuten gewonnen, die ihm, nachdem er König geworden, doch anfingen lästig zu werden. „Viele von ihnen hatten unter dem Kaiserreich der absoluten Gewalt unbedenklich gedient; aber indem sie in eine freiheitliche Regierung eintraten, nahmen sie ihre revolutionären Ideen und Leidenschaften wieder auf, und der König fand sie zugleich mit seiner Sache verbunden und doch wenig geeignet, ihr gut zu dienen. Die Revolution von 1789 hatte ihm selbst schwere und nachhaltige Eindrücke hinterlassen. Damals noch jung, hatte er diesem Ausbruch so vieler schöner Hoffnungen mit Sympathie beigewohnt. Die großen Grundsätze der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit, der Achtung für die Würde und das Glück der Menschen, Grundsätze, welche den Ruhm und die Kraft dieser mächtigen Epoche ausmachen, hatten in seiner Seele Wurzel gefaßt. Später hatten der Verlauf der Ereignisse, die Wechselfälle seines eigenen Geschickes, seine Reisen durch beide Welten ihn die Irrtümer erkennen lassen, welche so vielen heilsamen Ergebnissen so viele Fehler, Verbrechen und Mißverständnisse beigemischt hatten. Aber indem er die Revolution verstehen lernte, befreite er sich doch nicht ganz von ihr; er hatte sie anfangs so glänzend und durch das Wort oder durch die Waffen, durch die Anarchie oder durch den Despotismus so stark gesehen, daß sie ihm fast wie eine unwiderstehliche und verhängnisvolle Macht erschien. Er hielt es zugleich für notwendig und für unendlich schwierig, gegen ihre Leidenschaften und Forderungen anzukämpfen; und überzeugt, daß

diese mit einer geordneten und freien Regierungsform sich nicht vertrugen, war er doch nicht sicher, daß eine solche Regierung ihnen mit Erfolg entgegentreten könne."

„Diese Eigentümlichkeit seiner Lage und diese Ungewißheit seines Entschlusses zeigten sich in der Haltung des Königs gegenüber den Räten, von denen er umgeben war. Den Parteigängern der volkstümlichen Politik galt seine besondere Aufmerksamkeit. Er behandelte Lafitte, der noch an einer auf den Barrikaden geholten Fußverstauchung litt, mit freundschaftlicher und fast beeiferter Vertraulichkeit. Seine Sprache mit Dupont de l'Eure war voll Ungezwungenheit und Heiterkeit, wie um diesen etwas störrigen Herrn einigermaßen zahm zu machen. Gegen Kasimir Périer zeigte er viele Rücksicht, die schon mit einiger Unruhe wegen des mißtrauischen Stolzes desselben gemischt war. Im Umgang mit dem Herzog von Broglie, mit Molé und mir war er einfach, offen, achtungsvoll und frei von Schmeichelei. Offenbar standen sein wirkliches Vertrauen und die Gunst, die er bewies, nicht immer in voller Übereinstimmung. Feinde und Thoren haben darin bewußte Falschheit gesehen; aber es war nur die natürliche Folge einer verwickelten, noch nicht hinlänglich klaren Lage und die Arbeit eines in der Regierung noch unerfahrenen Kopfes, der mit einiger Verwirrung seinen Weg und seine Freunde suchte."

Guizot war auch noch Minister, als 1848 der Thron Louis Philipps zusammenbrach. „Nach 17 Jahren", schreibt Guizot, „voll aufrichtigen Strebens für das Wohl seines Vaterlandes, sah sich Louis Philipp verkannt, schlecht ver-

standen, nicht allein angegriffen von den feindlichen Parteien, sondern müde gemacht und verlassen von einem Teile der Mittelklassen, die seine wichtigste Stütze waren. Zu den lärmenden Agitationen in der Nationalgarde gesellten sich respektvolle, aber wirksame Meinungsverschiedenheiten innerhalb der königlichen Familie. Unter dem Andrang dieser Thatsachen war der König betreten und tief traurig, gefaßt auf die Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten, welche er vorhersah, entschlossen, ihnen nur mit seinen gesetzlichen Mitteln der Einwilligung oder des Widerstandes zu begegnen, aber ausgesetzt diesen Irrungen und Entschlüssen des Augenblicks, wie sie in der Brust derer entstehen, die von langen Kämpfen ermüdet oder von trüben Aussichten angewidert sind. Doch erloschen vertrauende Beharrlichkeit und Hoffnung in der Seele des König Louis Philipps nicht. Durch Charakteranlage oder infolge seiner Kenntnis der Wechselfälle und Rückschläge, welche sich in den Revolutionen folgen, gehörte er zu denen, welche meinen, man müsse sich nur darauf verstehen, andere zu überleben und zu warten; das genüge, um ein Glück noch einmal wiederzufinden. Im Jahre 1848 war er müde geworden; er erlag fast seiner Last, und um sie länger zu tragen, mußte er erst Atem schöpfen; aber ich bin überzeugt, daß er mitten in seinen getäuschten Hoffnungen und trotz seiner Entmutigung weit entfernt war, an seiner eigenen Zukunft zu verzweifeln, er hoffte immer noch in gesetzlicher Weise die Politik zur Geltung zu bringen, mit der er das Wohl seines Landes und das Heil seines Thrones verknüpft glaubte.

Die Menschen haben ihm die Zeit dazu nicht gelassen; Gott verweigerte ihm seine Gunst dabei."

Nach Twickenham, dem Verbannungsaufenthalte des armen alten Königs Ludwig Philipp, wurde nicht gepilgert. Der flache, jeder Romantik abholde, grämlich philiströse Orléanismus vertrug dergleichen theatralische Aufzüge nicht.

Kurz nachdem Prinz Leopold von Coburg 1831 in Brüssel als König eingezogen war und Frankreich hierzu ein schiefes Gesicht zog, bat Leopold um die Hand einer französischen Prinzessin. Ludwig Philipp wich der Anfrage höflich aus: er schätze den Coburger ungemein, aber ... ja, ein Aber sei vorhanden, „des répugnances de famille, Vorurteile vielleicht." Doch siehe, nach kurzer Zeit führte Peu-à-peu eine Tochter des Bürgerkönigs heim, und der Familien-Widerwillen gegen das sächsische Geschlecht verflüchtigte sich in den Tuilerien so gründlich, daß zwischen Orléans und Coburg eine Reihe von Wechselheiraten entstand: der Herzog von Nemours nahm eine Coburg, der Prinz August, zweiter Sohn des Coburg-Kohary, holte sich eine Orléans, die Prinzessin Clementine von Orléans, ebenfalls eine Tochter Louis Philipps. Der Sohn dieser beiden ist Prinz Ferdinand von Coburg, der heutige Bulgarenfürst, der in seinen Zügen den Typus der Orléans nicht verleugnet. Diese Verwandtschaft des Coburgers mit dem Hause Orléans benutzte jüngst das Kanzlerblatt, die „Nordd. Allg. Ztg.", um Frankreich von einer Unterstützung des jungen Bulgarenfürsten abzuraten, da eine solche eine Kräftigung

des Hauses Orléans bedeute, dessen Hoffnungen nur durch Umwälzungen in Europa verwirklicht werden könnten.

Den Familienkreis Louis Philipps lehrt uns Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim kennen. Dieser verdankte, wie er in seinen „Erinnerungen" erzählt, seinem Schwager, dem Fürsten Wallerstein, daß er an einem Abend in die königliche Familie eingeführt wurde. Als der Fürst und der Graf in den kleinen Salon der Königin eintraten, saßen die Königin, die Herzogin von Orléans, die Prinzessinnen Clementine und Marie mit einer alten Hofdame an einem runden Tisch, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt; vor der Herzogin von Orléans war ein deutsches Buch aufgeschlagen. Der König stand am Kamin, den Rücken dem Feuer zugewendet. Er war im blauen Frack mit gelben Knöpfen, in weißer Cravatte und Weste, perlgrauen Beinkleidern und groben Schuhen. Als der Fürst eintrat, ging ihm Louis Philipp einen Schritt entgegen, streckte ihm beide Hände hin, mit welchen er derb die Hand des Fürsten schüttelte und sagte: „Sehr erfreut, Sie wieder bei mir zu sehen, Fürst!" Als der Fürst nach einigen Worten den Grafen vorstellte, brummte der Monarch ziemlich unwirsch: „Sie sind Elsässer, Herr Graf? Der elsässische Adel hat sich von jeher beim Volke verhaßt gemacht wegen seiner ewigen Jagdstreitigkeiten mit den Bauern." Fürst Wallerstein erwiderte verbindlich aber ernst: „Sire, mein Verwandter, der Graf Dürckheim, hat die Ehre, Unterpräfekt in Ew. Majestät Diensten und kein Jäger zu sein." Die Lection war gut und fruchtete augenblicklich; die Majestät veränderte Ton und Stimme und

sagte gelassen: „Wohin gehen Sie?" — „Nach Peronne", war die kurze Antwort, worauf der unhöfliche Bürgerkönig: „Peronne. Wieder eine Festung! Wir haben sehr viel zu thun in Frankreich!" Das war Alles; Louis Philipp grüßte kaum, nahm den Fürsten beim Arme und führte ihn in einen anstoßenden Salon, wo er sich eine halbe Stunde ziemlich laut lachend mit ihm unterhielt. Graf Dürckheim blieb allein am Kamin stehen und machte ein sehr finsteres Gesicht, weßwegen ihn die Königin, um die Barschheit ihres Gemahls wieder gut zu machen, höchst liebenswürdig anredete; sie sagte ihm, wenn er nach Peronne gehe, solle er sehr vorsichtig sein, die Gegend sei ungesund, voller Sümpfe und Moräste. Dann fügte sie leise hinzu, der König sei sehr ermüdet und immer von so vielen Dingen in Anspruch genommen. Der Graf dankte verbindlich für den guten Rat, worauf ihn die Königin den Prinzessinnen vorstellte, die ihn über das Elsaß und seine Bewohner ausfragten. Währenddem kam der König mit dem Fürsten wieder zurück und machte sich sogleich mit dem Kaminfeuer zu schaffen; er holte mit eigener Hand ein großes Stück Holz aus einem anliegenden Kabinet und legte es langsam im Kamin zurecht. Als die Herzogin von Orléans bemerkte, daß der Graf lächelnd zusah, sagte sie in deutscher Sprache: „Nicht wahr, das wundert sie, daß der König selbst sein Holz herbeiholt? Es zerstreut ihn und er läßt es sich nicht nehmen. Der Fürst und der Graf waren dann noch Zeugen, wie der König einen alten ehrwürdigen Obersten, der sich wegen eines Anliegens hatte anmelden lassen, so anfuhr, daß dieser,

ohne sich zu verabschieden, aus dem Salon schlich, worauf beide Freunde selbst um ihre Entlassung baten, und sich drückten, froh, dem langweiligsten Salon der Christenheit endlich entrinnen zu können. Diese Langweiligkeit und Ungemütlichkeit wurde übrigens auch von Andern, und nicht zum wenigsten von den Mitgliedern der königlichen Familie selbst empfunden. Als die Herzogin von Montpensier im Jahre 1848 nach der Flucht der Orléans aus den Tuilerien bei furchtbarem Sturm und Regen in einer kleinen Wirtschaft der Normandie übernachten mußte und ihre Begleiterin, Frau Estancelin, sie darob bedauerte, erwiderte sie mit jugendlichem Humor: „O, es ist hier doch mehr Abwechselung als am runden Tisch in den Tuilerien!"

König Louis Philipp hatte aus seiner Ehe mit der Prinzessin Marie Amalie von Sicilien acht Kinder: Ferdinand Herzog von Orléans, Prinz Louis Herzog von Nemours, Prinz François von Joinville, Prinz Henri von Aumale, Prinz Antoine Herzog von Montpensier, Prinzessin Louise von Orléans, die sich, wie wir bereits bemerkten, mit dem König der Belgier Leopold I. vermählte, Prinzessin Marie, welche ein bedeutendes künstlerisches Talent entwickelte, sich namentlich dem Studium der Plastik zuwandte und sich mit einem Herzog von Württemberg vermählte; endlich Prinzessin Clementine, die Mutter des Bulgarenfürsten Ferdinand von Coburg. Der erstgeborene Sohn, der Herzog Ferdinand von Orléans that sich durch vielseitiges Wissen und militairische Ausbildung wie durch Humanität und Adel der Gesinnung hervor. An den Feldzügen in Algier in den

dreißiger Jahren betheiligte er sich rühmlich, verletzte sich aber 1842 auf dem Wege von Paris nach Neuilly tödlich durch einen Sprung aus seinem Kabriolet, dessen Pferde durchgingen. Er war mit Helene von Mecklenburg-Schwerin vermählt, die ihm zwei Söhne, den Prinzen Louis Philipp, den heutigen Grafen von Paris, und den Prinzen Robert Herzog von Chartres schenkte. Die Herzogin Helene ging nach der Abdankung Louis Philipps nach Deutschland, wo sie in Eisenach der Erziehung ihrer Söhne lebte.

Der Graf von Paris ist jetzt 49 Jahre alt und mit der Prinzessin Maria Isabella, der ältesten Tochter seines Oheims, des Herzogs von Montpensier, vermählt. Seine Mutter war eine feingebildete Dame, die ihre Kinder mit Sorgfalt und in modernen, aufgeklärten Anschauungen erzog, so daß man wohl mit Recht behaupten kann, daß die liberalen Grundsätze, zu denen sich der Graf von Paris bekennt, ihm mit der Erziehung eingeflößt worden sind. Übrigens hat der Graf unter seinen Ahnen drei der größten und freisinnigsten Staatsmänner des XVI. Jahrhunderts: den Admiral Coligny, den Prinzen Wilhelm von Oranien und Heinrich IV., König von Frankreich und Navarra. Er stammt nämlich von der Louise von Coligny, die in zweiter Ehe die Gemahlin Wilhelms von Oranien, des Schweigsamen, Mutter der Duchesse de la Trémoille und Verwandte der Turenne's und der Montmorency's war, in neunter Generation ab.

Der Graf hat keinen intimen Freund. Dies mag seinen Grund darin finden, daß er früh sich mit einer Frau

vermählte, die, ganz eines mit seiner Geschmacks- und Gefühlsrichtung, seinem Zuneigungsbedürfnis voll Genüge that. Ehe er verbannt wurde, bewohnte er, wenn er sich in Paris aufhielt, das Erdgeschoß im Palais der Herzogin von Galliera in der Rue Varenne. Beiläufig sei hier bemerkt, daß diese Herzogin mit unserer Kronprinzlichen Familie befreundet ist, ja sogar jüngst mehrere Tage im Kronprinzlichen Hause in Berlin zu Besuch war. Sie hat das Kronprinzen-Paar in Italien und zwar in der Nähe von Genua kennen gelernt. Die Herzogin ist eine Witwe in älteren Jahren, von unermeßlichem Reichtum, den man auf über ein halbes Tausend Millionen Lire schätzt. Sie ist im Besitze eines sehr umfangreichen Güterkomplexes und hat auch in Genua große Paläste. Ein Sohn von ihr, Marquis de Ferrari, ist Professor in Paris; der Theaterplatz in Genua, an dem das große Palais der Herzogin liegt, hat nach der Familie Ferrari seinen Namen erhalten. Wie unermeßlich reich die Herzogin ist, geht schon daraus hervor, daß, als vor längerer Zeit ihr Kassierer mit über eine Million Lire durchging, sie es nicht der Mühe wert hielt, denselben gerichtlich verfolgen zu lassen. —

Doch, Verzeihung, über diese Abschweifung, die durch die prächtige Wohnung des Grafen von Paris im Hotel Galliera veranlaßt ist! Der Graf hielt sich übrigens nicht viel in diesen herrlichen Räumen auf, er liebte viel mehr den Aufenthalt auf Schloß Eu, wo er im engen Familienkreise seinen Studien leben konnte.

Le château d'Eu liegt in der Normandie; im elften

und zwölften Jahrhundert herrschte auf diesem Schlosse ein Seitenzweig des normannischen Königshauses, nach dessen Aussterben es in den Händen verschiedener normannischer Großen war; zuletzt gehörte es denen von Saint-Pol, denen es Ludwig XI. zerstörte. Durch Heirat kam es an den Herzog Heinrich I. von Guise, der das Schloß 1581 wieder aufbaute; nach Erlöschen des Hauses der Guisen kam Eu 1675 durch Kauf an die Prinzessin von Montpensier und endlich in diesem Jahrhundert an Louis Philipp. Dieser verwendete viel auf die Verschönerung des in italienischem Stil erbauten Schlosses, dessen Parkanlagen zu den schönsten in Frankreich gehören, so daß das Schloß in der That einer der schönsten Landsitze ist. Hier widmete sich der Graf von Paris hauptsächlich national-ökonomischen Studien und schrieb ein Werk über Gewerksgenossenschaften in England. Während der Prinz in diesem Buche meistenteils sich beschränkt Thatsachen anzugeben und aus denselben logische Folgen zu ziehen, treffen wir in folgenden Zeilen einen Ausspruch, der wohl als seine persönliche Meinung gelten darf.

C'est par les côtés que je viens d'étudier que l'Angleterre, forte de ses institutions, respectant le passé, scrutant le présent et allant virilement au-devant des problèmes de l'avenir, apparaît dans toute sa sagesse à ceux-là mêmes qui la jugent sans illusions et sans engouement. Si, dans ces questions graves et délicates, elle donne l'exemple d'une politique vraiment réformatrice, c'est-à-dire

ni révolutionnaire ni routinière, c'est que, d'une part, elle cherche à augmenter, avec la liberté, la responsabilité de l'individu en effaçant autant que possible de ses codes les mesures préventives, et que, d'autre part, le plus humble citoyen sait bien que le respect religieux de la loi par tous est la seule garantie de la liberté de chacun."

Auch eine histoire de la guerre civile en Améric, ein vierbändiges Werk, ließ er 1874 erscheinen, das einen besonderen Wert dadurch erhält, daß der Verfasser Augenzeuge der meisten Ereignisse, von denen er berichtet, war.

Der Graf von Paris empfängt gewöhnlich seine Besuche an seinem Schreibtisch stehend; sein Händedruck ist herzlich und fest, sein Auge schaut den Eintretenden frei und klar an, seine ganze Erscheinung — er ist groß von Figur — macht einen sympathischen Eindruck. Auch in seiner äußeren Erscheinung merkt man ihm seine deutsche Abstammung an, er gleicht in das Haus Mecklenburg.

Als den Grafen von Paris die Verbannung traf, gaben ihm die Bewohner von Eu mit Thränen, Blumen, klingendem Spiel und wehenden Fahnen das Geleit nach Tréport. Heut sind die guten Leute weniger gut auf den Grafen zu sprechen. Der Prätendent hatte nämlich einen Beitrag von 19000 Franken für die Wiederherstellung der dortigen Kirche versprochen und die Bauten waren im Vertrauen auf diese großmütige Spende geführt worden. Jetzt sind sie der Vollendung nahe, und der Maire Richebraque glaubte den Prinzen an seine Verheißungen erinnern zu

dürfen, erhielt aber von diesem einen Brief des Inhalts, er glaube durch die Ausweisung dieser Verpflichtung entbunden worden zu sein.

Damit kein Zug an seiner Prätendentenrolle fehle, ließ der Graf von Paris eine Huldigungs-Wallfahrt inscenieren. Er kam eigens auf einige Tage nach Jersey, um seine Anhänger und deren bäuerliches Gefolge zu empfangen. Die Wahl des Ortes war eine kluge. Die normännische Insel liegt nahe an der französischen Küste, von der sie bei günstigem Wetter in zwei bis drei Stunden zu erreichen ist; sie befindet sich überdies gerade in der Nachbarschaft zweier Departements, die auch heute noch wie vor bald fünfzig Jahren die „schwarzen" sind und wo die orleanistischen Macher hoffen durften, ohne besondere Anstrengung die nötigen bäuerlichen Statisten für den Pilgerzug zu finden. Die Reise aus der Bretagne und Normandie nach Granville, dem Hafen für den Dampferverkehr zwischen Frankreich und Jersey, kostet sehr wenig und die Beförderung im Dampfer nach der Insel fast nichts. Für 17 Frcs. 50 Cent. konnte sich ein Monarchist aus Quimper, Brest, Landereau, Vannes u. s. w. das Vergnügen eines Ausflugs nach Jersey und des Anblicks seines „Königs Philipp VII." bereiten, und wer für die sommerliche Spritzfahrt nicht mal diesen kleinen Betrag aufwenden wollte oder konnte, dem lieferten die monarchistischen Ausschüsse Freikarten, ohne ihrer Parteikasse damit zu schwere Opfer zuzumuten. Trotz alledem war die Teilnahme an der auf die tiefsten Ferienbummel-Instinkte des Menschen spekulierenden Kundgebung gering.

Als Hauptgrund dafür wird angegeben, daß der größere Teil der Royalisten unzufrieden sei, weil der „König“ sich seit seiner Verbannung zu ruhig verhalten und auch den Bonapartisten zu viel Einfluß in der Bewegung zur Wiederherstellung der Monarchie eingeräumt habe. Indessen dürfte der wahre Grund vielmehr darin zu suchen sein, daß die Person des Grafen von Paris in den monarchistischen Kreisen Frankreichs überhaupt wenig Sympathie findet, und daß außerdem der Zwiespalt in jenen Kreisen heute ebenso groß, wenn nicht noch größer ist wie zu den Zeiten des Grafen Heinrich von Chambord.

Der Graf von Paris sagte zu den Jerseypilgern: „Vermeiden Sie aufreizende Vorwürfe, unfruchtbaren Wortstreit, zwecklose Fragen. Es gilt möglichst wenig zu sprechen, möglichst viel zu handeln; das Land erwartet keine Worte, sondern Thaten. Seien Sie versichert, daß unsere Sache demnächst triumphiert. Die Monarchie wird der Republik ohne Gewaltthat oder Erschütterung durch natürlichen Übergang folgen, denn alles ist fertig. Unsere Organisation ist vollständig. Die neue Regierung wird vom ersten Tage ab regelrecht arbeiten; an diesem Tage werden alle guten Franzosen zu mir stehen und ich werde König aller Franzosen sein.“

Um aber jedenfalls den Vorwurf mangelnder Rührigkeit und des Zurückstehens hinter den Bonapartes von sich abzuwälzen, läßt der Graf von Paris jetzt keine Gelegenheit vorübergehen, ohne von sich reden zu machen und den kaiserlichen Prätendenten einen Köder wegzuschnappen. Als die Lyoner Arbeiter ihn in Vevey besuchten, antwortete er

auf deren Ansprache: „Die nationale Monarchie allein kann über die Ohnmacht der Männer der Unordnung siegen, welche die Ruhe des Landes bedrohen, die Monarchie allein kann die politische und religiöse Freiheit sichern, die Regierungsgewalt wieder aufrichten, den öffentlichen Reichtum wieder herstellen. Sie allein kann einer demokratischen Gesellschaft eine starke Regierung geben, welche durch den Aufschwung der Geschäfte den Wohlstand des Arbeiters sichern würde."

Die dreifarbige Fahne, welche die Deputation überbrachte, nahm der Graf von Paris mit den Worten entgegen: „Ich will sie Euch zeigen, wenn ich nach Lyon komme, und sage Euch: Auf Wiedersehen!"

Auch in seinem neuesten Manifest hat er eine Lockspeise des Kaiserreichs an sich gerissen: das Plebiszit soll sein historisches Recht ergänzen und bestätigen, er will die Tradition mit dem Volkswillen vereinigen. Hierdurch aber ist der Graf von Paris Imperialist geworden, er hat sich dem Cäsarismus in die Arme geworfen, und wenn er je mal in das Elysee einziehen und regieren sollte, wird er's nicht thun als König, kraft der Tradition des historischen Rechts und des Gottesgnadentums, sondern als simpler Gewaltherrscher, als Diktator, als Cäsar. Das französische Königtum ist in der That fortan tot.

Auf dem linken Flügel des Orléanismus ist man sprachlos vor Erstaunen, denn dort befinden sich noch Männer, die in den Traditionen der parlamentarischen Monarchie aufgewachsen sind, die gegen die Republik das

Königtum und gegen den Cäsarismus den Parlamentarismus verteidigt haben, und die nun mit Schmerzen sehen, wie der Chef des Hauses Frankreich Beides verleugnet und mit einem gewaltigen Satze mitten in den Cäsarismus hineinspringt.

„L'Univers", das royalistische Blatt, rief daher nach Durchlesung des Manifestes aus „wir haben keinen König mehr."

Ein Passus in dem Manifeste verdient hervorgehoben zu werden, weil er die idealen Gesichtspunkte der Menschheit den im Augenblick für den Prätendenten praktischen überordnet. Die Monarchie, so besagt das Manifest, werde auf friedlichem Wege die politischen Beziehungen Frankreichs in Europa wieder heben; sie werde das nötige Ansehen genießen, um mit den Mächten zu unterhandeln und auf eine gleichmäßige Herabminderung der militärischen Lasten hinzuwirken, welche das alte Europa zum Vorteil anderer Weltteile schädigten.

Daß er hiermit dem französischen Temperament sehr wenig entsprach, mußte dem Grafen von Paris wohl klar sein, und daß er trotzdem diesen Satz in seine „Instruktionen" aufnahm, rechnen wir ihm hoch an.

Das Gesetz vom 23. Juni 1886 sprach nur die Verbannung des Grafen von Paris, seines Sohnes Heinrich von Orléans, des Prinzen Jérome und Victor Napoléon aus; bezüglich der anderen Mitglieder der ehemaligen Regentenhäuser wurde die Ausweisung von dem Ermessen der Regierung abhängig gemacht und kam nach diesem nur noch gegen den Herzog von Aumale in Anwendung.

Der Herzog von Aumale zog sich seine Ausweisung bekanntlich im Juli vorigen Jahres durch sein in herausforderndem Ton verfaßtes Schreiben an den Präsidenten der Republik zu. Dieses Schreiben wurde dadurch veranlaßt, daß der Herzog von Aumale von Seiten des Kriegsministers, General Boulanger,*) die Nachricht erhielt, er wäre aus den Kontrollisten der Armee gestrichen, wie denn auch sämtliche Mitglieder seiner Familie, insofern dieselben dem Landheere oder der Marine angehören, von derselben Maßregel später betroffen wurden.

Charakteristisch war an dem Schreiben des Herzogs von Aumale, wie derselbe die Unabhängigkeit der Militärgrade gegenüber dem Chef der Exekutivgewalt betonte. „Was mich, den Doyen des großen Generalstabes betrifft", hieß es in dieser Hinsicht, „so gebührt es mir, der ich im Frieden wie im Kriege die höchsten Funktionen bekleidet habe, welche ein Soldat ausüben kann, Sie daran zu erinnern, daß die Militärgrade über Ihre Anfechtung erhaben sind, und — „ich bleibe." Der Schluß: „et je reste" erinnert einigermaßen an den stolzen Ausspruch: „J'y suis, j'y reste".

Die Prinzen von Orléans, und zwar die Herzöge

*) Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, daß wir auch im Abschnitt „Frankreich unter der dritten Republik" nicht des Näheren auf den General Boulanger eingehen werden, da über diesen vielbesprochenen Mann in dem biographischen Abriß von Alfred Ruhemann „General Boulanger, ein Lebensbild" bereits Erschöpfendes für ein deutsches Publikum geschrieben wurde.

d'Aumale, de Nemours und d'Alencon legten Rekurse gegen die Streichung ihrer Namen aus der französischen Armeeliste ein, unter feierlichem Hinweis darauf, daß das Offizierspatent in Frankreich unwiderruflich sei. Der Staatsrath aber verwarf ihre Rekurse.

Im Herbst 1886 erschienen eines Tages vor dem Palast der Akademie drei Testamentsvollstrecker in feierlichem Aufzug, um das Vermächtnis des Herzogs von Aumale an das Institut von Frankreich zu überreichen. Es handelte sich, wie bekannt, um die Schenkung des Schlosses von Chantilly. Das Institut von Frankreich nahm die Schenkung des Herzogs an und sprach demselben seinen Dank für diese „hochherzige und patriotische Freigebigkeit" aus. Zwar hat sich der Herzog die Nutznießung bis an sein Lebensende vorbehalten, so daß der unverheiratete und kinderlose Mann im Grunde nicht das kleinste Opfer bringt. Er zieht keinen Pfennig aus dem Beutel, behält, so lange er lebt, Alles, was er hat, und erst, wenn er stirbt und ihm sein Reichtum ohnehin nicht mehr nützt, als dem gewissen Herrn Kannitverstan in der tiefsinnigen Geschichte des alten Mathias Claudius der seinige, geht sein Gut auf das französische Institut über. Das kann aber dem Herzog von Aumale um so gleichgiltiger sein, als seine Beziehungen zu den übrigen Mitgliedern seiner Familie und besonders zum Grafen von Paris keine besonders herzlichen sind.

Die radikale Presse bemerkte, die Schenkung sei nur eine sehr späte und sehr unvollständige Rückerstattung der

zahlreichen Millionen, welche die Familie Orléans von Frankreich im Jahre 1871 erpreßt habe; sie erinnert an den letzten Condé und das Fensterkreuz von Chantilly, an die Baronin Feuchères und die ganze dunkle und blutige Geschichte dieses Schlosses und meint grausam, der Herzog von Aumale suche auf seine alten Tage sein Gewissen zu erleichtern; sie behauptet sogar, der Gutsherr von Chantilly habe überhaupt nur einen echt orléanistisch schlauen Kniff ausgeführt: er habe gefürchtet, Chantilly würde früher oder später doch vom Staate eingezogen werden, um irgend eine Missethat der Orléans zu bestrafen, und da habe er sich die Einkünfte der Besitzung, die gegen 500000 Franken betragen, bis an sein Lebensende sichern wollen, indem er Frankreich mit anscheinender Großmut, die aber nichts koste, zu seinem einstigen Erben mache. Diese radikale Anschauungsweise schiebt dem Herzog von Aumale Beweggründe unter, die ihm vielleicht fremd sind.

Chantilly hat seine Geschichte, es stammt aus dem zehnten Jahrhundert, jedoch sind von dem damaligen Bau kaum noch Fundamente übrig. Das feudale Schloß war im dreizehnten Jahrhundert ausgebaut, aber Ende des vierzehnten zerstört worden. Es gehörte den Grafen von Senlis und Laval und ging dann in den Besitz der Condé über. Diese ließen das jetzige Schloß 1522 durch den berühmten Jean Bullant, einen der ersten Meister der Renaissance, neu erbauen. Der Kaiser Karl V. und die Könige Karl IX. und Heinrich IV. waren öfter ihre Gäste. Bekannter ist das von Frau von Sevigné beschriebene Fest,

welches der große Condé dem Sonnenkönig Ludwig XIV. dort gab. Ende des vorigen Jahrhunderts verfiel das Schloß und sein mit vielen Kunst- und Wasserwerken verzierter Park.

Chantilly hatte lange als ein Seitenstück für Versailles gegolten. Als es der Herzog von Aumale von den Condé erbte, ließ er sich die Wiederherstellung des Schlosses angelegen sein. Seit dem Sturz Ludwig Philipps blieben jedoch die Arbeiten liegen. Seit 1873 sind sie wieder aufgenommen, aber noch lange nicht beendet.

Im Jahre 1874 nahm der Herzog eine Anleihe im Betrage von vier Millionen beim Credit foncier auf, dem er nun aus den Revenüen jährlich 200 000 Franken abzuzahlen hatte. Die Gebäude und Ländereien von Chantilly wurden auf 25 Millionen, die Kunstsammlung auf 10 Millionen abgeschätzt.

Seit 1832 finden alljährlich Rennen in Chantilly statt, zu denen sich in den letzten Jahren besonders die Monarchisten zahlreich einfanden. Der Herzog von Aumale hielt selbst einen prächtigen Rennstall, gab viele Feste, besonders große Jagden, zu denen namentlich viele Generale und Offiziere eingeladen wurden. Hieß es doch einmal, daß sich in Chantilly eine monarchische Verschwörung gegen die Republik anspinne.

Das Schloß ist von einem herrlichen Wald umgeben. An dem in der Nähe befindlichen Lac de Commelles steht ein moderner gothischer Bau, Chateau de la Reine-Blanche genannt, auf derselben Stelle, wo einst das Schloß

stand, welches die Königin Blanca und ihr Sohn Ludwig der Heilige bewohnt hatten.

Der Juwel des Schlosses aber ist seine Gemäldesammlung, deren erster Saal die Schlachtengalerie enthält, hauptsächlich mit Darstellungen der Siege des großen Condé. In demselben Saale befindet sich noch ein Portrait Condé's, von Fahnen umringt, welche er in der Schlacht von Rocroy eroberte, so wie ein fast lebensgroßes goldbronzenes Portraitmedaillon mit der Umschrift: „Lud(ovicus) Princeps Condaeus 1686. a Coysevox F.“

Das angrenzende Zimmer ist berühmt durch seine Watteau'schen Panneaux, welche Affen in chinesischen Kostümen vorstellen, z. B. bei einer „Morgentoilette“, einem „Bade“, einer „Jagd“, einem „ländlichen Feste“; decorative Phantasiestücke von geistreicher Erfindung, heiterer Laune und der gefälligen, graziösen Komposition und dem blühenden, poetischen Kolorit des vielbeliebten Meisters. Die Wände des Speisesaales bedecken alte Gobelins, gen. „les chasses de Guise“. Ueber dem Kamin ist das Bild von Baudry, „der h. Hubertus“. Die Kapelle ist ganz besonders sehenswerth wegen ihres Altars aus dem Schlosse Econen. Ein weiteres Monumentalwerk ersten Ranges ist hier das Mausoleum des Henry Bourbon-Condé, errichtet im Jahre 1663 im Auftrage von Perrault, Prokurator der „cour des comptes“, mit den Marmorbüsten des Condé und des Turenne von Coysevox, dem berühmtesten und beliebtesten Büstenbildhauer jener Zeit am französischen Hofe. Weltbekannt ist, daß Duc d'Aumale aus der Galerie Delessert

die „Vierge de la maison d'Orléans" von Rafael Santi und dessen „Grazien" aus der Galerie des Lord Dudley besitzt.

Während sich der Herzog von Aumale durch Schenkung seines Grundbesitzes in Frankreich entledigte, veräußern die andern Prinzen von Orléans einer nach dem andern ihre Besitzungen. Der Herzog von Montpensier stellte den Forst von Randon zum Verkauf und der Herzog von Nemours hat seinen Palast in der Avenue des Boulogner Waldes an den Bankier Moritz Ephrussy verkauft, der dafür 3 400 000 Franken bezahlt hat. Der Herzog von Nemours hatte dasselbe für 2 600 000 Franken gekauft.

Ein bemerkenswertes Ereignis in der Familie Orléans, über das die katholische Presse ein wahres Wutgeheul anstimmte, ist die protestantische Taufe des Enkels des Herzogs von Chartres, dessen Tochter Marie an den Prinzen Waldemar von Dänemark verheiratet ist. Es sollen ausdrückliche geheime Abmachungen zwischen dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres einerseits und dem König und dem dänischen Ministerium andererseits vor der Heirat getroffen worden sein, durch welche die protestantische Erziehung der aus der Ehe zu erwartenden Knaben vereinbart wurde, während in Rom von Seiten der Mitglieder des Hauses Orléans, wenn man den Klerikalen glauben darf, zur Erlangung des notwendigen Dispenses die katholische Kindererziehung versprochen wurde. Der Vorwurf des Wortbruches trifft daher, so meint die Köln. Volkszeitung, in stärkerem Maße als den protestantischen

Prinzen Waldemar die Mitglieder des katholischen Hauses Orléans, welche von einer großen Partei in Frankreich noch als die zukünftigen Herrscher des Landes angesehen werden.

Die Taufe fand in dem von dem prinzlichen Ehepaar bewohnten Palais in der Amalienstraße in Kopenhagen statt. Der Feierlichkeit wohnten der König und die Königin, der Herzog von Chartres, der Kronprinz und die Kronprinzessin von Dänemark mit den Prinzen Christian und Karl und die Prinzen Wilhelm und Hans von Glücksburg, der Konseilspräsident und die übrigen Minister, der Oberhofmarschall, Geh. Konferenzrat Lövenskiold, die Damen und Kavaliere der Höfe, Vizeadmiral Meldal und Kontreadmiral Braag, Generalmajor Holten, Schloßprediger Paulsen, Pastor Jantzen und Kammerrat Nielsen aus Gyentofte bei. Die Taufhandlung verrichtete der Konfessionarius Pauli. Der Prinz erhielt in der Taufe die Namen: Aage Christian Alexander Robert. Die allerhöchsten und höchsten Gevattern und Taufzeugen waren: der König und die Königin von Dänemark, der Kaiser und die Kaiserin von Rußland, sowie der Kronprinz und die Kronprinzessin von Dänemark.

Nicht weniger Aufsehen erregte der Fall der Herzogin von Alençon, geborenen Herzogin Sophie in Bayern. Ein Konzilium berühmter Irrenärzte erklärte die Herzogin für unzurechnungsfähig und ließ sie in eine Irrenanstalt überführen. Wie man weiß, war die Herzogin eine Zeit lang die Braut König Ludwigs II. von Bayern. Die Verbindung kam aber nicht zu Stande, wie Eingeweihte versichern, eines ähnlichen Vorfalles wegen, wie derjenige, welcher die Ueber-

führung der Herzogin in die Anstalt veranlaßt hat. Die Herzogin erkrankte im vorigen Sommer nicht unbedenklich an Scharlach, ein Halsleiden war zurückgeblieben und erforderte eine längere ärztliche Behandlung. Während die Kaiserin von Oesterreich, ihre Schwester, in Feldafing und die Herzogin im nahen Passenhofen weilten, vollzog sich am anderen Ufer des Starnberger Sees die traurige Königskatastrophe. Die Herzogin ging einige Zeit später zur Erholung nach Reichenhall und erlangte hierauf vom Herzog, ihrem Gemahl, — er ist der zweite Sohn des Herzogs von Nemours, also ein Enkel Louis Philipps — die Erlaubnis, den ganzen Winter in München bleiben zu können, wo sie eine Privatwohnung an der Ludwigstraße mietete, während der Herzog mit seinem zwölfjährigen Sohne nach England ging, um denselben dort in einem Institut unterzubringen. Der Herzog blieb den ganzen Winter in England. Während dieser Zeit wurde der Name der Herzogin immer häufiger in enger Verbindung mit dem eines in München ansässigen, ebenfalls verheirateten Modearztes Dr. G. genannt, der sie behandelte und der auch an den übrigen Münchener Hofhaltungen einen großen Ruf genoß. In ärztlichen Kreisen allerdings wurde seit geraumer Zeit jede Konsultation mit diesem Arzte perhorreszirt. Vor wenigen Monaten brach nun die Katastrophe herein. Die Gattin des Arztes, die längst berechtigtes Mißtrauen gefaßt, erbrach den Schreibtisch ihres Mannes, fand dort mehrere gravirende Briefe der Herzogin sowie auch anderer Frauen und leitete die Scheidungsklage ein. Der Herzog ließ seinen Sohn in

England, reiste nach München und nach kurzem Aufenthalt nach Nizza und schließlich nach Meran, wo auch der Bruder der Herzogin, Dr. Karl Theodor seine sommerliche Augenpraxis ausübte. Die Kaiserin von Oesterreich kam dann unerwartet auf einen Tag in München an, gleichzeitig auch die beiden andern Schwestern der Herzogin, die frühere Königin von Neapel aus Paris und die Prinzessin von Thurn und Taxis aus Regensburg, um mit der hochbetagten und tiefgebeugten Mutter, der Herzogin Ludovika, einen Familienrat abzuhalten. Die Herzogin Sophie hat in dem ganzen Verlaufe der peinlichen Angelegenheit und in ihrem ganzen Benehmen sich von solcher verzweifelten Gereiztheit, Rücksichtslosigkeit und blinden Leidenschaft gezeigt, daß die Ungewöhnlichkeit ihrer Handlungsweise nur durch eine ernstliche, vielleicht ihrem krankhaften Zustande entstammende Störung ihrer Verstandeskräfte einigermaßen erklärlich wird. Der Herzog, der seine Gattin aufrichtig liebt, die Herzogin-Mutter und die junge, stets sehr vereinsamt gebliebene Tochter des Herzogs werden in jenen kleinen Kreisen, in welche die Wahrheit gedrungen ist, herzlich bedauert.

Doch wollen wir vom Hause Orléans nicht mit der Schilderung dieser unglücklichen Episode Abschied nehmen, sondern zum Schluß ein freundlicheres Bild aus dieser Familie zeichnen, das Leben der Gräfin von Paris, geborenen Prinzeß von Montpensier. Sie heiratete sehr früh aus Neigung ihren Vetter, der als Chef des Hauses Orléans eine sehr gute Partie für die Tochter des Herzogs von Montpensier war. Frühzeitig an die partriarchalischen Sitten

des Hauses Orléans gewöhnt, ist sie eine gute Hausfrau und eine zärtliche Mutter geworden. Sie ist eine der wenigen Personen von königlichem Rang, mit denen es möglich ist, sich mit wahrem Vergnügen und mit Interesse an dem besprochenen Gegenstand zu unterhalten. Die Etikette, die sonst an Hof vorschreibt, daß man sich beschränkt auf die von den königlichen Personen gestellten Fragen in der verbindlichsten Form nur zu antworten und die solchermaßen gerade geistvolleren Menschen den größten Zwang auferlegt und sie an der Entfaltung ihrer Talente behindert, diese Etikette verliert in der Unterhaltung mit der Gräfin von Paris alles Beengende. Sie ist heiter und lächelt anerkennend über jede gute Bemerkung, sie ist grundnatürlich, allen Phrasen und übertriebenen Höflichkeiten feind.

Schön ist die Gräfin von Paris allerdings nicht, trotz ihrer stattlichen, ja königlichen Erscheinung. Die Grazien sind ausgeblieben. Auch verwendet sie wenig Sorgfalt auf ihre Toilette; man merkt, daß ihr nicht viel daran gelegen ist, ob sie gefällt. Ihr Anzug nimmt mehr auf das Praktische als auf das Schöne Rücksicht; sie empfängt oft in Straßentoilette. Als kühne Reiterin liebt sie leidenschaftlich die Pferde und findet an der Jagd großes Vergnügen. Auf der Jagd bedient sie sich oft eines Herrnkostüms, das weniger hübsch als praktisch ist.

Der Tanzsaal ist der Gräfin von Paris mit der verhaßteste Aufenthaltsort: „Ein hübsches Pferd", sagte sie einmal, „ist mir zehnmal lieber als der schönste Diamant." Für die hohe Kunst dagegen hat die Prinzessin ein reges

Interesse; sie liebt die deutsche Musik und ist eine Kennerin der französischen Bildhauerkunst. Ihr ganzes Glück aber macht das Zusammenleben mit dem Gemahl aus; die beiden Gatten duzen sich stets, sie nennt ihn Dritten gegenüber kurz „Philipp“ oder „Paris“. Der ganze Verkehr beider erinnert den Deutschen lebhaft an das innige Verhältnis zwischen dem deutschen Kronprinzenpaar. Diese Ähnlichkeit mag auch wohl daher rühren, daß die Häuslichkeit des Grafen von Paris englischen Zuschnitt hat, wie denn auch Louis Philipp schon ein Verehrer englischen Familienlebens war. Auch die Kinder des Grafen von Paris sind nach englischen Grundsätzen in größter Einfachheit erzogen; so verlebte die Prinzessin Amélie, die der Herzog von Braganza, der Thronfolger von Portugal, heimführte, ihre Jugend fern von allen Zerstreuungen. Nur einmal zu Ehren ihres achtzehnten Geburtstages gab der Herzog von Bisaccia einen großen Ball, an dem sie Teil nehmen durfte. Sie tanzte den Cotillon mit dem Prinzen Karl von Ligne, dem Bruder der Herzogin von Bisaccia.

Das Verbannungsgesetz hat das heitere Familienleben des Grafen von Paris natürlich getrübt, auch der Abschied von der Tochter wurde den Eltern sehr schwer, wenngleich die Aussicht auf einen Thron für die exilierte Familie das Abschiedsweh versüßte.



Das Kaiserliche Frankreich.





Am Hofe des großen Napoléon.

Wie am Hofe der Bourbonen der energische Wille bedeutender Herrschernaturen in den beiden letzten Jahrhunderten fehlte, um die geheiligten Traditionen lebenskräftig zu erhalten, so fehlte dem Hofe des großen Napoléon jede ehrwürdige Überlieferung, die dem unbändigen eisernen Willen des Gewaltigen Schranken auferlegen konnte. Wären solche dagewesen, er hätte sie sicher gesprengt, wird man mir sagen; aber man irrt, wenn man annimmt, Napoléon I. habe nichts von geheiligten Satzungen gehalten; er kannte ihren Wert, besonders, um mit ihnen dem Volke zu imponieren.

Im ersten Teile meiner „An Fürstenhöfen Europas" hatte ich im Kapitel über den österreichischen Hof Gelegenheit, eines Ausspruches Napoléons Erwähnung zu thun, welcher

zeigt, wie sehr dieser das Althergebrachte zu würdigen verstand. Ich erzählte nämlich da, wie Napoléon sich nach dem Ursprung der brieflichen Anrede an den Kaiser von Österreich, seinen Schwiegervater, erkundigte. Er hatte gesehen, wie seine Gemahlin einen Brief an ihren Vater mit der Aufschrift „An Seine geheiligte Majestät" versah, und als er hörte, dies sei der seit Jahrhunderten hergebrachte Titel der deutschen Kaiser, zollte er dieser Titelreliquie seinen vollen Beifall und fügte hinzu: „diesen Titel werden wir uns in einiger Zeit auch beilegen."

In diesen Worten hängt das ganze Gesetz der Hofhaltung Napoléons I. Der große Revolutionär, der unumschränkte Machthaber, war in Sachen des Ceremoniells, der Etiquette, der Titulaturen, kurz in Allem, was seinen Hofstaat betraf, der Ansicht, daß nach berühmten Mustern zu handeln der einzig richtige Weg sei. Helfert sagt über diese Regierungsmaxime Napoléons: „Es ist bekannt, daß, je jünger die Dynastie war, die mit Napoléon I. ihren Anfang genommen hatte, desto besorgter und umsichtiger von derselben alles auf das Ceremoniell Bezügliche ins Auge gefaßt wurde, um nur ja in keinem Stücke hinter den Förmlichkeiten der stolzen Ludwige von Frankreich oder sonst eines der alten europäischen Fürstenhäuser zurückzubleiben." Daß die Umgebung des Kaisers derselben Ansicht war, braucht kaum erwähnt zu werden; Savary äußert sich über die Haltung des Hofstaates bei der ersten Ankunft Marie Louisens, der Braut des Kaisers: „Ich erinnere mich, daß, als der erste eigenhändige Brief Marie

Louisens eintraf und der Kaiser den Umschlag fallen ließ, man sich beeilte, denselben aufzuraffen und dann herumzuzeigen, um Studien über die Handschrift der Kaiserin zu machen; es war wie ihr Bildnis selbst, das man zu sehen sich drängte. Die Pagen, die von ihr zurückkamen, hatten ein förmliches Verhör zu bestehen; mit einem Wort, wir waren bereits so eifrige Höflinge geworden, wie dies nur je jene Ludwigs XIV. gewesen sein konnten; wir schienen nicht mehr die Männer zu sein, die so viele Völker bezwungen hatten."

Aber auch die Verwandten Napoléons, die Mitglieder der Familie Bonaparte hatten so gründlich den Geist des Hoflebens begriffen, daß Rangstreitigkeiten sehr ernst genommen wurden. So erlitt ihr freundliches Verhältnis zu der Kaiserin Marie Louise hin und wieder eine Störung, da sie sich in den Vorrang, welcher der Kaiserin zustand, nicht recht zu finden wußten, und bei einem aus Anlaß der Geburt des Königs von Rom veranstalteten Empfange bei der Kaiserin nahmen Streitigkeiten ihren Anfang, die endlich zur Verbannung einer Schwester Napoléons, der Fürstin Pauline Borghese, vom Hofe führten.

That man so sein Bestes, einen ächten Cäsarenhof in Scene zu setzen, so passirte doch bei diesem heißen Bemühen mitunter recht unfreiwillige Komik, die um so drastischer wirkt, als die Situation nur daraufhin geschaffen ist, zu imponieren.

Unter den das französische Kaiserwappen begleitenden Reichskleinodien ist auch das „Szepter Karls des Großen"

abgebildet, ein Schaustück, das in der sogenannten Apollo-Galerie des Louvre gezeigt wird.

Napoléon I. wünschte nun bei seiner Krönung das Szepter des alten großen Kaisers der Franken in der Hand zu haben. Für diese Gelegenheit sollte der verblichene rote Sammet, der den unteren Teil des Stabes überzieht, durch neuen ersetzt werden. Der Hofjuwelier Bapst, der mit dieser Arbeit betraut war, fand zu seinem großen Erstaunen unter der Sammethülle die in das Erz des Stabes eingegrabene Inschrift: „Dieser Stab gehört mir, X . . ., Kantor der Kirche Unserer lieben Frauen, 1280.“ Bapst erstattete sofort dem Ober-Palastmarschall des Kaisers, Duroc, Anzeige und fügte hinzu, man müsse die Thatsache dem Kaiser bekannt machen. „Hüten Sie sich wohl, das zu thun,“ erwiderte Duroc, „machen Sie schnell den neuen Überzug und sagen Sie keiner Seele, was Sie gesehen haben. Der Kaiser soll mit der Überzeugung sterben, daß er das Szepter Karls des Großen in der Hand gehabt hat.“ Das angebliche Szepter ist in der That nichts anderes als ein allerdings ungemein schöner Kantorstab, wie ihn die Kirchensänger im Mittelalter in der Hand zu halten und zum Taktschlagen zu benutzen pflegten. Bis zum heutigen Tage ist dem Kantorstabe im Louvre die stolze Bezeichnung „Szepter Karls des Großen“ geblieben.

Gerade an dieser Szepterkomödie sieht man, wie unrecht Napoléon hatte, die Rumpelkammer der Weltgeschichte zu durchstöbern, um sich ihren Flitterkram zu borgen und sich mit ihm zu brüsten! Der Stab, den Napoléon I. bei

seiner Kaiserkrönung als Szepter in der Rechten gehalten hat, ist hierdurch zu einer historischen Denkwürdigkeit geworden und wäre er vorher ein Besenstiel gewesen. Lächerlich ist nur, daß Napoléon sich Relief zu geben hoffte, indem er — einen Kantorstab schwang.

* * *

Will man ein tieferes Verständnis für die Ereignisse in der Familie und am Hofe Napoléons I. erlangen, so muß man den ausgeprägten, wahrhaft rührenden Familiensinn des Kaisers als Hauptmotiv vieler seiner Handlungen berücksichtigen. Für diesen edlen Zug in Napoléons Charakter sprechen in ergreifender Weise seine Briefe aus seinen Knabenjahren, Briefe eines 14- bis 16jährigen Knaben, die sich fast lesen, als ob sie ein für seine Kinder besorgter Familienvater geschrieben habe. Um zu zeigen, daß wir damit nicht zuviel sagen, mögen einige derselben hier ihren Platz finden.

Der erste derselben ist vom 12. Oktober 1783 datiert und in der Schule zu Brienne, wo der damals 14jährige Knabe weilte, an seinen Vater, der aus Gesundheitsrücksichten Frankreich verlassen und nach Corsika zurückkehren mußte, geschrieben. Er lautet:

Mein lieber Vater!

Ihr Brief hat mir, wie Sie wol denken können, nicht viel Freude gemacht; da aber Ihre Gesundheit und die einer mir so lieben Familie die Veranlassung zu Ihrer Rückkehr nach Corsika ist, so kann ich nicht anders als dieselbe billigen und es versuchen, mich darüber zu trösten.

Außerdem, wie sollte ich nicht glücklich und zufrieden sein, da ich der Fortdauer Ihrer Liebe und Ihrer Anhänglichkeit an mich gewiß bin, sowie Ihrer Fürsorge für mein Fortkommen und für Alles, was mir nützlich ist. Dies ein für allemal gesagt, beeile ich mich Sie zu fragen, welches die Wirkung des Brunnens auf Ihre Gesundheit gewesen ist, und Sie meiner ehrerbietigen Anhänglichkeit und ewigen Dankbarkeit zu versichern.

Ich bin sehr froh, daß Joseph mit Ihnen in Corsika ist, wenn er nur am 1. November oder um die Zeit hier sein kann.*) Er kann hierher kommen, weil Pater Patrauld, mein Lehrer der Mathematik, den Sie kennen, nicht fortgeht. Deshalb hat der Prinzipal mir aufgetragen, Ihnen zu versichern, daß mein Bruder hier gut aufgenommen werden wird und daß er mit vollem Zutrauen kommen kann. Pater Patrauld ist ein vortrefflicher Lehrer der Mathematik und hat mir gesagt, daß er meinen Bruder mit Freuden übernehmen würde und daß, wenn er arbeitet, wir das Examen für die Artillerie zusammen machen können. Für mich brauchen Sie weiter keine Schritte zu thun, da ich schon als Schüler aufgenommen bin, aber für Joseph wird es nötig sein, noch einige zu thun. Indeß da Sie einen Brief zu seinen Gunsten haben, so wird das genügen.

Ich hoffe also, lieber Vater, daß Sie es vorziehen werden, Joseph nach Brienne zu bringen, anstatt nach Metz, 1) weil das für Joseph, Lucien und mich angenehmer wäre;

---

*) Joseph sollte mit Napoléon in die Artillerie eintreten.

2) weil Sie nach Metz erst an den Prinzipal schreiben müßten, was eine Verzögerung sein würde, da Sie seine Antwort abwarten müßten, und endlich weil man in Metz nicht in 6 Monaten lehrt, was Joseph für das Examen wissen muß. Da mein Bruder nicht sehr weit ist in der Mathematik, so würde man ihn infolge dessen mit kleinen Kindern zusammen thun, was sehr unangenehm für ihn wäre. Diese Gründe und noch andere müssen Sie bestimmen, ihn hierher zu schicken, je eher, je besser. Ich hoffe also, Joseph noch vor Ende Oktober umarmen zu können. Übrigens ist es nicht nötig, daß er Corsika vor dem 26. oder 27. September verläßt, um hier am 12. oder 13. Oktober zu sein.

Ich bitte Sie, mir Boswell (Geschichte von Corsika) mit anderen Geschichten oder Memoiren über dieses Land zu schicken. Sie brauchen nicht dafür zu fürchten; ich werde sehr sorgsam sein und sie nach Corsika zurückbringen, wenn ich dahin zurückkehre und wäre es auch erst in sechs Jahren.

Adieu, mein lieber Vater, Chevallée grüßt Sie von ganzem Herzen; er studiert fleißig und hat sein öffentliches Examen sehr gut gemacht. Der Inspektor wird gegen den 15. oder 16. spätestens hier sein, d. h. in drei Tagen. Sobald er fort sein wird, werde ich Sie wissen lassen, was er gesagt hat. Meinen Respekt an Mama, an Saveria, Tante Gert, Onkel Nicolo; meine Empfehlungen an Mama Francesco Sanguano. Ich bitte Sie recht für die Alle zu sorgen. Geben Sie mir Nachrichten von ihnen und sagen

Sie mir, ob sie glücklich sind. Ich schließe, indem ich Ihnen eine ebenso gute Gesundheit wünsche, wie die, deren ich mich erfreue.
Napoléon, Cadet."

Im Jahre 1784 erhielt Napoléon noch in Brienne, aber im Begriff, in die Militärschule nach Paris abzugehen, den Besuch seines Vaters, der von Corsika zurückgekehrt war. Er schrieb darauf an seinen Onkel, den nachherigen Kardinal Fesch:

„Mein lieber Onkel!

Ich schreibe Ihnen, um Sie von der Durchreise meines lieben Vaters durch Brienne zu benachrichtigen, der nach Paris geht, um Marianne nach Saint-Cyr zu bringen und um zu suchen, seine Gesundheit herzustellen. Er ist am 21. hier angekommen mit Luciano und den zwei Fräuleins, die Sie gesehen haben. Er hat Luciano hier gelassen, der jetzt 9 Jahre alt und 3 Fuß 11 Zoll und 6 Linien hoch ist. Er ist in der sechsten Klasse für das Latein und wird alle die verschiedenen Teile des Unterrichts durchmachen, er zeigt viel Anlagen und guten Willen. Man muß hoffen, daß er gut geraten wird. Er ist gesund, fett, lebhaft und leichtsinnig, und für den Anfang ist man zufrieden mit ihm. Die französische Sprache kennt er sehr gut, aber die italienische hat er ganz vergessen; übrigens wird er Ihnen hinter meinem Brief schreiben; ich werde ihm nicht helfen, damit Sie sehen, was er kann. Ich hoffe, auch er wird Ihnen jetzt öfter schreiben, als da er in Autun war. Ich bin überzeugt, mein Bruder Joseph hat Ihnen nicht geschrieben. Wie wollen Sie, daß er es thut? Er schreibt

selbst meinem lieben Vater nur zwei Worte, wenn er es thut! In der That aber ist er nicht mehr derselbe, er schreibt mir sehr oft; er ist an der Rhetorik und würde das Beste leisten, wenn er arbeitete; denn der Herr Prinzipal hat meinem lieben Vater gesagt, daß er im Kolleg weder einen Physiker noch einen Rhetoriker oder Philosophen hätte, der ihm an Talent gleich käme oder so gut eine Übersetzung machte. Was den Stand betrifft, dem er sich widmen will, so war der geistliche, wie Sie wissen, seine erste Wahl; er war auch bis zu diesem Augenblick dabei geblieben; jetzt will er dem König dienen, worin er aus mehreren Ursachen sehr Unrecht hat: 1. Wie mein Vater bemerkt, hat er nicht genug Kühnheit, um sich in die Gefahren einer Schlacht zu wagen; seine schwache Gesundheit erlaubt ihm nicht, die Mühen eines Feldzuges auszuhalten, und mein Bruder betrachtet den Militärstand nur von der Seite der Garnison. Ja, mein lieber Bruder würde ein sehr guter Offizier in der Garnison sein; sehr gut gewachsen, leichten Sinnes und infolge dessen frivolen Komplimenten zugänglich, wird er mit seinen Talenten sich immer gut in der Gesellschaft benehmen; ob aber auch in der Schlacht? Das ist's, woran mein Vater zweifelt.

„Was hilft dem Krieger der frivole Vorzug?
Was sind all diese Güter ohne das des Mutes?
Um diesen Preis, wärst Du schön wie Adonis,
Hätt'st Du Beredsamkeit wie Pindars Gott,
Was sind all diese Gaben ohne die der Tapferkeit?"

2. Er hat die Erziehung für den geistlichen Stand bekommen, es ist sehr spät, um eine andere zu beginnen.

Se. Ehrwürden der Bischof von Autun würde ihm eine gute Pfründe verschafft haben und er wäre sicher Bischof geworden. Welch ein Vorteil für die Familie! Se. Ehrwürden von Autun hat das Mögliche gethan, um ihn fortfahren zu machen und ihm versprochen, daß es ihn nicht gereuen solle, aber nein, er bleibt dabei. Ich lobe ihn, wenn er eine bestimmte Vorliebe für diesen Stand hat, den schönsten doch von allen, und wenn der große Lenker der menschlichen Dinge ihm wie mir eine entschiedene Neigung für das Militär gegeben hat.

3. Er will in das Militär eintreten, gut! Aber in welches Korps? Ist es die Marine?

1. Er kennt die Mathematik nicht und er hätte zwei Jahre nötig, um sie zu lernen.

2. Seine Gesundheit verträgt das Meer nicht. — Ist es das Geniekorps? Da braucht er 4 oder 5 Jahre, um zu lernen, was dazu nötig ist. Und am Ende dieser Zeit wäre er erst Kadett im Genie, umsomehr da ich glaube, daß es mit seinem Leichtsinn nicht verträglich wäre, den ganzen Tag über arbeiten zu müssen. Dieselben Gründe wie für das Genie gelten für die Artillerie, mit dem Unterschied, daß er da nur achtzehn Monate zu arbeiten brauchte, um Kadett, und ebensoviel, um Offizier zu werden. Oh! das ist noch nicht nach seinem Geschmack; sehen wir weiter! Wahrscheinlich will er in die Infanterie eintreten. Gut, ich verstehe! er will den ganzen Tag nichts thun, er will den ganzen Tag das Pflaster treten. Und außerdem was ist ein Offizierchen der Infanterie? Ein Taugenichts drei

Viertel der Zeit, und das ist's, was weder mein lieber Vater, noch Sie, noch meine Mutter, noch mein Onkel, der Archidiakonus, wollen; denn er hat schon kleine Streiche des Leichtsinns und der Verschwendung gemacht. Nach alledem wird man einen letzten Versuch machen, ihn zum geistlichen Stand zu bewegen; gelingt es nicht, so wird mein lieber Vater ihn mit sich nach Corsika nehmen, wo er ihn unter den Augen hat; man wird dann versuchen, ihn in die Advokatur zu bringen.

Ich schließe, indem ich Sie bitte, mir Ihre Gewogenheit zu erhalten; mich derselben würdig zu zeigen, wird mir die wesentlichste und angelegentlichste Pflicht sein.

Ich bin in der tiefsten Ehrerbietung

mein lieber Onkel

Ihr sehr unterthäniger und sehr gehorsamer Diener

und Neffe

Napoléon de Bonaparte.

P. S. Zerreißen Sie diesen Brief.

Man muß doch hoffen, daß Joseph mit den Talenten, die er hat, und mit den Gesinnungen, welche seine Erziehung ihm eingegeben haben muß, das gute Teil ergreifen und die Stütze unserer Familie sein wird; stellen Sie ihm alle diese Vorteile etwas vor."

Napoléons Vater starb schon 1785 in Montpellier, in den Armen seines ältesten Sohnes Joseph, damals 17 Jahre alt. Als Napoléon die traurige Nachricht empfing, schrieb er aus Paris seinem Großonkel, dem Archidiakonus Lucien, und seiner Mutter nach Ajaccio die folgenden Briefe:

Paris, 28. März 1785.

Mein lieber Onkel, es wäre unnütz, es zu versuchen, Ihnen den tiefen Schmerz auszudrücken, den ich fühle nach dem Unglück, welches uns betroffen hat. Wir haben in ihm einen Vater verloren, und Gott weiß es welchen Vater durch seine Zärtlichkeit und seine Liebe für uns. Alles zeigt uns jetzt, daß er die einzige Stütze unserer Jugend war. Sie haben in ihm einen gehorsamen und von Dankbarkeit durchdrungenen Neffen verloren. Ach, Sie fühlen es besser, als ich es sagen kann, wie sehr er Sie liebte. Unser Land hat, ich darf es sagen, in ihm einen warmen, aufgeklärten und uneigennützigen Bürger verloren. Das ehrenvolle Amt, zu welchem seine Mitbürger ihn so oft berufen haben, zeigt genugsam, welches Vertrauen sie in ihn setzten, und doch, in welchem Land hat er, nach dem Willen des Himmels, seinen letzten Seufzer ausgehaucht? In einer Entfernung von hundert Meilen von seiner Familie, auf fremder Erde, inmitten eines Volks, dem seine Existenz gleichgültig war, fern von Allem, was er am meisten liebte. Freilich hat ihm ein Sohn in diesem schrecklichen Augenblick beigestanden; dies war ohne Zweifel ein großer Trost für ihn, aber doch sicher nicht mit dem melancholischen Glück zu vergleichen, das er gefühlt hätte, wenn er seine Laufbahn in seinem Land, bei seiner Frau und umgeben von seiner Familie, hätte vollenden können. Indeß so hatte es das höchste Wesen verordnet! Sein Wille ist unabänderlich! Er allein kann uns trösten! Indem er uns, ach! das, was uns am teuersten war, nahm, hat er uns wenigstens die gelassen, die es allein ersetzen können.

Sei'n Sie also gütig gewillt, für uns der Vater zu sein, den wir verloren haben. Unsere Liebe, unsere Dankbarkeit wird Ihnen in dem Maße eines so großen Opfers gewonnen sein. Ich schließe, indem ich Ihnen eine gleich gute Gesundheit wünsche wie die meine. Napoléon de Bonaparte."

An demselben Tag schrieb er an seine Mutter: „Paris, 28. März 1785. Meine liebe Mutter, erst heute hat die Zeit meinen Schmerz so weit gemildert, um mir zu erlauben, Ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken für all' die Güte, mit der Sie mich stets überhäuft haben. Sie müssen sich trösten, liebe Mutter, die Umstände wollen es; wir werden unsere Liebe und unsere Hingebung für Sie verdoppeln und uns nur zu glücklich schätzen, wenn wir durch unsere Unterwürfigkeit Ihnen wenigstens zum Teil den Verlust eines angebeteten Gatten vergessen machen können.

Ich schließe meinen Brief, geliebte Mutter, mein Schmerz befiehlt es mir, aber indem ich Sie bitte, den Ihren zu mäßigen. Meine Gesundheit ist vortrefflich, alle Tage bitte ich den Himmel, Ihnen eine gleich gute zu gewähren. Meine ehrerbietigen Empfehlungen an Tante Gertrude, Minana Siveria, Minana Fesch 2c.

P. S. Die Königin von Frankreich hat einen Sohn geboren am 27. März um 7 Uhr Abends. Man hat ihm den Namen Herzog der Normandie gegeben. Ihr Sie liebender Napoléon Bonaparte."

Durch alle diese Jugendbriefe Napoléons zieht als rother Faden die Fürsorge für die Familie, deren Zukunft er stets im Auge hatte.

Heutzutage dankt wiederum die Familie Bonaparte ihrem großen Mitgliede, indem sie den Toten gegen seine späten Feinde vertheidigt. So griff noch kürzlich Prinz Jérome Napoléon zur Feder, um Taines Angriffe abzuwehren.

Taine behauptete, Napoléon sei kein Franzose gewesen. „Napoléon", ruft dagegen der Prinz, „der Frankreichs Ruhm so weit getragen, Napoléon, dessen Name bis an's Ende der Welt den unvergänglichen Glanz des französischen Genius versinnbildlicht, Napoléon, der sich in unserem Fleisch und Blut, in unseren Gedanken; unseren Einrichtungen so tief verkörpert hat, daß man sich das neuzeitliche Frankreich ohne ihn gar nicht vorstellen kann, Napoléon ist in Frankreich ein Fremder! Der Urheber des Konkordats und des bürgerlichen Gesetzbuches, der Sieger von Austerlitz und Jena ist ein italienischer Condottiere, ein kleiner Tyrann der kleinen mittelalterlichen Freistaaten!

Napoléon selbst hielt übrigens nicht viel von litterarischen Feinden; er sagte auf St. Helena: „Ich bin dazu ausersehen, das Futter der Schmähschreiber zu sein; aber es macht mir wenig Angst, ihr Opfer zu sein, sie werden in Granit beißen . . ."

Den Familiensinn Napoléons I. hebt auch Schulte bei Beschreibung des Verhältnisses zwischen Napoléon und seinem Sohn hervor. Napoléon, sagt er, ist immer ein pietätvoller Sohn, ein allerdings herrschsüchtiger, aber vorsorglicher Bruder, ein nicht immer treuer, aber zärtlicher Gatte und ein liebevoller Vater gewesen. Schon ehe er ein eigenes

Kind hatte, schleppte er sich mit den kleinen Kindern in seiner Familie förmlich herum, und es ist allerdings merkwürdig, daß dieser Mann, dem ein so hohes, ja fast einziges Maß von Willenskraft und Geistesgegenwart verliehen war, sich zu der bewußtlosen Kindheit hingezogen fühlte; es scheint ihm die Beschäftigung mit ihr willkommene Abspannung und Auslösung seines stolzen und starken Geistes gewesen zu sein.

Napoléon ließ seinen Sohn oft in sein Cabinet bringen, hielt ihn bei der Arbeit auf dem Schoß, hing ihm seinen Degen um und setzte ihm seinen Hut auf, kurz stellte alle kleinen Tollheiten an, die ein glücklicher Vater mit seinem ältesten Kind anzustellen pflegt.

Und wenn wir später sehen, daß Napoléon bei seinen Brüdern oft Undank und Verdruß erntet, wenn z. B. Jérome, der König von Westphalen, nur Schulden auf Schulden häuft, sich um die Regierung gar nichts bekümmert und ein üppiges Leben ohne Gleichen führt, so können wir es Napoléon nicht verargen, wenn sein Zorn mitunter überschäumt, und er harte Worte über den Thunichtgut schreibt.

Andererseits ist wiederum Napoléons Verhalten seinem Bruder Lucian, dem gelehrten König von Holland gegenüber, sein diktatorisches Benehmen, mit dem er diesem die Krone fast aufnötigt, erklärlich aus den ungeheuren Erfolgen, die Napoléon errungen, und die ihn jeden anderen Willen als den seinen leicht als einen irrtümlichen, auf falschem Weg begriffenen, betrachten ließen; sein weiter Blick sah doch klarer, was für seine Brüder paßte, als diese selbst!

Und endlich, hatte dieses Gefühl der Unfehlbarkeit, diese Gottähnlichkeit wohl auch die liebevollen Gefühle für die Blutsverwandten unterdrückt, auch diese erschienen ihm nur noch als Werkzeuge, noch seiner Macht zu dienen.

Im Januar 1806 schreibt er aus München an seine Schwägerin, die Frau Josephs: „Frau Prinzessin Joseph, meine Schwägerin, ich hatte schon seit lange die Heirat meines Sohnes, des Prinzen Eugen, mit der Prinzessin Auguste, Tochter des Königs von Bayern, beschlossen. Der Kurfürst von Regensburg, Erzkanzler des Reichs, vermählt sie am 15. Januar in München und das hat mich einige Tage mehr in dieser Stadt zurückgehalten. Die Prinzeß Auguste ist eine der schönsten und vollkommensten Personen ihres Geschlechts. Ich denke es ist schicklich, daß Sie ihr ein Geschenk von 15- bis 20,000 Franken machen. Sie wird den 20. Januar nach Italien abreisen. Der König von Bayern wird Ihnen schreiben, um Ihnen diese Heirat anzuzeigen, ꝛc.“

Nun sind wir im vollen Ton des unbeschränkten Herrschers, der mit Königen und Prinzen wie mit seinen Puppen umgeht, seine Brüder, seinen Stiefsohn zu fürstlichen Verbindungen hinauf hebt oder umgekehrt fürstliche Töchter zwingt, zu diesen parvenu-Fürsten herabzusteigen, der mit seinen Brüdern wie mit Untergebenen verfährt, wie er in einem Brief an Joseph von Jérome sagt: „Ich will Jérome nichts mehr als seine Pension geben, sie ist mehr als hinreichend und ansehnlicher als die aller Prinzen in Europa. Es ist mein ganz bestimmter Vorsatz, ihn wegen

Schulden gefangen setzen zu lassen, wenn ihm diese Pension nicht genügt. Was brauche ich die Thorheiten, die man für ihn in Brest macht? Den Ruhm hat er nötig und nicht Ehrenbezeugungen. Es ist unglaublich, was mich dieser junge Mann kostet, um mir dagegen nichts als Unannehmlichkeiten zu bereiten und durchaus nicht tauglich für mein System zu sein."

Konnte Napoléon solchermaßen seinen Verwandten den Herrn und Gebieter herauskehren, so zeigte er sich als Bräutigam und Gemahl aufmerksam und zärtlich wie man es von dem unerbittlichen Imperator kaum erwarten konnte.

Nachdem Napoléon seine Verbindung mit Josephine gelöst hatte, weil ihm aus dieser Ehe kein Thronerbe entsproß, wandte sich sein ganzes Interesse seiner Auserwählten, der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich zu.

Die Einholungsfeierlichkeiten der Kaiserlichen Braut wollen wir eingehender beschreiben, um ein Bild des Hofes Napoléons I. zur Zeit seiner größten Prachtentfaltung vor den Augen der Leser zu entrollen.

Napoléon sandte den Marschall Berthier nach Wien, damit er feierlich um die Hand der Erzherzogin werbe, in Stellvertretung ihr angetraut werde und sie dann nach Paris geleite.

Berthier war angewiesen, seinen Titel „Herzog von Wagram", auf dieser Reise aus Rücksicht gegen Oesterreich nicht zu führen.

Er trat als Fürst von Neufschatel auf und wurde, da er in Neufchatel souverän war, mit fürstlichen Ehren em-

pfangen. Am 8. März brachte er seinen Antrag an und übergab der Erzherzogin im Namen des Kaisers Napoléon dessen Bildnis in großen Brillanten, das sie sich von der Oberhofmeisterin auf die Brust heften ließ. Nach den Besuchen beim Kaiserpaare und nachdem die gewünschte Zusage offiziell erteilt war, begab er sich auch zu dem Oheim der Erzherzogin, dem Erzherzog Karl, der die Stellvertretung Napoléons bei der Trauung durch Prokuration übernehmen sollte. Napoléon hatte den Marschall Berthier zu seinem Stellvertreter haben wollen, gab aber sofort nach, als der Wiener Hof die Stellvertretung durch einen Erzherzog für allein zulässig erkläre. Dagegen bestand Napoléon darauf, daß das Zeremoniell, welches bei der Erzherzogin Marie Antoinette mit dem Dauphin, späteren König Ludwig XVI., eingehalten worden war, zwar auch für die nun folgenden Feierlichkeiten zu Grunde gelegt, aber nach denjenigen Rücksichten abgeändert werde, welche dadurch geboten seien, daß nicht ein Thronfolger und künftiger König, sondern ein Kaiser eine Erzherzogin freie.

Am 11. März fand in der Augustiner-Kirche die Vermählungsfeier statt. Nach dem Ringwechsel nahm Marie Louise den für Napoleon bestimmten Ring an sich, um ihn ihrem Gemahl persönlich zu übergeben.

Am 13. März begann die junge Kaiserin mit großem Gefolge ihre Fahrt nach Paris. In der Nähe von Braunau, der Grenzstadt nach Bayern zu, war ein prächtig dekorierter Holzbau mit drei großen Gelassen aufgeführt. Im östlichen, österreichischen, Saale stieg die Fürstin zunächst

ab, während ihr französischer Hofstaat sich in dem westlichen, französischen, Saale versammelte. In dem Mittelbau war, an der Wand nach der österreichischen Seite hin, ein Thronhimmel aufgestellt. Nach den nötigen Vorbereitungen betrat Marie Louise den Mittelbau und nahm unter dem Thronhimmel Platz, noch von Damen und Kavalieren des österreichischen Hofes umgeben. Dann wurden der Fürst von Neufchatel, die Herzogin von Montebello und die übrigen Herren und Damen des französischen Gefolges eingeführt. Fürst Trauttmannsdorff als „Uebergabs-Kommissär" stellte die Kaiserin unter den Schutz des Fürsten von Neufchatel, ein Akt, über welchen zwei Protokolle aufgenommen wurden, eins, das die Uebergabe, und eins, das die Uebernahme bezeugte. Dann erst durfte Marie Louise die Schwester Napoléons, die Königin Caroline von Neapel, empfangen, die ihr als Reisebegleiterin bestimmt war. Trennen mußte sie sich wie von dem übrigen Gefolge auch von einer langjährigen Freundin, der Gräfin Lazansky. Napoléon hatte anfangs die Erlaubnis gegeben, daß sie diese um sich behalten dürfe, aber er nahm die Erlaubnis zurück, jedenfalls in der nicht unbegründeten Befürchtung, daß die Anwesenheit einer österreichischen Dame an seinem Hofe Übelwollenden zu Gerede über fremden Einfluß Anlaß geben würde. In Braunau mußte Marie Louise, wohl um sich zu Gemüte zu führen, daß sie aufgehört habe, Oesterreicherin zu sein, ihre Garderobe vollständig wechseln. Als Geschenk des Kaisers Napoléon fand sie vollständiges Waschgeschirr von Gold vor. Nach einem Reiseplan, den Napoléon selbst

entworfen, setzte sie, von ihrem französischen Hofstaat und von französischer Kavallerie geleitet, ihren Weg fort, in München, Stuttgart und Karlsruhe von den daselbst residierenden Höfen mit großem Prunk empfangen. Am 22. März kam sie nach Straßburg. Einem dort ihr zu Ehren gegebenen Balle wohnte auch ein Mann bei, der später in ihr Leben so verhängnisvoll eingreifen sollte, der österreichische General Graf Neipperg. Napoléons Aufmerksamkeit für die Kaiserin verdoppelte sich, als sie auf französischem Boden reiste. Täglich kamen eigenhändige Briefe von ihm an, zuweilen drei bis vier an einem Tage. Er sandte ihr frische Blumen aus den Kaiserlichen Gewächshäusern, oder Wild, das er selbst geschossen. Die erste Begegnung der Neuvermählten sollte bei Soissons stattfinden, wo drei prachtvolle Zelte für diesen Zweck errichtet waren. Als am 27. März in Compiegne, wo der Kaiser sich aufhielt, mittags ein Brief der Kaiserin einlief, worin sie anzeigte, daß sie von Rheims nach Soissons aufgebrochen sei, beschloß Napoléon in seiner Ungeduld, ihr schon unterwegs zu begegnen und ihr so die Anstrengung der eigentlich festgesetzten Empfangsfeierlichkeiten zu ersparen. Nur von Murat begleitet, fuhr er ihr incognito bis Courcelles entgegen, wo, als er ankam, ein Kurier eben neue Pferde für die nahende Kaiserin bestellte. Napoléon und Murat stiegen aus und warteten unter dem Eingang der Kirche, wo sie die Straße übersehen konnten. Als der Wagen der Kaiserin eintraf, trat Napoléon an den Wagenschlag, indem er so that, als habe er, etwa als Kaiserlicher Ordonanz-Offizier ein Schreiben

zu überreichen. Da erkannte ihn der Stallmeister der Kaiserin, und da er von der beabsichtigten Ueberraschung nichts wußte, riß er den Wagenschlag auf und rief: „Se. Majestät der Kaiser!“ So sahen sich die Neuvermählten zum ersten Mal. Napoléon und Murat stiegen zu Marie Louise und der Königin Caroline in den Wagen und fuhren an den Zelten bei Soissons vorüber nach dem Schlosse von Compiegne.

An der Treppe des Schlosses von Compiegne stellte Napoléon der Kaiserin die Mitglieder seiner Familie vor und geleitete sie dann in ihr Zimmer. Sie war überrascht, dort ihr Hündchen, ihre Vögel und selbst eine angefangene Stickerei, die sie in Wien zurückgelassen, wiederzufinden. Nach der ursprünglichen Festsetzung sollte Napoléon die Nacht in einem andern Gebäude verbringen; den Herren seiner Umgebung entging es jedoch nicht, daß dieser Teil des Programmes nicht zur Ausführung kam.

Am 31. März begab sich das Kaiserpaar nach Saint-Cloud, wo es von den Großwürdenträgern des Reichs, den Marschällen, Senatoren und Staatsräten, sowie von den damals in Paris anwesenden Kardinälen, neunundzwanzig an der Zahl, empfangen wurde. Am 1. April fand in der Galerie von Saint-Cloud die bürgerliche Trauung statt. Zu derselben erschienen nur zwölf Kardinäle; die übrigen beteiligten sich nicht, weil sie die kirchliche Ungiltigkeitserklärung der ersten Ehe Napoléons nicht für ordnungsmäßig erachteten. Am folgenden Tage hielt das Kaiserpaar seinen Einzug in die Tuilerien, und in einem zu einer Kapelle

umgewandelten Saale des Louvre empfing es noch am Einzugstage durch den Kardinal Fesch den Segen der Kirche. Wiederum waren nicht alle, sondern nur zehn Kardinäle anwesend. In dem Fehlen der übrigen erblickte Napoléon einen stillen Protest gegen die Rechtmäßigkeit seines neuen Ehebundes. Schon am 4. April ließ er ihnen ankündigen, daß sie der Abzeichen ihrer Würde beraubt, fortan außerhalb Paris in der Verbannung zu leben hätten.

Der Vermählung folgten glänzende Festlichkeiten, deren Reihe zu Ende April durch eine Reise des Kaiserpaares nach den dem Reiche kurz zuvor einverleibten holländischen Provinzen unterbrochen wurde. Am 1. Juli gab der österreichische Botschafter Fürst Schwarzenberg jenes Ballfest, dessen unheilvoller Verlauf so häufig geschildert worden ist; der Holzbau, der im Park als Tanzsaal hergerichtet war, ging in Flammen auf; etwa zwanzig Personen, darunter die Fürstin Pauline Schwarzenberg, kamen ums Leben.*)

In Paris war ein Hofstaat für die Kaiserin eingerichtet worden, an dessen Spitze die Herzogin von Montebello, die Witwe des bei Aspern gefallenen Marschalls Lannes stand. Ferner gehörten zu demselben der Senator Graf von Beauharnais, als Stallmeister der Fürst Aldobrandini, als Groß-Almosenier der Erzbischof von Rohan. Es wurden hundert Palastdamen, sechs Anmeldedamen und achtzehn Kammerfrauen bestimmt. Jede Wahl wurde nur nach

*) Anm. Nach Eduard Schulte's Aufsatz „Napoléon und Marie Louise.“

reiflicher Erwägung getroffen, jede Frage des Hofzeremoniells peinlich erwogen.

Helfert hält diese Maßnahmen für sehr angebracht und fügt erläuternd hinzu: „Dabei verrieth sich auch in diesem Punkte der scharfe, durchdringende Geist, die Menschenkenntnis und schlaue Berechnung des großen Emporkömmlings der Revolution. Kaiserin Josephine, eine Frau von reiferen Jahren und reicher Erfahrung, hatte sich, was ihren Hofhalt betraf, einer ausgedehnten Unabhängigkeit von Seiten ihres kaiserlichen Gemahls zu erfreuen: sie sah, wen sie wollte, sie liebte und pflegte die Gesellschaft, in der sie durch ihren Takt, durch die Freundlichkeit und Munterkeit ihres Wesens glänzte und aus der sie durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit ihrem hochgebietenden Gemahl immer neue Freunde und Anhänger zuzuführen strebte. Das mußte nun, so erkannte Napoléon mit richtigem Blick, anders werden. Josephinen's Nachfolgerin war ein junges, unbefangenes Geschöpf, ohne Reife und Erfahrung auf einen Boden und in Verhältnisse versetzt, die ihr vollständig neu waren. Hier thaten bindende Formen des Hoflebens not, die vor allem geeignet waren, die jugendliche Gebieterin von allen Zudringlichkeiten der Kabale und des Koteriewesens frei zu halten."

Zu dem ersten Zusammenleben des Kaiserpaares sagt Helfert: „War Marie Louisen fast Alles fremd, was sie in ihrer jetzigen Umgebung und Lebensweise beobachten konnte, so war das bei ihrem kaiserlichen Gemahl in gewisser Hinsicht ebenso der Fall. Josephine war seines Gleichen ge-

wesen; von edelmännischem Geschlecht entsprossen wie er, aus fremder Erde nach Frankreich versetzt wie er, aus der Revolution herausgewachsen wie er, hatte keines von Beiden dem Anderen etwas Besonderes zu erzählen, ihre Erinnerungen waren gemeinschaftliche. Anders war es jetzt mit Marie Louise. Die Ideen und Anschauungen, die Gewohnheiten und Umgangsformen einer Tochter aus dem alten Cäsaren-Geschlechte übten nicht blos auf Napoléon einen bisher ungekannten Reiz, sie gaben seinem scharfen Geiste auch allerhand zu denken.

Der erste Brief, den Marie Louise aus Frankreich in die Heimat schickte, ist von Ende März datirt. „Mein Gemahl", schrieb sie an ihren Vater, „liebt mich inniglich, ich bin ihm auch sehr erkenntlich und erwidere herzlich seiner Liebe; ich finde, daß er sehr gewinnt, wenn man ihn näher kennt, er hat etwas Einnehmendes und Zuvorkommendes, dem man unmöglich widerstehen kann. Ich bin überzeugt, daß ich recht zufrieden mit ihm leben werde. Meine Gesundheit ist fortwährend die beste, ich bin ganz von der Reise ausgerastet und habe die Erkältung ganz verloren, ich versichere Sie, lieber Papa, daß der Kaiser noch strenger als Sie auf das genaue Einnehmen der Arzneien sieht und mir nicht erlaubt, so lange ich den Husten habe, vor zwei Uhr aufzustehen. Mir fehlt nichts mehr an meinem Glücke, als Sie zu sehen, und mein Gemahl teilt meinen Wunsch auf das Aufrichtigste."

Das häusliche Leben der jungen Gatten war, wie aus den übereinstimmenden Zeugnissen scharf beobachtender Hof-

beamten hervorgeht, ein durchaus glückliches. In den Flitterwochen widmete er ihr einen großen Teil seiner Zeit, mit der er sonst recht geizig war, und wenn er einmal einen Tag auf der Jagd verbrachte, so folgte sie ihm im Wagen, weil sie wußte, daß er das gern sah. In der Reitschule und in einem abgeschlossenen Teile des Parkes von Saint-Cloud gab er ihr selbst Reitunterricht und freute sich mit ihr ihrer Fortschritte. Die Natürlichkeit, mit der sie plauderte und lachte, gefiel ihm, ebenso die Pünktlichkeit und Ordnung, mit der sie, die anspruchslos erzogen war, ihre Privatkasse in Ordnung hielt.

Den Eindruck, den die junge Kaiserin persönlich auf die verschiedenen Schichten der Pariser Bevölkerung machte, war ein überwiegend günstiger. Marie Louisens Zurückhaltung und natürliche Schüchternheit in Verbindung mit der strengen Etikette, welche sie umgab, setzten sie, wie die Aufzeichnungen aus jener Zeit erkennen lassen, hier und da wohl dem Vorwurf des Stolzes und des Hochmuts aus. Aber das ist auch der einzige, der gegen sie erhoben wurde. Haschen nach Volksgunst lag ihr fern, und Leutseligkeit und Ungenirtheit waren einst der Königin Marie Antoinette sehr übel ausgelegt worden.

Neue Freunde erwarb sie allerdings dem Kaiser nicht unter seinen Unterthanen, vermittelnd wie Josephine wirkte sie nicht, ihre Zurückhaltung erweiterte vielmehr noch die Kluft, welche sich mehr und mehr zwischen dem Kaiser und seinem Volk aufthat.

Der größte Tag, welchen der Hof Napoléons I. sah,

war der 20. März 1811. An diesem Tage wurde dem Kaiserpaar in den Tuilerien ein Sohn geboren. Napoléon weinte vor Freude; das Kind erhielt schon in der Wiege den Titel „König von Rom“. Die Festlichkeiten, welche aus Anlaß der Geburt des kleinen Napoléon in dem unermeßlichen Reiche stattfanden, gipfelten in der feierlichen Taufe, welche am 9. Juni in der Kirche Notre-Dame unter Beisein von mehr als 100 Kardinälen und Bischöfen erfolgte. Das häusliche Glück des Kaiserpaares wurde durch diese Geburt besiegelt. „Der Kaiser“, schrieb Marie Louise in ihre Heimath, „giebt sich erstaunlich mit unserem Sohne ab, er trägt ihn auf dem Arm und ist wirklich kindisch mit ihm.“

Marie Louisens Verhalten dem Kinde gegenüber war ein weit weniger inniges: sie nahm es nicht gern auf den Arm, weil sie fürchtete, es fallen zu lassen, und ließ es später fast stets unter der Aufsicht seiner Gouvernante.

* * *

Nachdem wir nunmehr von Festen des Friedens am Hofe des Mannes berichtet haben, der „mit einer Schlacht halbe Kaiser- und Königreiche unterwarf, die im Sturm durchschritten werden, mit einer zweiten und dritten den Frieden erzwingt und, hat dazu ein Sommer nicht ausgereicht, im Winter weiterkämpft“*) — wird es an der Zeit sein, um dem Bild des Cäsarenhofes die richtige Färbung

*) Siehe „Delbrück, Historische und politische Aufsätze“ und zwar den Abschnitt „Über die Verschiedenheit der Strategie Friedrichs und Napoléons.“

zu geben, ein pomphaftes militairisches Schauspiel vorzuführen, das den Kaiser inmitten seiner Marschälle und Generale zeigt. Wir wollen Napoléons Einzug in Berlin 1806 hierzu wählen und hoffen, daß die traurigen Empfindungen, welche in dem deutschen Leser erweckt werden, in etwas durch das Interesse aufgewogen werden, das doch immerhin dieses Ereignis in uns hervorrufen muß. Auch können wir nach dem glorreichen Jahre 1870/71 mit mehr Gelassenheit auf jene trüben Tage zurückschauen, die Gott unser Volk durchleben ließ.

Am 24. Oktober, Vormittags 10 Uhr, rückte die erste, aus einigen hundert Reitern bestehende Abteilung französischer Truppen in Berlin ein und stellte sich vor dem Rathause auf. Sie gehörten zum Korps des Marschalls Davoust, welcher seinen Durchmarsch für den folgenden Tag melden ließ. Zu gleicher Zeit traf, vom Potsdamer Thor her, in einem vierspännigen Wagen der zum Kommandanten von Berlin ernannte General Hulin ein und bezog die für ihn bestimmte Wohnung Unter den Linden Nr. 7. Fast zu derselben Stunde war Napoléon in Potsdam eingetroffen und hatte im dortigen Schlosse seine Wohnung genommen, woselbst er auch eine Deputation der Stadt Berlin empfing, welcher sich Deputirte der Kreise Teltow und Niederbarnim anschlossen, um Milde und Schonung für die Stadt und die Provinz zu erbitten. Der pomphafte Einzug des Marschalls Davoust durch das Hallesche Thor, am 25. Oktober, war für die Berliner ein so unerwartet neues und reiches Schauspiel, daß — wie es in den Auf-

zeichnungen eines Augenzeugen heißt — des Erstaunens kein Ende war.

Es folgte das Augereau'sche Korps. Inzwischen war die Ankunft der Garde angesagt. Alle Plätze der Stadt sah man mit Geschütz, Pulver- nnd Bagagewagen besetzt; die Feldschmieden begannen zu arbeiten, und das nie gesehene Schauspiel ward von Hunderten umringt und begafft. Noch mehr Staunen erregten die in den Straßen abgehaltenen Jahrmärkte. Da verkauften die Franzosen — wie George in den „Erinnerungen ꝛc." erzählt, — für ein Spottgeld die unterwegs erbeuteten Sachen, und selbst lebendes Vieh.

Der 27. war für Napoléons Einzug bestimmt. Es war ein Montag — ein wunderbar schöner Herbsttag. Sommerwärme durchwebte (nach Georges „Erinnerungen") die Luft. Tags zuvor in Charlottenburg eingetroffen, stieg der Kaiser nach 3 Uhr zu Pferde und ritt, begleitet von einer glänzenden Suite und seinen Garden, durch Charlottenburg in den Tiergarten. Hier waren die Kürassire der Division Nausouty aufgestellt, um sich dem Zuge anzuschließen. „Der Weg von Charlottenburg nach Berlin ist sehr schön", heißt es im 21. Bülletin vom 28. Oktober, „der Eingang durch das Brandenburger Thor prächtig". Um 4 Uhr verkündete der Donner der Geschütze und das Geläute der Glocken — „es klang so feierlich und doch wieder so traurig, daß es das Herz rührte" — den Einzug des Empereurs. Voran eine Schar Mamelucken; diesen folgten die Grenadiere und Jäger der Garde zu Fuß; die Trompeter bliesen die Marsaillaise — den Triumphgesang

der Revolution, jetzt das Siegeslied ihres größten Sohnes bei seinem Einzuge in die Hauptstadt des legitimen Königtums. Der Kaiser, in der Uniform der Jäger-Garde, ritt auf seinem Schimmel; das Gesicht war kalt, marmorn, kein freundlicher Zug erhellte sein Antlitz. Auf dem Viereck" (Pariser Platz) empfing ihn General Hulin und stellte die Mitglieder des Magistrats vor, der ehrfurchtsvoll die Schlüssel der Stadt überreichte. Sonst waren hier noch, auf Anordnung des Kommandanten, die anwesenden preußischen Minister, einige andere Beamte, Geistliche und die Schützengilde in Uniform erschienen. Nach nur kurzem Aufenthalt ritt Napoléon zwischen den Linden entlang dem Schlosse zu. Die Straßenseiten rechts und links waren zunächst mit französischem Militär besetzt, dahinter stand eine Menge Neugieriger.

Im Schlosse bewohnte der Kaiser die nach dem Lustgarten zu (an der Adler-Ecke) in der zweiten Etage gelegenen Gemächer Friedrich Wilhelms II. Die „Spiegel-Kammer" diente zum Aufenthalt des dienstthuenden Generals, der „Pfeilersaal" blieb für die Adjutanten und Ordonnanzoffiziere reservirt, während ein Teil der berittenen Garde im Garde-du-Korpssaal aufzog und die Posten vor der kaiserlichen Wohnung besetzte. So oft Napoléon das Schloß verließ, schlug eine Anzahl Tambours auf dem Korridor einen gewaltigen Marsch, bis der Kaiser unten angelangt war. Während seines Aufenthaltes erteilte derselbe den hier zurückgebliebenen Ministern, den Mitgliedern des Magistrats, der Schulbehörde und der Geistlichkeit Audienzen. Von

letzterer war es der ehrwürdige Konsistorialrat der französisch-reformierten Gemeinde, Erman, welcher mit tiefer Rührung den Gefühlen der Anhänglichkeit an den König Ausdruck gab, und sich zum ritterlichen Verteidiger der von Napoléon geschmähten Königin Louise aufwarf. Am 28. Oktober fand in Biesdorf eine Revue über das Davoust'sche Korps, Tags darauf vor dem Halleschen Thor eine Musterung des Augereau'schen Korps, und am 30. eine große Special-Revue über sämtliche Garden, die Kürassire und Karabiniers statt, welche von 12 bis 6 Uhr dauerte. Während derselben mußten die Gefangenen des Regiment Gensdarmes (einer preußischen Elitetruppe) an dem Kaiser vorüber defilieren. Bei solchen Gelegenheiten hatten die Berliner Zeit und Muße, den Gewaltigen im schlichten grünen Frack oder grauen Überrock und nur mit dem Stern der Ehrenlegion dekoriert, inmitten seines glänzenden Gefolges betrachten zu können. Am 9. November erfolgte dann im „Rittersaal" die Eidesleistung der Treue für den Kaiser seitens des gesammten Magistratspersonals, der sieben zum Comité administrativ und der in den „großen Rath" gewählten sechszig Bürger sowie der zurückgebliebenen.

Hatte Napoléon schon in den ersten Tagen nach seiner Ankunft die Wegführung der Quadriga auf dem Brandenburger Thore nach Paris anbefohlen, so sollten auch die Kunstkammer, das Zeughaus und die königlichen Schlösser hier, in Charlottenburg und Potsdam nicht verschont bleiben. Es wurden aus ihnen allein 116 Gemälde, 32 antike Statuen und 74 Büsten, sowie 10 Reliefs entnommen; am

26. Dezember gingen 96 Kisten geraubter Gegenstände ab, andere folgten. Endlich in der Nacht zum 25. November verließ Napoléon Berlin, um sich nach Posen zu begeben. Für seine und die Verpflegung seiner Umgebung hatte das Hofmarschallamt ein Darlehen von 67000 Thalern aufgenommen und auch wohl verbraucht.

Aus dieser traurigen Zeit, welche den Höhepunkt Napoléonischer Macht bezeichnet, liegt uns eine hochinteressante Relique, ein Originalsiegel, vor, welche uns die, heut zu Tage fast unglaublich klingende Thatsache wieder ins Gedächtnis zurückruft, daß des deutschen Reiches Hauptstadt, daß Berlin einstmals eine französische Statthalterei gewesen ist. Das Siegel zeigt den sitzenden französischen Adler über dem die Kaiserkrone schwebt. Die Umschrift lautet: „Gouvernement de Berlin etc. — Grande Armée“.

* * *

Wie es in Kriegs- und Friedenszeit am Hofe Napoléons aussah, so lange sein Stern in aufsteigender Bahn glänzte, versuchten wir in einigen Bildern zu schildern. Als aber sein Stern sank, wie gestaltete sich da das Leben in der Umgebung des Kaisers?

Als die Nachricht von der Niederlage der großen Armee in Wien eintraf, öffneten sich, wie uns der Herzog Broglie erzählt, den Franzosen die diesen früher befreundeten Häuser nicht mehr. Nur von Personen in amtlicher Stellung wurden sie noch empfangen.

Auf das Verhalten der Geistlichkeit kurz vor der ersten Thronentsagung Napoléons wirft die köstliche Episode, welche

uns Graf Beugnot aus dem Leben des Erzbischof de Pradt von Mecheln erzählt, ein grelles Licht.

De Pradt hielt große Stücke von sich und eilte deshalb während der Neubildung einer provisorischen Regierung unter Talleyrand zu diesem, um sich zu erkundigen, welchen wichtigen Posten man ihm zugedacht habe denn ganz bei Seite lassen, könne man ihn doch nicht!

„O, wer will Sie bei Seite lassen",*) erwiderte Talleyrand dem gekränkten Kirchenfürsten; „Sie können eben jetzt den außerordentlichsten Dienst leisten. Haben Sie", fragte er den armen Erzbischof mit jener unerschütterlichen Sicherheit und Feierlichkeit, die ihm eigen war, „haben Sie ein weißes Taschentuch bei sich?" — „Ja." — „Ist es aber auch ganz weiß?" — „Gewiß." — „Zeigen Sie einmal her." Der Erzbischof reichte sein Taschentuch hin. Talleyrand faßte einen Zipfel desselben, schwenkte es wie eine Fahne und rief: „Es lebe der König!" Dann fuhr er fort: „Sie sehen, was ich eben gethan habe. Gehen Sie jetzt auf die Straße, verfolgen Sie den Boulevard de Madelaine bis zum Faubourg Saint-Antoine, schwenken Sie Ihr Taschentuch und rufen Sie: „Es lebe der König!" „Fürst", sagte der Erzbischof, „wie soll das gehen, bedenken Sie doch meinen Anzug, ich trage Priestertracht und mein Bischofskreuz, auch den Orden der Ehrenlegion." — „Gerade diesen Anzug", entgegnete Talleyrand, „müßten Sie anlegen, wenn Sie ihn nicht schon trügen; Ihr Bischofskreuz, Ihre priester-

*) Wir folgen hier der Uebertragung von Eduard Schulte.

lichen Abzeichen, das alles wird Skandal erregen, und Skandal haben wir eben nötig.“ Der Erzbischof ließ sich richtig überreden und zog, hochrufend und sein Tuch schwenkend, in Begleitung einer schnell anwachsenden, jubelnden Menschenmenge durch die Straßen. Anfangs ging alles gut, aber bald stieß er auf eine Gruppe von Anhängern Napoléons. Diese warfen sich ihm entgegen und zwangen ihn zu schleunigem Rückzug. Er mußte sein Tuch wieder einstecken und kam durch Seitengassen, atemlos und beschmutzt von der Straßenjagd, bei Talleyrand wieder an. Daselbst rühmte er sich, einen beträchtlichen Teil der Hauptstadt für die Königliche Sache gewonnen zu haben. Zwar habe er umkehren müssen, aber geflohen sei er eigentlich nicht; er habe gezeigt, daß er Mut habe und daß er weder Bonaparte noch die Pariser fürchte. Talleyrand sagte: „Ich habe ihnen ja gleich gesagt, daß Sie eine erstaunliche Wirkung hervorbringen würden.“ —

Über die Stimmung im deutschen Lager zur Zeit der ersten Niederlage Napoléons unterrichten uns zwei denkwürdige Briefe, beide aus Brienne datiert und in den Tagen vor und nach der Schlacht von La Rothière geschrieben sind. Gneisenau richtet an einen deutschen Diplomaten folgendes Schreiben:

„Brienne, 28. 1. 1814.

Mit Vergnügen habe ich E. H. Schrift gelesen. Es war Zeit, daß endlich ein Diplomat auftrat und aus Urkunden bewies, mit welch verführender Hinterlist Frankreich unter allen Phasen seiner Regierungsformen ein deutsches

Erbe nach dem anderen abriß. Möchte es E. H. gefallen, dieses bis auf die neueste Zeit herunter und zugleich ausführlicher zu thun, damit endlich Minister und Volk erfahren, welch dummes Vieh sie gewesen sind. Wir machen hier — Fortschritte. Bei Chalons sur Marne scheinen sich die noch übrigen Kräfte zu sammeln. Geschieht dies, so wird der neue Attila an derselben Stelle geschlagen, wo es dereinst der bessere von beiden wurde."

N. S. Paris. Zu meinem Verdrusse und Erstaunen findet sich das Schreiben, geschrieben am Vorabende eines sehr heftigen Gefechts und zwei Tage vor einer Schlacht, der von La Rothière, noch unter meinen Papieren vor. Ich nehme keinen Anstand, es E. H. jetzt noch zu senden. Möchten Sie in den letzten 6 Wochen hier gewesen seyn und Ihre Stimme nicht wie die meinige verhallt haben. Die Großmuth ist nun an der Tagesordnung. Anstatt Frankreich unschädlich zu machen, geht man jetzt damit um, es zu vergrößern. Wir sind unseres Glückes nicht werth und ertragen es ebensowenig wie unser Unglück.

Gneisenau."

Nach der Schlacht von La Rothière schrieb Blücher an seinen Freund, General Bonin:

„Brienne, d. 2t. Febry 1814.

libster Freïnd, der große Schlag ist geschehen, gestern habe ich den Caißer napoleon ufs haupht geschlagen, er ist im völligen Rückzuge auf Parish wihr dürwen einem balldigen Friden entgegen sehn, den er kan uns nicht mehr die Stihrn biten. 60 Canonen ville gefangene sind in meinen

Henden. Die Zahl der toten ist sehr groß, den die Russen wahren erbittert, der Caißer von Rußland u. unser Cönig wahren zu Schauer hatten mich aber alles übergeben, ich habe nur 5 Preußen bey mich gehabt, daß übrige wahren Russen, osterreicher u. Wurtenberger, der Caißer Napoleon hatte 30000 man, ich nicht volle 60. Alexander drückte mich die Hand und sagte, Blücher heütte haben sie ihren Siegen die Krone ufgesetzt, die menschheit wird ihnen segnen. Für mich wahr es der glücklichste, den ich erlebt habe, weill am selbigem gleichsahm alles entschiden ward, behelld Napoleon die Krohne, so muß er sie als ein geschenk auß die hende unsrer Monarchen betragten. ich zweiffle aber daß er sie behelld — in 8 Tagen sind wir vor Parish, wie ich mich heütte bey anbruch des Tages den Truppen zeigte, wurde ich mit ein Hurra Empfangen waß Trenen auß meine augen preßte, indessen mußte ich meinen gegner Früh 10 uhr noch einmahll angreiffen um ihm völlig zu vertreiben. ich wahr gestern aben zum hinfallen ermattet, aber nach 5 stunden Schlaff befand ich mich wider wohl, unsre beiden Söhne sind nicht bey der Schlacht gewest, weill ich die Generall York u. Kleist Detagirt hatte, Deine Frau küsse ich die hand, Empihl mich den Kindern, laß alle unsre Freünde die Frohe nachricht wissen und bleib Du immer mein Freünd wie ich von HErtzen der deine Blücher.

mein treuen Gehülffen Gneisenau habe ich viehll zu danken, ich kan nicht mehr schreiben, den ich zittre noch am gantzen leibe. adio."

Wie Blücher in seinem Brief vorausgesehen, ging Na-

poléon der Krone verlustig und Elba wurde ihm als Aufenthaltsort angewiesen. Sein eigener rastloser Geist wie die Thorheiten der Bourbonen, die wieder auf den Thron berufen, lassen ihn aber auf dem kleinen Eiland nicht Ruhe finden. Noch einmal versucht er sein Glück und am 27. Februar 1815 unternimmt er die Fahrt nach Frankreich, von nur wenig Getreuen begleitet, wie im Anfang seiner Laufbahn nur ganz auf sich gestellt.

„Gegen Ende des ersten Tages", so erzählt Ebeling in seiner Übersetzung der Memoiren der Generalin Durand, „kam eine französische Fregatte in Sicht, die man durch den Tubus als den „Zephyr" erkannte. Sie änderte ihren Kurs und fuhr mit vollen Segeln direkt auf die napoleonische Brigg zu. Der Kaiser bewahrte in dieser gefährlichen Stunde seine volle Ruhe und Geistesgegenwart. Er hieß einen Teil seiner Grenadiere in den Raum hinabsteigen und die anderen sich platt aufs Verdeck niederlegen; nur die üblichen Wachen blieben in den Mastkörben und am Bugspriet; er selbst warf einen alten Soldatenmantel um und stellte sich an das Steuer. Als die Fregatte ganz nahe war, rief der Kapitän durch das Sprachrohr den Seemannsgruß hinüber und fragte, weil er, was man jedenfalls annehmen mußte, die „Unbeständige" — Name der Brigg Napoléons — erkannt hatte, nach dem Befinden des Kaisers. Napoléon rief durch das Sprachrohr zurück: „Er befindet sich wohl!" — „Nun denn, glückliche Reise!" schallte es noch einmal vom „Zephyr" herüber; dann machte die Fregatte eine Schwenkung und segelte weiter. So un-

glaublich nun auch dieser Vorfall klingt, so ist er doch vollkommen wahr; nur erhielt er später eine andere Deutung. Darnach sollte der Kapitän der Fregatte um die Flucht des Kaisers gewußt und ihn auch erkannt, aber als heimlicher Bonapartist ein Auge zugedrückt haben. Weiteres konnten wir damals in unseren Kreisen darüber nicht erfahren; nur so viel ist gewiß, daß jener Kapitän, dessen Name mir entfallen ist, im Dienste blieb, unter der Restauration avanzierte und erst unter Ludwig Philipp starb."

Während der 100 Tage mußte Napoléon den liberalen Bestrebungen in den verschiedenen Gesellschaftsklassen viele Zugeständnisse machen, besonders alles aufbieten, die Arbeiter für sich zu gewinnen. Guizot illustriert diese Zustände durch folgenden selbsterlebten Vorfall.

„Ich ging damals eines Tages durch den Tuileriengarten. Etwa hundert Föderirte — so nannte man die bewaffneten Arbeiter — von wenig vertrauenswürdigem Äußeren hatten sich unter den Fenstern des Palastes versammelt; sie riefen, damit Napoléon sich zeige: „Es lebe der Kaiser!" Napoléon ließ auf sich warten. Endlich öffnete sich ein Fenster. Er wurde sichtbar und winkte grüßend mit der Hand. Aber das Fenster schloß sich sofort wieder, und ich sah deutlich, wie er zurücktretend die Achseln zuckte, mißgelaunt ohne Zweifel darüber, daß er sich zu Demonstrationen hergeben mußte, deren Wesen ihm mißfiel und deren sehr unzureichende Gewalt ihn nicht befriedigte."

Über das Verhalten der nächsten Umgebung Napoléons aber äußert sich Guizot:

„Selbst bei seinen nächsten und treusten Dienern fand Napoléon nicht mehr wie ehemals die Anhänglichkeit, die sich von selbst versteht, die Geneigtheit, ohne Weiteres zu denken und zu handeln, wie er wollte und wann er wollte. Die Unabhängigkeit des Geistes und das Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit hatten in seiner Umgebung ihre Bedenklichkeit und ihre Herrschaft wiedergewonnen. Vierzehn Tage nach seiner Ankunft in Paris ließ er seinen Großmarschall, den General Bertrand, rufen und überreichte ihm ein von Lyon datiertes Dekret zum Unterzeichnen, worin er die Einziehung der Güter des Fürsten von Talleyrand, des Herzogs von Ragusa und elf anderer Personen befahl, welche im Jahre 1814 und schon vor seiner Abdankung zu seinem Sturze beigetragen hatten. Der General Bertrand weigerte sich zu unterzeichnen. „Ich bin erstaunt", sagte der Kaiser, „daß Sie mir solche Schwierigkeiten machen: diese Strenge ist notwendig zum Heile des Staates". — „Das glaube ich nicht, Sire". — „Ich glaube es, und ich allein habe darüber zu urteilen. Ich wünsche von Ihnen nicht Ihre Meinung, sondern Ihre Unterschrift, und diese ist nur Formsache und kann Sie nicht bloßstellen". — „Sire, ein Minister, welcher einen Akt des Souveräns gegenzeichnet, ist moralisch dafür verantwortlich. Ew. Majestät haben in Proklamationen erklärt, daß sie eine allgemeine Amnestie bewilligt; ich habe dieselben bereitwilligst unterzeichnet; ich werde das Dekret, das sie widerruft, nicht unterzeichnen." Napoléon konnte sich überzeugen, daß sein Großmarschall nicht allein so dachte. Als er das Zimmer

durchschritt, wo seine Adjutanten sich aufhielten, sagte Herr von La Bedoyère laut genug, um gehört zu werden: „Wenn das Regiment der Ächtungen und Einziehungen wieder anfängt, dann wird das Ende bald da sein.“

Und das Ende kam wirklich. —

Von einer Hofhaltung im eigentlichen Sinne kann bei Napoléons Gefangenschaft auf St. Helena nicht die Rede sein. Nach dem großen Drama der Napoléonischen Kämpfe glich die Aktion der Kommissäre der verbündeten Mächte, deren Aufgabe es war Napoléon auf St. Helena zu überwachen, einem Satyrspiel. Wir wollen deßhalb hier, am Schluß unserer Betrachtungen über den Hof Napoléon I, aus der St. Helena-Periode nur jene merkwürdigen Äußerungen Napoléons anführen, welche er über sich selbst und diejenige Lebensweise that, die seiner Ansicht nach seiner Individualität am meisten entsprochen hätte.

„Ich war eigentlich darauf angelegt, mein Glück in einem Leben zu finden, das wissenschaftlichen Studien geweiht und von sanften Regungen erfüllt war. Als der Herr Bonaparte wäre ich viel glücklicher gewesen, denn als der Kaiser Napoléon. Alles ist nur aus der Vergleichung mit anderem zu beurteilen. Hausmannskost wäre meinem Magen viel besser bekommen, als die feine Küche, die ich geführt habe. Ich wurde in dieser Hinsicht zu gut bedient. Ich habe Mühe gehabt, es durchzusetzen, daß ich einmal zu essen bekam, was mir schmeckte, ein rohes Ei und Hammelrippchen zu einem Teller Bohnen oder Linsen. Wenn ich einen Louisdor täglich auszugeben gehabt hätte, so hätte ich mich

für den glücklichsten Menschen gehalten. Im Winter wäre ich alle Abend ins Theater gegangen, den Sommer hätte ich auf Reisen zugebracht, mit Empfehlungsbriefen für die wichtigsten Städte. Wenn ich heute frei wäre, so fände ich ein Vergnügen darin, Deutschland, Italien und England incognito zu durchwandern und über alles, was ich sähe, nachzudenken. Wenn ich nach Wien oder Parma käme und die Kaiserin in der Messe oder auf der Promenade überraschte, das wäre hübsch."

In einem seiner letzten Fieberanfälle, ausgestreckt auf dem Feldbett von Austerlitz, auf dem er gestorben ist, glaubte Napoléon Josephine vor sich zu sehen, die ihm sage, sie würden sich nun nicht mehr trennen. „Frankreich . . . Josephine . . . Spitze der Armee . . ." waren die letzten verständlichen Worte, die man von ihm hörte.

* * *

Graf Ségur war als junger Offizier am Vorabend der Schlacht von Austerlitz unter den Begleitern Napoléons, mit denen dieser sich in einer Hütte zum Abendessen niedersetzte. Die Gedanken des Kaisers beschäftigten sich, wie seine Gespräche zeigten, mit der — tragischen Dichtkunst. „Heute", sagte er, „muß die Politik die große Triebfeder der modernen Tragödie sein. Sie muß auf der Bühne das antike Schicksal ersetzen, das den Oedipus verbrecherisch werden läßt, ohne daß er strafbar ist, das uns für Phädra einnimmt, indem es mit einem Teil ihrer Verbrechen und Schwächen die Götter belastet. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß die tragischen Stoffe erschöpft sind. Es giebt

deren eine Menge in den Notwendigkeiten der Politik. Hier liegt eine reiche Quelle starker Erregungen, ein fruchtbarer Keim entscheidungsreicher Lagen und ein Verhängnis, das ebenso gebieterisch ist, als das Schicksal des Altertums. Es handelt sich nur darum, die Persönlichkeiten unter dem unbedingt herrschenden Einfluß dieser mächtigen Notwendigkeit anderen Leidenschaften oder Neigungen entgegenzustellen. So würde alles, was man einen Staatsstreich, ein politisches Verbrechen nennt, ein Gegenstand der Tragödie werden, der, indem der Schrecken durch die Notwendigkeit gemildert wäre, neues und dauerndes Interesse böte."

Nachdem der Vorhang beim Schluß der Lebenstragödie Napoléons gefallen ist, möchten wir am liebsten mit dem Prinzen Hamlet sagen: „Der Rest ist Schweigen."

Aber das wäre ein schlechtes Schauspiel, bei dessen Schluß das liebe Publikum nicht erführe, was, abgesehen vom Helden, aus den übrigen Hauptpersonen geworden, und Hauptpersonen am Hofe Napoléons waren doch sicher Marie Louise und ihr Sohn, der König von Rom.

Die einzige Entschuldigung für das Leben, welches „Ihre Majestät die Frau Erzherzogin Marie Louise, Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla" — so war der offizielle Titel der Gemahlin Napoléons, nach dessen Sturz — führte, ist, daß Marie Louise ihren Gemahl nicht aus Neigung, sondern auf Befehl geheiratet hat. Aber selbst so ist es schwer zu verstehen, wie sich das Weib Napoléons zu dem Grafen Neipperg herablassen konnte, dem sie noch zu Lebzeiten Napoléons — eine Tochter schenkte, die sich später

an einen Grafen San Vitale verheiratete, mit dem sie am Hofe ihrer Mutter lebte. Im Todesjahre Napoléons gebar Marie Louise dem Grafen Neipperg einen Sohn, den jetzigen Fürsten von Montenuovo. Kurz vorher war eine Trauerfeier für den eben gemeldeten Tod Napoléons in der Kapelle des Schlosses Sala abgehalten, bei der, o Hohn über Hohn, Napoléons Name im Gebet nicht genannt werden sollte, sondern der gewaltige Cäsar als „Dein Diener, der Gatte unserer Herzogin“, bezeichnet wurde. 1829 starb Graf Neipperg. Da kam zu Anfang der dreißiger Jahre ein hübscher österreichischer Offizier, Graf Carl von Bombelles an den Hof von Parma, Marie Louise erhob ihn zu ihrem Oberhofmeister und verheiratete sich mit ihm im Jahre 1834. Leider wurde diese Ehe nicht mit Kindern gesegnet! Marie Louise starb am 17. Dezember 1847 mit den Tröstungen der Kirche versehen. — —

Und was wurde aus dem armen Könige von Rom?

Früher, wenn er auf die Thür des Arbeitszimmers seines Kaiserlichen Vaters zulief, riß der Thürsteher die Thür auf und rief „Se. Majestät, der König von Rom!“ Das war alles anders geworden in Wien, wo er nun erzogen wurde, und die Veränderungen in seiner Lage waren dem kleinen Knaben nicht entgangen. Er wurde ernst und nachdenklich. So trat er einst zu seinem Großvater, dem Kaiser Franz von Österreich und sagte: „Großvater, nicht wahr, als ich zu Paris war, da hatte ich Pagen?“ — „Ja, ich glaube wol.“ — „Nicht wahr, man hieß mich auch den König von Rom?“ — „Ja wol, man nannte dich

König von Rom.“ — „Aber, Großvater, was ist denn das, König von Rom sein? — „Liebes Kind, wenn du einmal älter sein wirst, werde ich dir leichter erklären können, was du jetzt fragst. Vor der Hand will ich dir nur sagen, daß ich außer meinem Titel eines Kaisers von Österreich noch den eines Königs von Jerusalem führe, obschon ich über diese Stadt nicht das Geringste zu befehlen habe. Sieh, so wie ich König von Jerusalem bin, so warst du König von Rom.“ Das Kind schien über diese Auskunft längere Zeit nachzudenken.

Als der Knabe den Tod seines Vaters erfuhr, ging ihm die Nachricht mehr zu Herzen, als man bei seiner Jugend hätte erwarten sollen. Er war strebsam und suchte in den Jahren darauf durch eisernen Fleiß und treue Pflichterfüllung sich seines großen Vaters würdig zu zeigen, dem er auffallend ähnlich sah, wenn er auch seine körperliche Ausdauer nicht besaß. Statt sich zu schonen, suchte er durch Leibesübungen seine Gesundheit zu stählen; ein hoffnungsloses Lungenleiden befiel ihn und führte seinen Tod 1832 herbei. Herr von Prokesch-Osten, der dem Prinzen sehr nahe stand, schreibt über ihn: „Der Prinz starb, verzehrt durch den Kummer über seine Lage und über die Unthätigkeit seiner edelsten Kräfte. Ich kann mich von dem Glauben nicht trennen, daß eine glückliche und thätige Jugend die Ausbildung des Körpers günstig gestaltet hätte und daß die Fehler der Entwickelung Folgen der Gemütskrankheit waren. Ich habe dies Gemüt genug gekannt, um zu begreifen, daß der Körper demselben erlag. Doch hatte ich die entscheidende

Krise weiter hinausgesetzt und gehofft, daß in seinem Schicksale früher die heilende Wirkung eintreten werde, als der Tod."

„Nicht sowol im Volke, als unter den sogenannten Gebildeten hatte man die Fabel erfunden, daß dem Prinzen Name und Schicksal seines Vaters durch Jahre ängstlich verborgen worden sei. Über seinem Bette hing das Bild seines Vaters, von Gerard gemalt. In seinen Bücherschränken standen ganze Reihen von Werken, die nur von seinem Vater handelten. Nicht das Unglück, nicht der Adel der Geburt schützten ihn, da er noch Kind war, vor den Lästerzungen herzloser Schwätzer und dem Dünkel der Unwissenden. Mit Schwermut hing oft sein Auge auf den in Tagblättern und Flugschriften über ihn ausgestreuten Nachrichten. Er sah daraus, was es mit dem Urteile der Mitwelt oft für eine Bewandtnis hat und mit den Wortführern der öffentlichen Meinung."

„Aber auch von Denen, die mit ihm im Verkehr standen, ist er viel verkannt worden. Manche, namentlich am Hofe, schalten den Herzog*) verschlossen. Er war es nicht, hatte vielmehr das lebhafteste Bedürfnis der Mitteilung. Es kam wol, weil so wenige seine Sprache sprachen. Man nannte ihn eigenwillig, starrsinnig, weil er kleinlichen Berechnungen und Verlangen sich nicht immer fügte und seinen Widerspruch nicht jederzeit aufgab. Man nannte ihn unaufrichtig.

---

*) Napoléons Sohn erhielt später, wie bekannt, den Titel „Herzog von Reichstadt".

Er war nicht der Thor, zu sagen, was er nicht sagen wollte, oder in ihm gelegte Fallen zu gehen. Er war ein durchaus wahrer Charakter, in eine unmögliche Stellung gezwängt. Man nannte ihn mißtrauisch. Seltsamer Vorwurf in seiner Lage! Hat alles Geschwätz gegen mich seinen Glauben in mich erschüttert? . . Diese schmutzige Luftschicht lag tief unter ihm. Wir hatten uns in einer höheren gefunden; in dieser standen wir Hand in Hand, Aug' in Auge und Seele in Seele. Und von diesem Jüngling hätte ich mich wenden können? Ich danke der Vorsehung, mir in meinen geringen Verhältnissen die Gelegenheit gegeben zu haben, der Gunst der Macht nicht die Treue des Herzens zu opfern. Er war ebenso wahr als zart in der Freundschaft."

„Den Sohn des Mannes" nannten die Napoléonisten den Herzog vou Reichstadt, ehrten durch solchen Ausdruck den Vater, wie den Sohn und strichen so, verdientermaßen, den Namen Marie Louisens aus der Geschichte beider.





Am Hofe Napoléons III.

„Mein großer Freund!“

Sollte man es für menschenmöglich halten, daß in dieser Anrede eine Kränkung gefunden wurde, welche einen europäischen Krieg zur Folge hatte? Und doch ist dem so. Der österreichische Minister Graf Buol hatte nämlich den Höfen in Petersburg und Berlin vorgeschlagen, Louis Napoléon, der sich eben durch den Staatsstreich zum Souverän von Frankreich aufgeworfen hatte, zwar als Kaiser anzuerkennen, ihm aber in den Briefen der Souveräne den üblichen Brudertitel zu verweigern. Dieser Vorschlag wurde angenommen. Aber schließlich besannen der Kaiser von Österreich und der König von Preußen sich eines Besseren und wandten in ihren ersten Briefen an den neuen Herrscher den Brudertitel doch an, ohne daß aber eine Verständigung mit dem russischen Hofe vorherging. Kaiser Nikolaus blieb also bei der Verabredung und redete den französischen

Kaiser wie den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika „mein großer Freund" an.

Diese Anrede vergaß Napoléon dem russischen Kaiser nicht, sie war vielmehr für seine Haltung in den nächsten Jahren, die den Krimkrieg brachten, mit entscheidend. Fürst Felix Schwarzenberg hatte dem russischen Staatskanzler Graf Nesselrode die weit vernünftigeren Ratschläge gegeben, an Louis Napoléon, wenn er sich zum Kaiser mache, gemeinsam den Krieg zu erklären oder, wenn man das nicht wolle, ihn mit mehr Freundlichkeit auf seinem Throne anzuerkennen, als man einst gegen Louis Philipp gezeigt habe.

So entschieden und einheitlich Napoléon gegenüber aufzutreten gelang nicht, wie wir sahen, und bestärkte Napoléon in seiner Taktik, sich ganz offen als Parvenu in Gegensatz zu den alten Monarchieen hinzustellen.

Nur wenige klare Köpfe nahmen den Prinzen Napoléon, als er Gefangener in Ham war, ernst. Der Minister Louis Philipps, Graf Duchatel, sprach dem Grafen Eckbrecht Dürckheim gegenüber sogar von Napoléon als von einem Polichinell. Als Dürckheim jedoch seiner Kousine, einer Schwägerin Casimir Périers, erzählte, wie leicht man im Ministerium den Prinzen Napoléon nehme, sagte sie: „Nein, das ist zu oberflächlich. Napoléon hätte zweimal den Strang verdient; er fängt ein drittes Mal an und dann wird es ihm gelingen. Nur der Mensch ist ein Esel, der kein festes Ziel verfolgt. Lassen Sie nur den nicht entwischen!*) Er

*) Graf Dürckheim verwaltete den Bezirk, in dem die Festung Ham lag.

ist kein gewöhnlicher Schwindler, wie die Herren denken; Casimir Périer hätte ihn erschießen lassen." Das nämliche Urteil fand Graf Dürckheim, wie er in seinen „Erinnerungen" erzählt, auch bei einem anderen Deutschen, dem Fürsten Louis Wallerstein, der mit dem Grafen verschwägert war (des Grafen Bruder hatte die Schwester des Fürsten zur Frau) und zur Zeit in einer geheimen Mission des Bayernkönigs Ludwig in Paris weilte. Fürst Wallerstein konstatierte, daß das Vertrauen in die Geschicklichkeit und Friedensliebe Louis Philipps allgemein sei, aber der deutsche Staatsmann hatte auch mit scharfem Blicke die Elemente gesehen, die damals schon — es war im Jahre 1844 — den Thron Louis Philipps unterwühlten. „Nach Louis Philipp" sagt der Fürst, „hätte ein Napoléon mehr Chance als ein Bourbon", und als der Graf lachend erzählt, wie man im Ministerium den Prinzen beurteile, erwiderte der Fürst sehr ernst: „Lieber Freund, in der Politik noch weniger als im gewöhnlichen Leben ist es erlaubt, irgend jemand schlechtweg zu verachten. Robespierre war eine kleine, unansehnliche Figur, durch wenig Talent ausgezeichnet. Er hatte aber einen zähen Willen und strebte nach einem Ziel; er schien den Zeitgenossen ein lächerlicher Schwärmer, und welche Gewalt hat er über sein Land ausgeübt! Wenn ich Dir raten dürfte, so würde ich Dir sagen: Behandle Deinen Gefangenen mit der feinsten Courtoisie; es wird klüger sein, als ihn lächerlich zu machen. Man ist kein gewöhnlicher Kopf, wenn man jahrelang an einer Zuversicht festhält und kein Opfer scheut, zu dem vorgesteckten Ziel zu gelangen."

Diese Übereinstimmung im Urteil eines gewiegten Staatsmannes und einer scharfsichtigen Frau erschien dem Grafen als sehr beachtenswert, und er fragte den Fürsten nach den Gründen, warum er glaube, daß ein Napoléon mehr Aussicht habe auf den Thron als ein Bourbone. Der Fürst wies auf den großen Namen hin, den Napoléon habe, auf die wirksame Propaganda, die selbst Monarchisten wie Thiers in seiner Geschichte des Kaiserreichs diesem Namen machen, auf die Fehler der Bourbonen und Orléans, die alle den Napoléons zu gute kämen. „Und jetzt", fuhr er fort, „spricht man davon, die sterbliche oder vielmehr unsterbliche Hülle des Abgottes nach Paris zu bringen. „Den sollen sie ruhen lassen, wo er ist." Der Fürst hatte Recht. Das Juli-Königtum ließ unter großem Gepränge die Asche Napoléons von St. Helena nach Paris bringen, und wenige Jahre darauf lag das Königtum am Boden und der Asche Napoléons war das zweite Kaisertum entstiegen.

Wenngleich wir hier nur über Louis Napoléon als Kaiser und über seinen kaiserlichen Hof berichten wollen, so wollen wir doch eine Begebenheit aus der Zeit der Präsidentschaft Louis Napoléons hier mitteilen, die wir in den Memoiren Odilon Barrot's finden, und die für den Charakter Louis Napoléons sehr bezeichnend ist.

Louis Napoléon hatte in England eine Dame kennen gelernt, der er sehr zugethan war. Sie folgte ihm nach Frankreich und wohnte in der Nähe des Elysée, wo der Präsident seine Wohnung hatte. Er nahm diese Dame selbst auf den Reisen mit sich, die er durch das Land unter-

nahm. So fand sie sich auch in Tours ein, als der Präsident im Sommer 1849 dorthin kam. Die Dame wurde in der Wohnung des General-Steuer-Einnehmers André untergebracht, der mit seiner Familie in einem fernen Badeorte weilte. Herr André war nach seiner Rückkehr von diesem Logirbesuch ebenso wie seine Frau aufs Höchste entrüstet. Mit Odilon Barrot, der damals Minister war, bekannt, schrieb er an diesen einen erregten Brief. Barrot schreibt hierüber: „Herr André schien mir einem Vorfall, der nicht gut etwas anderes sein konnte und in der That nichts anderes war, als das Ergebnis einer Indiskretion oder eines Mißverständnisses bei einem Untergebenen, viel zu viel Wert beizulegen. Ich wollte also keine Staatsaktion daraus werden lassen; doch war es mir andererseits ganz recht, dem Präsidenten zu der Einsicht zu verhelfen, daß er in der Stellung, zu der er sich erhoben, das freie Leben nicht fortsetzen durfte, das er in London geführt hatte. Ich beauftragte also meinen Bruder, der Generalsekretär der Präsidentschaft war, Sorge zu tragen, daß der Brief des Herrn André dem Präsidenten wie zufällig unter die Augen kam. Das geschah. Hier ist die Antwort; ich gestehe, daß ich eine ganz andere erwartet hatte."

Präsident Napoléon an Odilon Barrot: „Ihr Bruder hat mir einen Brief gezeigt, auf welchen zu antworten ich verschmähen würde, wenn er nicht falsche Thatsachen enthielte, die zu widerlegen zweckmäßig ist. Eine Dame, der ich ein lebhaftes Interesse schenkte, wünschte, begleitet von einer ihrer Freundinnen und von zwei Personen meines

Hauses, das Reiterfest in Saumur zu sehen. Von dort kam sie nach Tours. Aus Furcht, dort kein Unterkommen zu finden, ließ sie mich bitten, zu sorgen, daß sie eins bekäme. Als ich nach Tours kam, sagte ich zu einem Präfektur-Rat, daß er mir einen Gefallen thue, wenn er für den Grafen Bacciochi und für Damen von dessen Bekanntschaft Quartiere besorge. Der Zufall und ihr schlimmer Stern führte sie, wie es scheint, zu Herrn André, wo man, ich weiß nicht warum, sich einbildete, daß eine von ihnen Bacciochi heiße. Nie hat sie diesen Namen geführt; wenn da ein Irrtum begangen ist, so ist er durch die Fremden entstanden, unabhängig von meinem Willen und dem der in Rede stehenden Dame. Ich möchte nun wol wissen, warum Herr André, der die Wahrheit zu ermitteln sich nicht bemüht hat, mich für die Bezeichnung seines Hauses und die irrige Beilegung eines Namens verantwortlich machen will. Macht der Hausbesitzer, dessen erste Sorge es ist, der Vergangenheit dessen nachzuforschen, den er aufnimmt, um ihn dann zu verlästern, einen edlen Gebrauch von der Gastlichkeit? Wie viel Frauen, die hundertmal weniger rein, weniger ergeben, weniger entschuldbar sind als die, welche bei Herrn André gewohnt hat, wären mit allen möglichen Ehren von diesem Herrn André aufgenommen worden, weil sie den Namen ihres Gatten trügen, um ihre strafbaren Verbindungen zu verdecken. Ich verabscheue diese pedantische Strenge, die immer eine frostige, für sich nachsichtige, für andere unerbittliche Seele schlecht verhüllt. Die wahre Religion ist nicht unduldsam, sie sucht nicht Stürme

in einem Glase Wasser zu erregen, eines Nichts wegen Ärgernis zu schaffen und einen Zufall oder ein entschuldbares Mißverständnis in ein Verbrechen umzuwandeln. Herr André, der, wie man sagt, Puritaner ist, hat über die Stelle im Evangelium nicht genug nachgedacht, wo Christus, sich an eine der so wenig barmherzigen Seelen wie die des Herrn André wendend, sagt, als man eine Frau steinigen wollte: Wer ohne Schuld ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Möge er diese Moral ausüben. Ich klage Niemanden an und ich bekenne mich schuldig, in ungesetzlichen Fesseln eine Neigung zu suchen, die für mein Herz Bedürfnis ist. Da indessen bis jetzt meine Stellung mich verhindert hat, zu heiraten, da ich unter Regierungssorgen in meiner Heimat, aus der ich so lange abwesend war, leider keine nahen Freunde, keine Verbindung aus der Kindheit her, keine Verwandten habe, die mir ein Familienglück ersetzen könnten, so kann man mir doch wol, meine ich, eine Neigung verzeihen, die Niemandem Schaden bringt und die ich nicht in die Öffentlichkeit zu bringen suche. Um auf Herrn André zurückzukommen, wenn er, wie er erklärt, sein Haus durch die Gegenwart einer Frau, die nicht verheiratet ist, entehrt glaubt, so bitte ich Sie, ihn wissen zu lassen, daß ich meinerseits lebhaft bedauere, daß eine Persönlichkeit von so reiner Ergebenheit und so hohem Charakter durch Zufall in ein Haus verschlagen ist, wo unter der Maske der Religion nur die Prahlerei einer aufgeblasenen, unchristlich lieblosen Tugend herrscht. Machen Sie von meinem Briefe einen beliebigen Gebrauch."

Wie sticht dieser gewunden unklare Stil des III. Napoléon ungünstig ab gegen die klassische Ausdrucksweise Napoléons I! Der Stil dieses Briefes aus der Zeit, da Napoléons Laufbahn begann, erinnert uns lebhaft an das verschwommene Auge des Kaisers, dessen kraftloser wesenloser Blick, wenigstens in den letzten Jahren seiner Regierung, einen unbeschreiblich unbehaglichen Eindruck in dem hervorrief, auf dem das müde, welke Auge des Kaisers ruhte.

Über den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 und über die erste Zeit der Regierung Napoléons III. lesen wir in den diplomatischen Enthüllungen aus den Jahren 1852—1864 des Grafen Vitzthum: daß Lord Palmerston alles aufbot, um den Krieg unvermeidlich zu machen. Sein Helfershelfer dabei war Napoléon III. Dieser hatte den Dienst nicht vergessen, welchen Palmerston ihm nach dem Staatsstreiche vom 2. Dezember 1851 geleistet. Bekannt ist, daß Lord Palmerston, gegen den ausdrücklichen Befehl der Königin und wider Wissen und Willen seiner Kollegen, diesen Staatsstreich gebilligt und offiziell anerkannt hatte. Dieses eigenmächtige Vorgehen büßte er mit dem Verluste seines Portefeuilles. Wie der leidenschaftliche und ehrgeizige Lord die wohlverdiente Lektion dem Prinzen Albert selbst, welchem er sie verdankte, nicht vergeben konnte, so konnte Napoléon andererseits nicht vergessen, daß er Palmerston eine Genugthuung schulde; und daß diese Genugthuung in nichts anderem bestehen konnte, als in der Premierschaft, lag auf der Hand.

„Aus diesen Faktoren entwickelte sich ein Intriguen-

spiel, in welchem sich die Hand Walewski's sehr thätig zeigte. Napoléon III. hatte bei seiner Thronbesteigung offenbar die Wahl, sein System entweder auf die russische oder auf die englische Allianz zu gründen. Vielleicht wäre erstere populärer und für Frankreich vorteilhafter gewesen, hätte man nur die politischen, nicht die dynastisch-persönlichen Interessen im Auge gehabt. Letzteren, das hatte der Erbe Napoléons I. gleich von vorn herein erkannt, konnte nur die englische Allianz dienen. Louis Napoléon hatte als Privatmann zu lange in England gelebt, um nicht zu wissen, daß es, wie sich sein Vertrauter Persigny einmal ausdrückte, zwei Großmächte in der Welt giebt, gegen welche kein französisches Gouvernement aufkommen kann: die Londoner Börse und die englische Presse. Aber nicht blos Schutz gegen seine inneren Feinde suchte er in der britischen Allianz, sondern auch das Mittel, sich die Stellung zu erwerben, welche Kaiser Nikolaus in Europa einnahm, und schon deshalb konnte er sich, wenigstens vor der Hand, nicht mit Rußland alliiren. „Wir haben einen Kaiser aus ihm gemacht", sagte mir Walewski zu jener Zeit, „wir wollen den Schiedsrichter der Schicksale der Welt aus ihm machen".

„Niemand huldigte diesen Träumen, welche sich, wenn auch nur für eine kurze Zeit, verwirklichen sollten, geflissentlicher als Lord Palmerston und seine Freunde. Der edle Viscount hatte von sich und von der Macht seines Landes eine viel zu hohe Meinung, um Louis Napoléons Ehrgeiz zu fürchten. Er kannte diesen Träumer und beschloß, ihn

seinen Plänen dienstbar zu machen, indem er ihm scheinbar schmeichelte.

Sein Bestreben ging durchaus nicht dahin, einen Vernichtungskrieg gegen Rußland in Scene zu setzen. Er hoffte mit Hilfe Napoléons den russischen Ehrgeiz nur für fünfzig Jahre — sagte er, und meinte in Wahrheit seine eigene Lebensdauer — im Zaume zu halten.

„Aber weder Napoléon noch Lord Palmerston würden das in ewige Friedensträume gewiegte englische Volk für diesen unsinnigen Krieg des Walfisches gegen den Bären gewonnen haben, wenn nicht ein zweites „untoward event“, wie das von Nawarino, die Leidenschaften der Massen entzündet hätte. Das russische Kabinet hatte mit Friedensversicherungen um sich geworfen und immer wiederholen lassen, der Kaiser Nikolaus beabsichtige keinen Friedensbruch.“

„Als daher der Telegraph das ganz unerwartete Ereignis meldete, russische Kriegsschiffe hätten Sebastopol verlassen und die bei Sinope vor Anker liegende türkische Flotte überfallen und vernichtet (30. November 1853), da wirkte diese Nachricht wie ein Naturereignis und entzündete die Kriegslust des britischen Volkes um so mehr, als Seeschlachten den nationalen Eigendünkel der modernen Venezianer immer am heftigsten aufreizen. Der Überfall von Sinope darf daher nächst den oben angedeuteten Faktoren als der Wendepunkt bezeichnet werden, welcher den Krieg unvermeidlich machte.“

„Die Feier des ersten Napoléonstages seit Errichtung des zweiten Kaisertums diente mir zum willkommenen Vor-

wande, um einige Tage zu studieren. Es wurde mir nicht schwer, mitten im offiziellen Festjubel mir ein Bild von der Tagesstimmung zu machen. Der neue Kaiser hatte unleugbar die Armee und die Massen für sich; aber seine Hinneigung zu England wurde stark bekrittelt und selbst die Generalität schien den Gedanken an einen Krieg gegen Rußland zu perhorresziren."

„In Wahrheit waren nur sehr wenige, in Paris wol nur Morny und Persigny, im Geheimnisse der Napoléonischen Politik. Nichts war irrtümlicher, als zu glauben, Napoléon lasse sich herbei, für England im Oriente die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Im Gegenteil; er täuschte die Engländer und machte sie wider ihren Willen seinen Zwecken dienstbar. Um die Genesis des Krimkrieges zu verstehen, genügt es nicht, auf den krankhaften Ehrgeiz des Kaiser Nikolaus hinzuweisen. Dieser Ehrgeiz war geflissentlich erregt und künstlich gesteigert worden. Louis Napoléon oder dessen Ratgeber rechneten gleich von Anfang an auf die Orientfrage, wie der Toreador auf die rote capa, wenn es sich darum handelt, den Kampfstier zur höchsten Wuth zu reizen. Aus Rache für den verweigerten Brudertitel, vor allem aber in der Absicht, die Elemente für den geplanten europäischen 2. Dezember in Fluß zu bringen, wurde in Paris beschlossen, den Angriff auf die bestehenden Verträge im Oriente zu beginnen. Als agent-provocateur — wie Clarendon sich später ausdrückte — wurde Lavalette nach Konstantinopel entsendet. Er legte seine Minen an der empfindlichsten Stelle und fachte die nie schlummernde

Eifersucht zwischen den griechisch-orthodoxen und den römisch-katholischen Wächtern des heiligen Grabes zu hellen Flammen an. Kaum war die Explosion erfolgt, als Menschikoffs Sendung bewies, daß der Zweck erreicht war. Man konnte daher in Paris, um die britischen Friedensfreunde noch gründlicher zu täuschen, Lavalette desavouiren und mit erheuchelter Friedensliebe die Hand bieten zur Beilegung des Streites über die heiligen Stätten. Das zweite Kaiserreich war wenige Wochen alt, Lord Clarendon erst seit wenigen Tagen im Amte, als im Februar 1853 Walewski mit diesem letzteren die westmächtliche Allianz mündlich abschloß. Man kam überein, Frankreich solle den Streit über die heiligen Stätten beilegen und England bis dahin eine wohlwollende Neutralität beobachten; dann sollen beide Mächte in allen Fragen, die sonst im Oriente auftauchen könnten, gemeinschaftlich vorgehen, für die Negoziation wie für die Aktion verbunden bleiben und kein Wort sprechen oder schreiben ohne vorhergegangene Verständigung. Clarendon erblickte in dieser geheimen Verabredung das Mittel, Frankreich in Schach zu halten und zur Aufrechterhaltung des Friedens zu nötigen, während die Franzosen darin die Handhabe sahen, den Krieg herbeizuführen und England mit fortzureißen."

Was Napoléon mit diesem Kriege bezweckte, war klar: zunächst, wie gesagt, dem Kaiser Nikolaus die moralische Hegemonie entreißen, die dieser auf dem Festlande ausübte, dann nach Besiegung Rußlands freie Hand gewinnen, um die Verträge von 1815 zu zerreißen, Frankreich seine so-

genannten natürlichen Grenzen wiederzugeben und die Karte von Europa in Gemäßheit der Napoléonischen Ideeen umzugestalten. Das nannte man in Paris den europäischen 2. Dezember.

„Clarendon wurde um so leichter getäuscht, als der kaiserliche Taschenspieler in Lord Palmerston, wie schon oben angedeutet, einen Compère besaß, auf welchen er rechnen konnte. Die Freundschaft zwischen diesen beiden hatte das Schicksal solcher Freundschaften. Anfangs ging das Spiel ganz gut. Napoléon und Palmerston machten gute Geschäfte, freilich auf Kosten beider Länder, die tausende von tapferen Soldaten und viele Millionen nutzlos opfern mußten. Später, nachdem Savoyen und Nizza eskamotiert worden, Palmerston aber alle Aussicht hatte, bis an sein Lebensende Premierminister zu bleiben, sagte dieser seinem Partner den Pakt auf, zeigte ihm die Zähne und warf den vertrauten Mittelsmann — den go-between, wie die Engländer sagen — Persigny zur Thür hinaus.“ —

Damals trat Louis Napoléon in Compiègne in nähere Beziehungen zu der schönen Tochter der Gräfin de Montijo. Wer freilich damals die blonde Spanierin in ihrem Amazonenkostüm neben dem Kaiser bei der Jagd dahin galoppieren sah, mochte wohl kaum ahnen, daß sie bald darauf den französischen Thron besteigen würde. Wiederholt hatte Napoléon Mademoiselle de Montijo, Marquise de Moya y Teba, seiner Liebe versichert; der praktische Sinn der Mutter hatte jedoch bald den Charakter des Kaisers erkannt, der, durch Widerstand gereizt, nach ihrer Überzeugung nicht davor

zurückschrecken würde, eine nicht standesgemäße Ehe einzugehen. So erklärte denn Eugenie de Montijo, als der Kaiser endlich das entscheidende Wort sprach, gemäß der Unterweisung, die sie erhalten hatte: „Sie kennen meine Mutter nicht; in ihrer Ergebenheit für Sie, Sire, in ihrer großen Zärtlichkeit für ihre Tochter weiß sie allzusehr den Abstand zu würdigen, welcher uns trennt, sie fühlt sich dadurch beunruhigt und erblickt darin ein unüberwindliches Hindernis für unsere Vereinigung. Schreiben Sie ihr, es wird Ihnen dann vielleicht besser gelingen, sie zu überzeugen, sowie ihre Bedenken zu beseitigen."

Der Kaiser schrieb, und das Netz zog sich über ihm zusammen. Besaß doch die Gräfin de Montijo in diesem Dokumente nunmehr alles, was sie wünschte, zumal da dasselbe anscheinend ihre eigene Uneigennützigkeit nicht minder als den dringenden Wunsch Napoléons III. erwies, sich mit ihrer Tochter zu vermählen. Sie gewährte daher ihre Zustimmung, indem sie nicht unterließ, den Brief des Kaisers ihren intimen Freunden und Freundinnen zu zeigen. Das Schreiben selbst wird gegenwärtig zu Madrid im „Archiv" der Familie Montijo aufbewahrt, wo es sich unter der Rubrik „Les curiosités et les pièces rares, les documents sans prix" befindet. Bei der Verheiratung Napoléons III. wirkten allerdings außer der künstlich gesteigerten Leidenschaft auch politische Erwägungen mit; hatte sich der Kaiser doch überzeugen müssen, daß er an den europäischen Fürstenhöfen nur Zurückweisungen erfahren könnte, und so beschloß er, wie wir schon oben bemerkten, diesen Höfen ge-

wissermaßen Trotz zu bieten. Die Ansprache, welche er am 22. Januar 1853 an die großen Körperschaften des Staates in den Tuilerien richtete, um seine Vermählung anzuzeigen, legt in dieser Hinsicht vollgültiges Zeugnis ab. „Frankreich“, erklärt der Kaiser unter anderem, „hat sich stets durch die aufeinander folgenden Revolutionen von dem übrigen Europa in entschiedener Weise getrennt; jede vernünftige Regierung muß versuchen, es wieder in den Schoß der alten Monarchieen zurückkehren zu lassen; aber dieses Ergebnis wird durch eine gerade und freimütige Politik, durch die Loyalität der Beziehungen weit sicherer erreicht werden als durch Allianzen mit den Königshäusern, durch welche eine trügerische Sicherheit geschaffen und das Familieninteresse oftmals an die Stelle des nationalen Interesses gesetzt wird.“ In dieser Ansprache betonte Napoléon III. auch ausdrücklich, daß er „Europa gegenüber frank und frei die Stellung eines Emporkömmlings („parvenu“) einnehme, einen glorreichen Titel, wenn man durch das allgemeine Stimmrecht eines großen Volkes emporgekommen sei.“ Derartige Anschauungen verhinderten freilich nicht, daß die Kaiserin Eugenie bei jeder Gelegenheit ihre angeblich legitimistische Gesinnung zur Schau trug. „Ich bin die einzige Legitimistin hier“, pflegte sie mit Vorliebe zu äußern und zugleich Marie Antoinette als ihr Vorbild zu bezeichnen. „Mon type!“ sagte sie, wenn sie sich auf die unglückliche Königin berief, sobald es galt, Etikettefragen zu entscheiden oder ein neues Hofkostüm einzuführen.

Zwischen der Kaiserin und dem Prinzen Napoléon,

dem Vetter des Kaisers, herrschte von Anfang an große Verstimmung. Freilich war die Vermählung Louis Napoléons ein harter Schlag für den Sohn des Prinzen Jérôme, und es fehlte nicht an Sarkasmen aller Art, in denen sich Groll und getäuschte Erwartungen Luft machten. Insbesondere mußte die mysteriöse Vergangenheit von Madame de Montijo, der Mutter der Kaiserin, dazu dienen, das Material für scharf zugespitzte Epigramme zu liefern. Wenn aber auch die Kaiserin Eugenie ihre Umgebung zuweilen schlecht wählte, ohne sich im übrigen selbst etwas zu Schulden kommen zu lassen, so hatte Prinz Napoléon sicherlich keine Ursache, den Tugendhelden zu spielen. Daß er kein Held war, bewies er in der Krim zur Genüge; in Frankreich erregte er andererseits bei jeder Gelegenheit Ärgernis durch seine eigentümlichen Liaisons. Galt es, seinen Vetter oder die Kaiserin zu ärgern, so fand der Sohn Jérômes in einem anderen Mitgliede der kaiserlichen Familie, dem Prinzen von Canino, einen bewährten Bundesgenossen. An einer dieser Episoden war auch die Rachel beteiligt, zu deren eifrigsten Verehrern Prinz Napoléon zählte. Eines Tages wurde die berühmte Schauspielerin in einem Wagen, welcher vollständig demjenigen der Kaiserin glich, abgeholt, um in das Bois de Boulogne zu fahren. Da die Dienerschaft die kaiserliche Livrée trug, nahmen die Spaziergänger der Champs Elysées an, daß sich die Kaiserin thatsächlich in dem Wagen befände, der dann auch durch den Arc de Triomphe de l'Etoile passieren durfte. In den Tuilerien erregte dieser Vorfall um so größeres Ärgernis, als bald das Epigramm

der Tragödin Verbreitung fand: „Es ist sehr unangenehm, für die Kaiserin gehalten zu werden.“ Im Palais-Royal, der Residenz des Prinzen Napoléon freute man sich dagegen über den glücklich ausgeführten Streich, welcher zu einem Dekrete Anlaß bot, das bestimmte, nur der „grand maréchal du palais“ sollte in Zukunft außer dem Kaiser und der Kaiserin selbst berechtigt sein, seine Dienerschaft die kaiserliche Livrée tragen zu lassen. Der nie versagende Pariser Volkswitz gab diesem Dekret den bezeichnenden Namen „arrêté Rachel.“

Auch zwischen der Gattin des „roten Prinzen“, Clotilde, Tochter des Königs Victor Emanuel, und der Kaiserin haben nie freundschaftliche Beziehungen bestanden. Prinzessin Clotilde war, als sie an den kaiserlichen Hof kam, so jung, ihr Wesen war zugleich so würdig und so kalt, daß die Kaiserin diese Zurückhaltung für Schüchternheit erachtete und berechtigt zu sein glaubte, die Gemahlin des Prinzen Napoléon gewissermaßen wie eine Pensionärin zu behandeln, welche durch den Pomp eines offiziellen Empfanges in Verlegenheit gesetzt wird. Als das ehemalige Fräulein von Montijo nun der Königstochter aus dem Hause Savoyen Ratschläge hinsichtlich ihres Benehmens und ihrer Toilette erteilen wollte, erhielt sie die schneidige Antwort: „Sie vergessen, Madame, daß ich an einem Königshofe geboren bin.“ Die Kaiserin soll die ihr erteilte Lektion nie vergessen haben.

Die Tochter der Prinzessin Clotilde, Prinzessin Lätitia, hat der Mutter entschlossene Art geerbt. Man erzählt von ihr, daß sie sich eines Tages geweigert habe, den ihr von

der Kammerfrau ihrer Mutter frisierten glatten Scheitel zu tragen, und daß sie ihr Haar an der Stirn wollte kurz schneiden lassen. Prinzessin Clotilde erklärte, kurzgeschnittenes Haar schicke sich nicht für ein junges Mädchen, und trotz des lebhaften Wunsches ihrer Tochter schlug sie es ihr ab, einen Friseur zum Abschneiden der Haare kommen zu lassen. In ihr Zimmer zurückgekehrt, stellte sich Prinzessin Lätitia vor den Spiegel, nahm eine Scheere und schnitt mit großem Geschick selbst ihr Haar ab, so daß eine dicke Frange über die Stirn fiel. Man kann sich die Bestürzung der Prinzessin Clotilde vorstellen, als ihre Tochter mit der veränderten Frisur beim Diener erschien; aber sie sah so reizend aus, daß man ihr verzeihen mußte. Prinzessin Lätitia, die heute ungefähr zwanzig Jahre zählt, hat sich mit dem Prinzen Roland Bonaparte in Moncalieri kürzlich vermählt. Prinz Roland war in erster Ehe mit der Tochter des Herrn Blanc, des Spielpächters von Monte Carlo vermählt. Der Vater der Prinzessin, der „rote Prinz“, hatte aber eine große Zuneigung zu dem jungen Prinzen Roland gefaßt und hegte, als dieser Witwer geworden war, den lebhaften Wunsch, ihn Schwiegersohn nennen zu können. Aber der junge Prinz lebte so vollständig dem Andenken seiner ersten Frau und der Liebe für sein kleines verwaistes Töchterchen, daß er an eine zweite Vermählung nicht zu denken schien. Sein ernster, verschlossener Charakter, seine Neigung für das Studium und seine Reiselust hielten ihn von der Gesellschaft fern. Er war immer mit einem neuen Ausflug oder mit einer wissenschaftlichen Entdeckung beschäftigt, so daß nur

der ganz unwiderstehliche Zauber seiner Cousine Lätitia im stande war, über so viele Hindernisse zu triumphieren. Prinzessin Lätitia ist in der That ein vollendetes Mädchen. Groß und üppig, zeigt sie in vollstem Glanze jenen Typus der Bonaparte, der dem kaiserlichen Hofe so viele schöne Prinzessinnen gegeben hat. Prinzessin Lätitia hat unter der Erziehung ihrer Mutter bisher sehr zurückgezogen gelebt. Fast immer auf Schloß Moncalieri wohnend, ist sie nur einige Male, stets in Begleitung ihrer Mutter, am italienischen Hofe erschienen, hat die weltlichen Vergnügungen gleichsam nur von fern gesehen und höchstens einmal einen Contretanz mit einem offiziellen Kavalier tanzen dürfen. Trotzdem hat Prinzessin Lätitia, wie alle Bonaparte, einen ungestümen Charakter. —

Doch wo geraten wir mit unserer Plauderei hin! Wir dürfen uns keine Extravaganzen wie eine kaiserliche Prinzessin erlauben und kehren deshalb, dem Gang der Geschichte folgend, wieder an den Hof Napoléons III. zurück.

In den bedeutenden Pariser Salons herrschte unter dem dritten Kaiserreich ebenfalls, wie in der Kaiserlichen Familie, der oppositionelle Ton vor. Selbst in jenen Häusern, die Napoleon III. oder Mitgliedern seiner Familie nahe standen, wurde an dem Kaiserreich, jedenfalls an den hervorragenden Persönlichkeiten desselben eine mitunter scharfe Kritik geübt. Selbst Männer wie Prosper Mérimé, die dem Kaiser und der Kaiserin treu ergeben waren, konnten nicht umhin, Epigramme über diese oder jene Maßnahmen und die Träger derselben zu machen. Das dritte Kaiser-

reich ward gehaßt von seinen politischen Gegnern, gefürchtet im Auslande; im Kreise der Vertrauten des Kaisers hat man dasselbe eigentlich niemals recht ernhaft genommen. Napoléon III. selbst hatte seinen Anhängern gegenüber den Grundsatz: leben und leben lassen. Diese haben davon reichlichen Gebrauch gemacht, aber das Ansehen des Kaiserreichs gewann dadurch nicht. Übrigens galt auch damals bereits in der diplomatischen Welt das allgemeine Urteil über die persönliche Bedeutung des Kaisers für übertrieben. Einer der hervorragendsten Gesandten, die damals bei den Tuilerien beglaubigt waren, bezeichnete ihn mir als eine große Halbheit. Dies war im Herbst 1860, zu einer Zeit, als das Kaiserreich auf der Mittagshöhe seiner Ansehens stand.

Erstaunlich klingt es und ist trotzdem die einfache Wahrheit, daß der berühmte Salon von Julius Mohl, dem Akademiker und Mitglied des Collége de France, und seiner tonangebenden Frau, dem Kaiser Napoléon verschlossen blieb. Alle Annäherungsversuche blieben erfolglos. Wenn Julius Mohl es vielleicht auch nicht so offen heraussagte, wie seine Gattin es that, so war er darum dem Kaiser doch nicht weniger feindlich gesinnt.

Als einmal der König von Württemberg in Paris weilte und Mohl besuchte, sprach sich dieser so heftig über Napoléon aus, daß der König sagte: „Sachte, lieber Mohl, auch zwischen uns Königen besteht ein gewisser esprit de corps, und überdies bin ich sein Gast; ich kann nicht hören, daß Sie ihn so behandeln.“ „Sehr wol, Majestät,“ anwortete Mohl, „sagen wir Kanaille, und sprechen wir nicht mehr davon.“

Im letzten Jahre des Kaiserreichs kam die Königin Sophie der Niederlande nach Paris. Auf ihre Frage, ob es noch Salons in Paris gebe, antwortete Napoléon III.: „Ja, der von Madame Mohl, aber sie erweist mir nicht die Ehre, mich einzuladen.“ Die Königin hatte die Frage in Erwartung dieser Antwort gethan, denn sie war zum Frühstück zur Frau Mohl eingeladen und ließ sich nur scheinbar gegen ihren Willen von dem Kaiser drängen, der Einladung Folge zu leisten. Das Frühstück, an dem Thiers, Barthélemy St. Hilaire, Mignet, Jules Simon, Prevost-Paradol und Ranke teilnahmen, verlief unbehaglich, nur Frau Mohl war ganz in ihrem Fahrwasser. Napoléon III. drang in die Königin, sie müsse sich revanchieren und Madame Mohl und ihre Freundin in die Tuilerien einladen; „sie würden nicht zu mir kommen,“ meinte er, „aber sie haben keine Gründe, nicht zu Ihnen zu kommen.“ Gleichwol wurde die Einladung nicht angenommen.

Zu Compiègne wurde der Kaiser und seine Gemahlin oft durch das nichtachtende Benehmen der Legitimisten verletzt, indem diese bei den kaiserlichen Jagden sich regelmäßig einfanden, ohne das kaiserliche Paar auch nur zu grüßen.

Für diesen Mangel an Achtung wurde das französische Herrscherpaar allerdings reichlich durch die Besuche entschädigt, welche gekrönte Häupter in Compiègne abstatteten. Napoléon III. pflegte nämlich von 1852 bis 1869 fast alljährlich während des Herbstes in Compiègne Hof zu halten und dann die hervorragendsten Persönlichkeiten der französischen und der gerade in Paris weilenden fremden Gesell-

schaft als Gäste um sich zu versammeln. Die Räume des Schlosses gestatteten es nicht, eine große Anzahl Fremder zu gleicher Zeit einzuladen; die Gäste wurden darum in „Serien“ geteilt, von denen jede etwa eine Woche hindurch im Schlosse wohnte. Jede „Serie“ zählte siebzig bis achtzig Personen, so daß, einschließlich der Kaiserlichen Familie und ihrer nächsten Umgebung, je etwa hundert Personen an den Festen teilgenommen haben mögen. Um elf Uhr frühstückte man; dann fand eine Jagd oder ein Spaziergang nach Pierrefonds oder auch eine archäologische Expedition zu den Überresten der nahegelegenen alten Römerstraße statt, für welche der Kaiser seit seiner „Geschichte Cäsars“ ein besonderes Interesse an den Tag legte. Verhinderte das Wetter derartige Ausflüge, so sorgte die Bibliothek, in welcher alle Pariser Tageszeitungen auslagen, für die Zerstreuung der Gäste. Um vier Uhr wurde in den Salons der Kaiserin der Thee eingenommen, eine Einladung hierzu wurde jedoch nur den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten zu Teil und als höchste Ehrenbezeugung geschätzt. Das Diner fand um sieben Uhr statt und dauerte eine Stunde. Das Licht von zwölf Kronleuchtern erhellte den Saal, in welchem neunzig bis hundert Gedecke aufgelegt waren. Das Tafelservice war einfach, nur zum Dessert wurden Teller vom feinsten Sèvres-Porzellan herumgereicht. Die Gäste warteten in der Karten-Galerie, bis der General Rolin, der Gouverneur des Palastes, den Majestäten Mitteilung machte, daß das Diner serviert sei. Unter Vorantritt des Herrscherpaares betrat man dann den Speisesaal, und Jeder nahm Platz, wo es ihm beliebte.

Fest bestimmt waren nur die Plätze in der nächsten Umgebung des Kaiserpaares; an jedem Tage wurde übrigens andern Personen diese Auszeichnung zu Teil. Nach dem Diner wurde in der Karten-Galerie der Kaffee eingenommen, hielten die Majestäten Cercle und legten jeden von der Etiquette gebotenen Zwang ab.

Am Abend fand im Theater des Schlosses eine Vorstellung statt, oder die Kaiserin veranstaltete in ihren Gemächern eine jener pikanten Soiréen, um deren Zustandekommen und Gelingen sich bekanntlich auch die Fürstin Metternich verdient gemacht hat. Zuweilen wurde auch getanzt nach den Klängen eines alten Orchestrions, das eine Kurbel wie ein Leierkasten hatte. Das Instrument hatte nur drei Stücke auf der Walze: eine Quadrille, einen Walzer und eine Polka. Zuweilen drehte der Kaiser mit eigener Hand die Kurbel des Orchestrions, besonders, wenn die Quadrille an die Reihe kam, an der er sich bei Eröffnung eines Balles in den Tuilerien beteiligte. Walzer tanzte er gern, gut und mit großer Ausdauer und Eleganz.

Den hintern Raum des etwa siebenhundert Personen fassenden Theatersaales in Compiègne nahm in ihrer ganzen Breite die Kaiserliche Loge ein; dicht neben ihr befand sich eine Galerie, zu der ausschließlich Damen in Balltoilette Zutritt hatten. Alle, welchen die Einladung aus dem Palais zugegangen war, hatten gleich den Oberhofchargen Anspruch auf einen Platz in der Kaiserlichen Loge. Von den durch Geist und Talent ausgezeichneten Männern waren am

häufigsten anwesend: Augier, Meyerbeer, Auber, Couture, Meissonnier, Lesseps, Feuillet, Sandeau, Mérimée, Paul de Musset, Oppert, Caro, Doré, Nelaton, Wurtz, Thomas und About; Rothschild, Haußmann, Pereire sind ebenso häufig geladen gewesen, wie Mitglieder der Generalität und Vertreter des hohen Adels. Daß die in Paris akkreditierten Vertreten fremder Mächte zu den Festen hinzugezogen wurden, ist ebenso selbstverständlich, wie das besondere Programm bei Anwesenheit fremder Fürstlichkeiten.

Die Einladungen lauteten auf acht Uhr. Sobald die Majestäten ihre Loge betraten, was gewöhnlich um halb neun, zuweilen um neun Uhr geschah, erhob sich das gesamte Publikum. Wenige Minuten später begann die Vorstellung. Während der Zwischenpausen erhob sich das Publikum und wandte sich, der Bühne den Rücken zukehrend, zur Kaiserlichen Loge. Gewöhnlich verließen während einer Pause die Majestäten ihre Plätze, um sich in einen kleinen, hinter der Loge befindlichen Salon zurückzuziehen, hierhin wurden öfters Einzelne der Darsteller berufen, um die Komplimente des Kaiserpaares entgegenzunehmen. Bei einer solchen Gelegenheit befand sich einst auch ein berühmtes Mitglied des Theater français, im kleinen Salon. Während der Kaiser zu ihm sprach, griff der Künstler in seltsamer Zerstreutheit in die Tasche, holte seine Tabaksdose hervor und nahm eine Prise. Der Kaiser streckte die Hand aus und der Künstler beeilte sich, ihm die Dose anzubieten. Napoléon schnupfte und wandte sich an den Herzog von Morny mit der Frage, ob er nicht auch eine Prise nehmen wolle? „Nein, Sire",

entgegnete Morny, „ich müßte sonst niesen". „Das liebe ich gerade", erwiderte der Kaiser.

Ein anderes Mal ließ das Kaiserpaar während der Vorstellung von Sardou's „Familie Benoiton" die kleine Camille, die Darstellerin der „Fanfare", in den Salon rufen und gab dem talentvollen Mädchen eine Düte Bonbons. Dieses Kaiserliche Geschenk stellte die Fortsetzung der ganzen Aufführung in Frage, denn Camille hatte, als sie zu den Majestäten berufen wurde, ein Glas Vanille-Eis stehen lassen müssen und fand den Inhalt bei ihrer Rückkehr auf die Bühne gelaufen. Sie fing zu weinen an und verweigerte beharrlich ihre weitere Mitwirkung bei der Darstellung, wenn sie nicht vorher neues Eis erhielte, und setzte ihren Willen durch, zum großen Vergnügen der Kaiserin, welcher der Grund der Verzögerung später mitgetheilt wurde.

Für gewöhnlich endeten die Vorstellungen um halb zwölf Uhr; die Majestäten erhoben sich, grüßten und verließen ihre Loge.

*   *
*

Der Mann, der zuweilen in Compiègne die Kurbel des Orchestrions drehte, schien Allen, die nicht hinter die Coulissen der Weltgeschichte zu blicken vermochten, auch im europäischen Konzert die erste Violine zu spielen. Und doch war Napoléon in Wirklichkeit, wie Sybel treffend sagt, eine Hamletnatur, oft ratlos und von verschiedenartigen Eindrücken hin und hergezerrt. Graf Vitzthum schreibt 1859 in seinen öfters citierten „Diplomatischen Enthüllungen":

„Napoléon hatte in Plombières sich ganz in die Hand

des einzigen Fürsten gegeben, der in jener Zeit wußte, was er wollte: Victor Emanuel's. Dieser besaß in dem Grafen Cavour einen Minister, der weder Recht noch Verträge achtete, aber die Kühnheit seiner Entwürfe mit machiavellistischer Schlauheit durchzuführen verstand. Wie der König von Sardinien seinen Minister übersah und seinen Zwecken dienstbar zu machen wußte, so übersah und benutzte dieser den kurzsichtigen Kaiser der Franzosen. Cavour, mit allen Ränken italienischer Hinterlist vertraut, hatte bald erkannt, daß Todesfurcht und Genußsucht die sichersten Handhaben bieten würden, um Napoléon zum blinden Werkzeuge Victor Emanuel's zu machen. Er bestärkte ihn in dem Glauben, daß die Befreiung Italiens das einzige Mittel sei, sein Leben vor den Dolchen und Bomben seiner früheren Mitverschworenen zu schützen. Mit einer Naivetät ohne gleichen hatte der Kaiser Napoléon hinter dem Rücken seiner Minister schriftliche Versprechungen von sich gegeben, welche Victor Emanuel zum Herrn der Lage machten. Es war klar, daß dieser König es ganz in seiner Hand hatte, dem Beispiele seines Vaters folgend, der Krone zu entsagen, falls es Napoléon gereuen sollte, seine Versprechungen zu halten. Selbstverständlich würde aber eine durch französischen Treubruch offenkundig motivierte Abdikation Victor Emanuel's die italienische Revolution entfesselt und die Ermordung Napoléons wahrscheinlich gemacht haben. Nebenbei vernachlässigte aber der schlaue Piemontese nicht ein anderes Mittel, um auf Napoléon zu wirken, die weibliche Diplomatie. Allbekannt war, daß Walewski, welcher immer mit Thiers

in vertraulichen Beziehungen blieb, von diesem vor italienischen Aventüren gewarnt wurde. Thiers konnte sich nicht verhehlen, daß ein geeinigtes Italien für Frankreich ein unbequemer Nachbar werden würde. Walewski war ganz von der Gunst abhängig, in welcher seine Frau bei dem Kaiser und der Kaiserin stand. Persigny würde Walewski gestürzt und ersetzt haben ohne einen erfolgreichen Fußfall der Gräfin Walewska. Den Einfluß dieser letzteren auf den unschlüssigen und wankelmütigen Napoléon zu brechen, konnte Cavour nur dann hoffen, wenn es ihm gelang, das leicht erregbare Herz des Kaisers anderwärts zu beschäftigen. Dies war die Aufgabe, welche die ebenso schöne wie kalte Tochter eines sardinischen Diplomaten in Paris lösen sollte und wirklich löste. Die Gräfin C. war unleugbar, wenn nicht die schönste, eine der schönsten Frauen des Jahrhunderts. In allen Künsten weiblicher Koketterie geschult, bezauberte sie gerade durch den Gegensatz zwischen ihrem eiskalten Temperamente und ihrer üppigen Schönheit. Durch sie wurde Cavour von Allem unterrichtet, was nicht nur in Paris, sondern auch in dem schwankenden Gemüte des nicht immer schweigsamen Cäsar vorging. Alle Widersprüche zwischen seinen Worten und Handlungen in den ersten Monaten des Jahres 1859 finden ihre Erklärung in diesen, dem Auge des Publikums damals verborgenen Umgarnungen."

Eine Liaison, die Napoléon viel Ungelegenheiten verschaffte und die in ihrer ganzen Geschichte ein drastisches Licht auf die leichtfertige Natur Napoléons wirft, knüpfte er im Juni 1863 in Vichy an. Er war auf der Jagd von einem

Gewitter überrascht worden; ein der Jagdgesellschaft begegnendes junges Mädchen wirft dem Kaiser einen Kautschukmantel um, es entspinnt sich ein Gespräch, daraus entwickelt sich eine Bekanntschaft. Es stellte sich heraus, daß das junge Mädchen Françoise Lebeuf hieß, aus einem Bauernhause stammte, nach Paris kam, dort Figurantin in den Pariser Theatern, dann in der großen Oper geworden war. „Margot", wie sie vertraulich genannt wurde, wußte die hohe Bekanntschaft vortrefflich auszubeuten. Das Bauernmädchen übertrumpfte die geriebenste Pariserin in Kniffen und Verstellungskünsten. Der Kaiser wies ihr hinter dem Park bei Saint-Cloud auf der in prächtigster Umgebung gelegenen Musterwirtschaft Mandres ein schönes künstlerisch ausgeschmücktes Landhaus an, wo er sie öfters besucht haben soll. Indessen ist nie aufgeklärt worden, wer der Vater des Sohnes ist, den sie gebar — oder untergeschoben hat. Die Kaiserin Eugenie hatte die Sache erfahren und drohte mit öffentlicher Trennung, wenn keine Änderung eintrete. Der erste Präsident des Kassationshofes, Devienne, mußte nach den Statuten der kaiserlichen Familie versuchen, die Gatten wieder zu versöhnen. Devienne bewog Margot, zwei Briefe, an ihn und an den Kaiser, zu schreiben, worin sie eingestand, sie habe fälschlicherweise dem Kaiser die Vaterschaft jenes Kindes zugeschrieben. Diese Briefe wurden nach den Tuilerien gebracht, worauf die Aussöhnung erfolgte. Marguérite Bellanger, so hieß „Margot" später, erhielt eine Million und das Schloß Mouchy wurde für ihren Sohn gekauft. —

Den klarsten Blick, die tiefste Einsicht in den Charakter oder vielmehr in die Charakterlosigkeit Napoléons III. verrieth aber wohl der Prinz-Gemahl von England, der sich 1860 ungefähr wie folgt äußerte:

„Ich möchte den Kaiser Napoléon nicht unberechenbar nennen. Ich sehe nichts Rätselhaftes in dieser Erscheinung. Die Ereignisse, welche wir noch zu gewärtigen haben, werden auch im Ganzen und Großen nicht überraschen. Er ist, wie er selbst wol zuweilen ahnen mag, einem fatalistischen Verhängnisse verfallen. Seine Handlungen sind folgerichtige Konsequenzen gegebener Prämissen. Er will weit seltener, als er muß. Er ist weit mehr zu beklagen und zu bedauern, als zu verdammen. Seine ganze Macht ist auf Lüge gegründet. Sein System beruht auf ungelösten und unlösbaren Widersprüchen, die sich gegenseitig aufheben. Wenn nicht das Individuum selbst, so wird das System tragisch daran zu Grunde gehen. Die Versöhnung sich aufhebender Gegensätze ist nicht denkbar. Napoléon möchte Kaiser von Gottes Gnaden und zugleich par la volonté nationale sein. Er kann das eine oder das andere sein, beides zugleich niemals. In Frankreich hat er seine Macht, wenn nicht von den katholischen Priestern empfangen, so doch auf dieselben gestützt. In Italien ist er genötigt, um den Dolchen der Genossen Orsini's zu entgehen und die den Carbonari gegebenen Versprechungen einzulösen, die römische Kirche zu bedrohen und anzugreifen. Ebenso steht das l'empire c'est la paix mit der Notwendigkeit im Widerspruche, seine Armee zu beschäftigen. Auf die Länge wird

er ohne die Gloriole einer Rheinkampagne nicht leben können. . . Das auffallendste ist, der Kaiser ist im Grunde ehrlich in beiden Richtungen. Er glaubt aufrichtig an das, was er heute sagt, ebenso aufrichtig an das Gegenteil, das er morgen verkündet. Wenn es bisher so leidlich gegangen, so hat er es seiner unleugbaren Geschicklichkeit und einer gewissen Vernünftigkeit zu danken. Bei aller seiner Begabung vermag er jedoch nicht sich Rechenschaft zu geben über den unlösbaren Konflikt, dessen Opfer er in einer gegebenen Zeit werden muß. Er ist kein philosophischer Geist."

Wenige Jahre ehe Napoléons „Zeit erfüllet war", fand er noch einmal Gelegenheit, sich in dem Glanz seiner kaiserlichen Macht zu sonnen.

Die Weltausstellung in Paris im Jahre 1867 versammelte alles in der französischen Hauptstadt, was an irdischer Größe und irdischem Glanz von Bedeutung war diesseits und jenseits des Oceans. Auch die österreichisch-französische Kaiserbegegnung in Salzburg in demselben Jahre gab dem Kaiser der Franzosen und der Kaiserin Eugenie erhöhtes Relief. Graf Beust erzählt darüber in seinen „Denkwürdigkeiten": Die Tage von Salzburg waren szenisch schön. Diese Stadt hat vermöge der die Dächer verhüllenden und daher gewissermaßen flache Dächer simulierenden Bauart der Häuser einen südlichen Anstrich. Es fehlt aber gewöhnlich dazu zweierlei: ein tiefblauer Himmel und belebte Straßen. Beides war in jenen Tagen zu schauen und verlieh Salzburg einen ungewöhnlichen Reiz. Der Tag der Ankunft war der 18. August, der Geburtstag

des Kaisers (von Österreich). Aus Berlin traf früh ein Telegramm an den Kaiser ein, welches gratulierte und mit den Worten schloß: „Empfiehl mich den französischen Majestäten!“ — ein Gruß, dessen ich mich einige Jahre später mehr als einmal erinnerte. Die Begegnung der hohen Herrschaften war eine unbefangene und beinahe herzliche zu nennen. Kaiser und Kaiserin empfingen ihre Gäste auf das liebenswürdigste. Die Kaiserin Eugenie setzte durch die graziöse und dabei vornehme Haltung, mit welcher sie Cerkle hielt, Alles in Erstaunen, und es war vielleicht nicht ohne Berechnung, daß sie in einem mehr als einfachen Reiseanzug ankam und überhaupt in der bescheidensten Toilette erschien und offenbar bestrebt war, sich vor der Schönheit der Kaiserin Elisabeth zu effacieren. Der Kaiser Napoléon, welchen ich erst vor einem Jahre im Zustande der höchsten körperlichen und geistigen Erschlaffung in Paris gefunden hatte, war frisch und munter und zeigte keine Spur von Krankheit. Es giebt wenig Fürstenbegegnungen, welche in ihrer Bedeutung und ihren präsumptiven Folgen mehr in den Zeitungen besprochen worden wären, als die Salzburger Entrevue, und in wenigen Fällen ist die Wirklichkeit so weit hinter der Konjektur zurückgeblieben.

*   *
*

Die Schlacht bei Sedan hatte Napoléon III. zum Gefangenen König Wilhelms gemacht und dieser wies ihm, wie bekannt, das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel einstweilen als Aufenthaltsort an.

An einem der ersten Septembertage 1870 hatte sich an dem niedlichen Bahnhofsgebäude der Station Wilhelmshöhe, das mit seinen zierlichen Türmchen und in seinem schon rötlich schimmernden wilden Weinlaubgewande sich klar vom Herbsthimmel abhob, eine große Menschenmenge versammelt. Auch die Vertreter der Militär- und Civilbehörden von Kassel, an ihrer Spitze der Gouverneur Graf Monts de Mazin hatten sich auf dem Perron des Bahnhofs eingefunden, an dessen einer Seite sich eine Kompagnie Infanterie mit Trommler und Pfeifer aufgestellt hatte. Als es dunkelte, erhellten Fackeln mit ihrem unstäten Licht die nächste Umgebung des Bahnhofes. — Man konnte die leeren röthlich schimmernden Schienengeleise, auf denen aller Augen erwartungsvoll hafteten, eine Strecke weit verfolgen. Endlich näherte sich lautlos, langsam ein kurzer Zug; die Lokomotive mit ihren beiden feurigen Augen lief ohne Pfiff in den Bahnhof ein. Der Zug hielt. Graf Monts de Mazin trat an den ersten Wagen, öffnete eine Thür und reichte seine Hand hin, um dem kriegsgefangenen Kaiser der Franzosen bei dem ersten Betreten des deutschen Bodens behülflich zu sein. In diesem Moment schlugen die Trommler einen Wirbel, der von den gellenden Lauten der Pfeifen begleitet wurde — die Militärmusik begrüßte den gefangenen Kaiser. Dieser, angethan mit der großen französischen Generalsuniform, die mit vielen Großkreuzen und mit dem Stern der Ehrenlegion in Brillanten geschmückt war, dankte militärisch grüßend, indem er die Front der Kompagnie abschritt. Bereitgehaltene Wagen führten ihn

und sein Gefolge nach dem eine halbe Stunde entfernt gelegenen Schloß Wilhelmshöhe. In seinen Wagen hob man noch vor der Abfahrt — was, wird der geschätzte Leser wohl kaum erraten — ein Meerschweinchen, das der Kaiser als sympatetisches Mittel gegen sein Podagra mit sich führte.

Im Schloß Wilhelmshöhe zog mit dem Kaiser der Winter ein und die ungeheuren Lasten Holz, welche zur Erheizung der kaiserlichen Gemächer verwandt wurden, konnten den von Frost durchschüttelten kranken Kaiser nicht erwärmen. Da war das Schlittschuhlaufen auf dem Bassin hinter dem Schloß ein zeitgemäßes Vergnügen, das die Langeweile vertrieb und das Blut rascher pulsieren ließ. Der Kaiser lief mit Sicherheit ohne Gestikulieren und nicht ohne Grazie, die Hände auf dem Rücken in einander gelegt. Er trug einen enganschließenden Winterüberzieher und als Kopfbedeckung einen schwarzen Cylinderhut. Hinter dem kleinen Herrn arbeitete sich sein Adjutant Prinz Murat, der ihn um Kopfeslänge überragte, ab, um sich die schwere Kunst des Schlittschuhlaufens anzueignen; er hatte es in ihr allerdings noch nicht weit gebracht, wie das gewaltsame Herumfuchteln mit Armen und Beinen zur Genüge bewies. Im Schloß selbst verfolgten den Kaiser auf Schritt und Tritt die Erinnerungen an das Schicksal seiner Familie. Hatte doch Hieronymus Napoleon, der König von Westfalen hier seine „lusticken" Tage verlebt. Blickte ihn doch hier das schöne marmorne Antlitz der Hebe von Canova an, welcher der Künstler die Züge der Hortense Beauharnais verliehen

hat.*) Dem hessischen Patrioten, dem die Ehre eines Empfangs bei Napoléon III. widerfuhr, hielt es mitunter schwer, einen Entrüstungsschrei zu unterdrücken, wenn er sah wie Napoléon im Gespräch rücksichtslos die brennenden Cigaretten auf die kostbaren alten Meubles aus der Kurfürstenzeit legte und sich garnicht darum kümmerte, wenn tiefe Löcher einbrannten. Auch hierin dokumentierte sich die gänzliche Gleichgültigkeit, die in Napoléons Blick lag und die eine Folge der ungeheuren Schicksale des Mannes sein mochten.

Als die Strahlen der Sonne wärmer wurden, machte der Kaiser zuweilen kleine Spazierritte, auf denen er die ihm begegnenden Damen mit ausgesuchter Höflichkeit elegant grüßte. Vor Tisch pflegte er einige Zeit an dem hinter dem Schloß gelegenen Bowlinggreen zu promenieren; er trat dann aus den die Schloßfaçade zierenden Säulen hervor, die Posten präsentierten, und schritt dann langsam die Stufen der mächtigen Freitreppe herab, in einiger Entfernung von seinem Stab gefolgt. Dann pflegte er wohl sich auf der am Fuße der Treppe stehenden Bank niederzulassen, Figuren mit seinem Stöckchen in den Sand zu zeichnen und die Wolken seiner Cigarette in die Luft zu paffen, hin und wieder ein Wort an seine Umgebung richtend. Hinter dem

*) Die in Berlin, in der National-Galerie befindliche Hebe-Statue Canovas ist, so viel uns bewußt, eine Wiederholung, eine zweite Ausführung von des Meisters Hand.

Im Museum in Cassel befindet sich eine ganze Reihe Portraitsbüsten der Familie Buonaparte von Canova gemeißelt, darunter auch der Vater und die Mutter Napoléons I., Carlo und Lätitia Buonaparte.

Seil, das den für den Kaiser reservierten Raum abgrenzte, standen die Neugierigen aus aller Herren Länder, „Napolium" zu begaffen.

Während Napoléon auf dem „Winterkasten" — so nennt man in Hessen Wilhemshöh seiner Kälte halber — die Zeit seiner Gefangenschaft zubrachte, waren in Kassel die ersten Offiziere des Kaiserreichs interniert vor allen Marschall Bazaine und Marschall Canrobert. Auch der famose Kriegsminister Leflô, der Urheber des geflügelten Wortes „archiprêt", mit dem er den hohen Grad der Kriegstüchtigkeit der Armee im Kriegsrat bezeichnete. Marschall Canrobert machte in Civil mit seinen langen weißen Haaren mehr den Eindruck eines Gelehrten als eines Offiziers, so daß man das Scherzwort einer hohen Dame erklärlich fand, das sie, im Zweifel an Canrobert's Tüchtigkeit, zur Zeit der Belagerung Sebastopol's aussprach: Can-robert? Robert kann nicht.

Während Canrobert den Eindruck der Bonhomie machte, hatte Bazaine etwas Hyänenhaftes. Kurz und untersetzt, mit tierisch wildem Gesichtsausdruck, bildete er einen unvergleichlichen Gegensatz zu seiner ideal-schönen Gemahlin, einer Kreolin, die ihm in Kassel einen Sohn schenkte. Dieser kleine französische Staatsbürger wurde auf eigens zu diesem Zweck importierter französischer Erde geboren, damit ihm später seine Geburt im Auslande, auf deutschem Boden, niemals im Wege stehe. Man sieht, selbst in der Gefangenschaft, gibt ein strebsamer französischer Marschall die Hoffnung nicht auf, einmal den Thron in

seinem Vaterlande zu besteigen; er sorgt deshalb rechtzeitig dafür, daß der Thronerbe ein „Kind von Frankreich" sei.

Die Offiziere vom Stabe Bazaine's bedienten sich auch noch in Kassel bei ihrer Correspondenz der für den Krieg angefertigten Briefbogen, auf denselben war oben links gedruckt:

3e Corps.
Cabinet
du
Maréchal
Commandant en Chef.

Oben rechts aber ist vorgedruckt:

, le 1870.

Eine Ortsangabe konnte natürlicherweise nicht vor das Datum gedruckt werden, da der Höchstcommandirende stets seinen Aufenthalt im Feld zu wechseln hatte. Daß aber bald deutsche Städtenamen vor das Datum gesetzt werden würden, hatte wol jeder Franzose geglaubt in der Hoffnung, daß der Krieg in Feindesland hinüber gespielt werde.

Doch das Schicksal trieb sein Spiel auf eigne Weise: auf deutschem Boden wurden zwar die Briefbogen benutzt, aber von — Kriegsgefangenen.

* * *

Die Kaiserin Eugenie war nie auf Wilhelmshöhe, sie bezog bereits am 22. September 1870 mit ihrem Sohn Camden-House in Chiselhurst in der englischen Grafschaft Kent. Nach dem Präliminarfrieden von Versailles am 26. Februar 1871 kam auch der aus seiner Gefangenschaft

auf Wilhelmshöhe entlassene Exkaiser nach Chiselhurst. Noch 1871 wurde zu ihm eine Wallfahrt ins Werk gesetzt, bei der Arbeiter in Blousen eine große Rolle spielten.

Die Gambettisten sagten damals, die Blousenmänner, die an dem entthronten Kaiser vorüberzogen, seien verkleidete ehemalige Geheimpolizisten, Tuilerien-Lakaien, pensionierte korsische Unteroffiziere u. dergl. gewesen; Teilnehmer versichern jedoch, daß es wirkliche Pariser Arbeiter waren, die trotz ihres Republikanismus gern die Gelegenheit benutzten, sich unentgeltlich einige Tage lang London und Umgebung anzusehen, da ihnen die Reise und ein mehrtägiger Aufenthalt im Gasthof bezahlt wurde.

Am 9. Januar 1873 starb Napoléon III. zu Chiselhurst und wurde in der katholischen St. Marienkirche beigesetzt.

Die Exkaiserin behielt ihren Wohnsitz in Chiselhurst, sie ließ 1874 die Mündigkeitserklärung des Prinzen Louis Napoléon, ihres Sohnes feierlichst begehn. Dieser brach am 27. Februar 1879 zu seiner verhängnisvollen Fahrt nach dem Zululande auf, von der er nicht zurückkehren sollte. Seine Leiche wurde, nach England zurückgebracht, an der Seite Napoléon's III. bestattet.

Der Afrikareisende Einwald lernte bei seinen Streifereien im Lande der Zulus auch den Krieger kennen, welcher den Angriff auf den Prinzen Louis Napoléon leitete und ihn mit seinem Speere durchbohrte. Nachdem diesem Krieger mitgeteilt worden, welcher überaus wichtige politische Erfolg und große Vorteil für ihn und die Seinigen aus der Ge-

fangennehmung des Prinzen erwachsen wäre, war der Zulu untröstlich. Die Stelle, wo Prinz Napoléon von den Zulus niedergemacht wurde, ist mit einem Denkstein markiert, um den sich ein Wald von Koniferen bildete.

Zur Charakteristik des Prinzen Louis Napoléon und seiner Erziehung wollen wir hier Arthur Levysohn citieren, der in seinem viel zu wenig gelesenen Buche „Aus einer Kaiserzeit. Französische Erinnerungen eines Journalisten“ ganz einzig interessante Aufschlüsse über die napoléonische Tragikomödie giebt. Levysohn hatte in Paris, wie Wenige, Gelegenheit hinter die Kulissen zu sehen und hier den großen Komödianten und seine Statisten zu beobachten. Levysohn erzählt:

„Im Tuilerienschlosse war die Aufregung groß. Der zehnjährige Kaiserliche Prinz litt an einem unheimlichen Übel, dessen Natur selbst die Leibmedici und Hofärzte nicht völlig zu enträtseln vermochten. Fast täglich überraschten sie die besorgten Eltern mit einer neuen Hypothese. Da wagte Einer am Hofe, den Namen Nélaton dem Kaiser in's Ohr zu raunen. Nélaton galt für keinen Bonapartisten. Nélaton war auch kein Schmeichler. Er wollte sich nur ungern dazu bequemen am Hofe des Napoléoniden zu erscheinen und dieselbe Hand, welche dem bei Aspromonte auf Anstiften des Kaiserlichen Frankreich verwundeten Garibaldi die tiefeingegrabene Kugel aus dem Schenkel gezogen, nun auch dem Sprößling des Mannes vom zweiten Dezember zur Verfügnng zu stellen. Indessen, er wagte es doch nicht, seinen Dienst zu versagen und als er sich zum ersten

Male in den Tuilerien einfand, war das beinahe ein politisches Ereignis. Die Feinde des Kaisertums schrieen über die Apostasie des großen Operateurs und die Freunde und Höflinge waren an sorgenvollen Bedenken reich, weil man daran ging, die „Hoffnung Frankreichs" den Händen eines erklärten Gegners der Dynastie anzuvertrauen.

Allein es blieb keine Wahl. Die „gutgesinnten" Ärzte besaßen weder seinen Ruf, noch seine Kenntnisse, noch sein Geschick. Man führte den Erfahrenen zum Prinzen, einem schwächlichen, wenn auch für sein Alter ziemlich schlank aufgeschossenen Knaben, dessen bleiches, schmerzdurchzucktes Antlitz von der Pein hinlänglich Kunde gab, die er zu erleiden hatte. Es war ein eigentümlicher Hüftschmerz, über den er klagte und der ihm die Freude am jugendlichen Dasein vergällte. Nélaton's Diagnose war wenig erfreulich. Sie lautete auf Knochenerweichung, deren weitgediehene Ausbildung nicht nur eine längere Kur, sondern selbst mehrfach wiederholte, schmerzhafte Operationen unumgänglich machte. Der Arzt sagte es gerade heraus, ohne Umschweife, und Napoléon III. war ihm dankbar für eine Aufrichtigkeit, die ihm wenigstens Aussicht auf Rettung für seinen Liebling eröffnete, dessen bis dahin unerklärtes Siechtum ihn so tief bekümmert hatte.

Man kennt den glücklichen Verlauf der Operation. Aber Nélaton machte nichts halb und so erklärte er denn mit seiner urwüchsigen Abwesenheit jedes hofmännischen Geflunkers, daß die Erziehung des kleinen Prinzen ganz anders geleitet werden müsse, wenn man ihn nicht Rück-

fällen ausgesetzt sehen wolle, deren Natur dann natürlich sich immer bedenklicher gestalten werde. Vor Allem war es das Weiberregiment, welches bislang ausschließlich über den Knaben geherrscht und ihn entsprechend verwöhnt, verzärtelt und — eigensinnig gemacht hatte, das er beseitigt zu sehen wünschte. Und der mächtige Monarch fügte sich blindlings dem Wollen des republikanisch gesinnten Arztes.

Er hielt Umschau unter den Männern seines Vertrauens, um einen zu finden, dem er fortan die Erziehung und Leitung seines einzigen Sohnes in die Hand geben könne. Er fand keinen, der ihm vertrauenswürdig genug schien. Da fiel ihm einst sein strammer Adjutant, der Genie-General Frossard, in's Auge, von dem er wußte, daß er Kinder habe. Der Kaiser fragte seinen Waffengefährten — denn er hatte den italienischen Feldzug mit ihm mitgemacht — wer denn die Erziehung seines Sohnes leite, von dem man behaupte, daß er eine vorzügliche Ausbildung erhalte.

„Ich selbst, Sire", war die in etwas selbstbewußtem Tone gegebene Antwort.

„Würden Sie wol, General, das Herz haben, dem Kaiserlichen Prinzen die gleiche Wohlthat, wie Ihrem Sohne, zu erweisen?"

„Wenn ich völlig freie Hand hätte, mit dem Prinzen zu schalten, wie mit meinem Fleisch und Bein, gewiß, Sire", war die Antwort.

So wurde der General am Vorabend des elften Geburtstages des kleinen Lulu, am 15. März 1867, zum

Chef des militärischen Hauses und zum Gouverneur (Erzieher) des Kaiserlichen Prinzen ernannt. Seine Aufgabe war keine kleine. Es galt, eine Fülle dem Kaisersprossen anerzogener Unarten mit unnachsichtlicher Strenge auszutreiben und doch die Rücksicht nicht außer Acht zu lassen, welche er dem Sohne des „Erwählten der acht Millionen" schuldete.

Der General ging entschlossen an seine Arbeit. Zunächst richtete er eine streng einzuhaltende Tageseinteilung ein, in welcher die körperlichen Übungen vor der geistigen Ausbildung bedeutenden Vorrang besaßen. Er überwachte Alles. Das Zuckerwerk, mit dem man den Kleinen bis dahin gefüttert und ihm so chronische Magenverstimmungen anerzogen hatte, wurde auf den Index gesetzt. Jedes Bonbon, jedes Chokoladenstückchen blieb aus dem Umkreis der prinzlichen Gemächer verbannt, und selbst die Kaiserliche Mutter Eugenie mußte es sich gefallen lassen, daß man ihr untersagte, dem Gouverneur in's Handwerk zu pfuschen und etwa, gerührt durch die zahlreich fließenden Zähren des präsumtiven Thronerben, die Maßnahmen des Erziehers abzuschwächen. Gegessen wurde nur zu fest bestimmten Stunden, und eine reizlose, aber kräftige Diät sollte die geschwächte Verdauungsmaschinerie, sowie die fehlerhafte Blutbildung wieder in normale Verhältnisse überleiten.

Da gab es manche heftige Scene. Lulu selbst beklagte sich bei seinem Vater über die Strenge seines militärischen Gouverneurs. Dieser — in solcher Sache ohne Ehrgeiz — war stets bereit, seine Entlassung zu geben, und

mehr als einmal hatte er nötig, diese Drohung dem „Papa" des Zöglings in's Gesicht zu schleudern. Er wollte zur Truppe zurück, der er angehörte.

Die Erziehung, welche Frossard dem Prinzen gab, blieb eine ziemlich einseitig militärische. Auf alle Leibesübungen legte er großes Gewicht. Der Prinz war in wissenschaftlichen Dingen kein lumen, aber, wie der Gouverneur sich einmal ausdrückte, er zeigte sich als ein durchaus „normal" entwickelter Knabe, nicht darüber hinaus und nicht darunter. Für Mathematik und Geographie zeigte er besondere Begabung; in Sprachen und Geschichte machte er erfreuliche Fortschritte, aber für zwei Gegenstände zeigte er gar keine Anlage: für Literatur und Musik, während die Orthographie und der Briefstyl ihm manche Schwierigkeit bereiteten.

Aber körperlich gedieh Prinz Lulu über alle Erwartung. Er war schon lange nicht mehr das schwächliche, schmächtige Kind, als der Juli des Jahres 1870 seinem Gouverneur, der ein ziemlich stark entwickeltes chauvinistisches Vaterlandsgefühl besaß, die lang ersehnte Gelegenheit geben sollte, sich als Feldherr zu erweisen. Er erbat sich als besondere Gunst vom Kaiser, daß man ihm die Führung eines Armeecorps anvertraue und ihn in die erste Linie stelle. Beides wurde ihm bewilligt. Sein Hauptquartier war Forbach. Dorthin sandte ihm an jenem famosen 2. August Napoléon III. seinen Sohn und dort arrangierte er für ihn die mehr lächerliche als verächtliche „Schlacht bei Saarbrücken", in welcher der Prinz die

„Feuertaufe“ empfing und über die sein Erzieher einen so pomphaften Rapport schrieb. Im ersten Moment hatte sein angeblicher Sieg selbst im französischen Lager Glauben gefunden und den Neid wie die Eifersucht seiner Kollegen erregt.“

* * *

Im Jahre 1880 verließ die Kaiserin Eugenie Chislehurst und bezog ein neues Landhaus in der Nähe von Farnborough, in dessen Park sie ein prächtiges Mausoleum für die kaiserliche Familie errichten ließ.

Nach dem Tod des Prinzen Louis Napoléon sind wiederholentlich Gerüchte aufgetaucht, welche die Existenz eines illegitimen „Napoléons V.“ behaupten.

Chislehurst, so heißt es, war für den jungen Prinzen nicht gerade ein vergnügter Aufenthalt und er flüchtete sich gern aus der strengen, geizigen Wittweneinsamkeit seiner Mutter nach London, mußte aber hier äußerst bescheiden auftreten, da die Kaiserin ihm nur ein spärliches Taschengeld gab. So nahm er ein Zimmer im Hause des französischen Friseurs Dumont, welcher die Möbel des schlichten Raumes nach des Prinzen Tode pietätvoll so stehen ließ, wie sie vorher waren, und auch noch die letzten Kravatten, die der Prinz in Gesellschaft trug, aufbewahrt. Auf einer Fahrt nach London traf der junge Mann mit einem Mädchen zusammen, das ihm gefiel und mit dem er ein Liebesverhältniß anknüpfte, ohne zu sagen, wer er war. Einmal sah die kleine Engländerin in einem Schaufenster die Photographie

Napoléon IV., war von der Ähnlichkeit mit ihrem Geliebten betroffen und sagte es ihm, worauf er antwortete, Andere hätten schon dieselbe Wahrnehmung gemacht. Der Prinz trat die Reise nach dem Kaplande an, ohne die Wahrheit zu gestehen. Das arme Wesen ahnte sie erst, als sich in England die Kunde von dem Tode des französischen Prinzen im Zululande verbreitete; es eilte zu Dumont, in dessen Haus die Begegnungen stattgefunden hatten, und erhielt von diesem die Bestätigung, daß der Prätendent und ihr Geliebter eine und dieselbe Person gewesen waren. Miß X. war während seiner Abwesenheit Mutter eines Knaben geworden, that aber nichts, um eine Anerkennung ihrer Ansprüche herbeizuführen, teils weil sie nicht aus ihrem Dunkel hervortreten wollte, teils vielleicht auch weil die englischen Gerichte in solchen Fällen keinen Spaß verstehen und sie in Ermangelung materieller Beweise leicht als Betrügerin hätten bestrafen können. Dennoch heißt es, daß sie eines Tages mit ihrem Kinde in Cambden-Place vorsprach, aber von der Dienerschaft hinausgeworfen wurde.

Monsignore Goddard in Chislehurst, der Beichtvater des verstorbenen Prinzen Napoléon, erklärt jedoch dieses Gerücht, wonach also der Kaiserliche Prinz einen unehelichen Sohn hinterlassen habe, für eine böswillige Verleumdung. Als bester Beweis seines sittenreinen Lebens könne wol die Inschrift gelten, mit welcher der Prinz und die Prinzessin von Wales den Kranz schmückten, welchen sie auf seinem Sarge niederlegten. Dieselbe lautet: „Als Zeichen der Liebe und Hochachtung für einen, welcher ein fleckenloses Leben

führte und den Tod eines Soldaten im Kriege für England im Zululande starb".

Trotz dieser Beteuerungen wird behauptet, daß die Dame, von welcher die Rede ist, lebt und ihr Geheimnis einigen intimen Freundinnen anvertraut hat. Das Kind befindet sich, so heißt es weiter, in Paris. Die Mutter hat vor zwei Jahren England verlassen und sich nach Australien begeben. Das Kind ist bei einem Engländer geblieben, der es thatsächlich adoptiert hat; seine Mutter hat eine Stelle als Schullehrerin in Melbourne erhalten. Die einzigen Beweise für die Richtigkeit der Angaben sind zwei Depeschen aus Bickley bei Chislehurst und ein kurzer Brief aus Woolwich, worin der Prinz der Dame im Hotel Brunswik, Germynstreet in London, ein Stelldichein giebt. Von anderer Seite wird wieder behauptet, das Kind sei gegenwärtig in Bercy bei Paris unter der Obhut einer Dame, welche es auf den Eintritt in die Lehranstalt Saint-Nikolas in Issy vorbereitet. Dies klingt etwas sonderbar, da die Anstalt ihre Zöglinge zur Erlernung eines Handwerks anhält und nur von armen oder ungeratenen Kindern besucht ist.

* * *

Am 13. September 1886 kam die Kaiserin Eugenie in Neapel an und stieg in dem ruhigen eleganten Hotel Grande Bretagne ab, das an dem öffentlichen Garten „Villa Communale" liegt.

Sie reiste unter dem Namen einer Gräfin Pierrefond. Nachdem die große schön gelegene Villa de la Haute am Berge Posilippo, welche für mehrere Monate für sie ge-

mietet worden, wahrhaft vornehm eingerichtet war, nahm die Kaiserin hier Wohnung. Die Villa, welche gänzlich einsam, inmitten eines baumreichen Parkes liegt und die prachtvollste Aussicht auf die Ufer des Golfes gewährt, besitzt auch den Vorteil, daß man sofort zum Meer nieder und in eine Barke steigen kann. Dort lebte die Kaiserin sehr still und zurückgezogen. Nur selten ging sie aus und dann stets in schwarzer Kleidung mit schwarzem Schleier. Einmal besuchte sie das Königliche Schloß in Neapel und ward ihrem Range gemäß am Portal empfangen. Als man sie durch die stillen und öden Prachtgemächer hindurchführte, mochte sie an die Franzosenzeit Neapels gedenken, als König Murat, der Schwager Napoléons des Ersten, dort glänzenden Hof hielt und es dort ebenso „lustik“ herging, wie einst am Hof des damaligen Königreichs von Westfalen. Kaiserin Eugenie sprach beim Besuch des Schlosses wenig und verließ die Räume bald wieder, gestützt auf einen mit goldenem Knopf versehenen Handstock.

Während ihres Aufenthaltes in Neapel hatte es sich die Witwe Napoléons III. zur Aufgabe gemacht, die in dieser Stadt befindlichen Verwundeten aus dem abessinischen Feldzuge zu bewirten und zu pflegen. Sie erschien fleißig in der Mitte dieser Unglücklichen, reichte ihnen Erfrischungen dar, sprach ihnen Mut zu und pflegte dieselben auch sorgfältig. Ihre größte Aufmerksamkeit schenkte sie jedoch dem Gemeinen Angelo Bartagli, dem der ganze rechte Arm amputiert werden mußte. „Ich pflege Dich“, sagte sie zu ihm eines Tages, „aus Liebe zu Deiner alten Mutter, da ich

wol weiß, was und wie eine Mutter für ihren unglücklichen Sohn empfindet."

Während ihres Aufenthaltes in der Villa de la Haute ließ die Kaiserin ein Konzert veranstalten, zu welchem mehrere Mitglieder der Aristokratie eingeladen waren. Der größte Teil der Anwesenden war spanischer Abkunft. Die Kaiserin bemerkte, daß sie seit neun Jahren keine Musik gehört habe. Spanische Habaneras, welche vom Tenor Anton vorgetragen wurden, mußten auf Wunsch der Kaiserin mit der Guitarre begleitet werden. Während des Konzerts war ein heftiger Sturm ausgebrochen. Die Wellen brachen sich mit dumpfem Getöse an den Schutzmauern des Gartens. „Es blitzt und donnert," äußerte die Kaiserin, „ich kann unmöglich beschreiben, welch eine Furcht mich beim Sturm der Elemente ergreift. Ich wurde während eines Erdbebens geboren, alle hatte eine panische Furcht ergriffen; meine Mutter war genötigt, in den Garten zu fliehen, und dort erblickte ich unter einem Baume zuerst das Licht der Welt. Das war vielleicht eine Vorbedeutung der Erschütterungen in meinem Leben."

In Neapel empfing die Kaiserin Eugenie auch den Besuch des Prinzen Jerôme Napoléon und seines Sohnes Louis.

Darauf brachte die Kaiserin einen Monat in Osborne bei der Königin Victoria zu und traf endlich wieder in Farnborough ein. Obgleich sehr gealtert und trotzdem die Gesichtszüge starke Spuren der durchgemachten moralischen und physischen Leiden trugen, ist die Kaiserin noch immer

ein ansehnliche Erscheinung, welche nicht verrät, daß sie sich im 61. Jahre befindet.

Sie empfing kurz nach ihrer Rückkunft in Farnborough den Herzog und die Herzogin von Mouchy, den Prinzen Joachim Murat und die Prinzessin Eugenie Murat. Eine Hauptbeschäftigung für sie ist die Leitung der Arbeiten an der Kapelle, welche der Begräbnisort ihres Gemahls und ihres Sohnes sein soll. Diese Kapelle wird ein sehr schönes Baudenkmal sein und eine bedeutende Pfarre werden. Bis die Arbeiten beendigt sind, begiebt sich die Schloßfrau von Farnborough jeden Sonntag nach dem Lager von Aldershott, um die daselbst für die katholischen Soldaten gelesene Messe zu hören. Wenn sie durch das Lager schreitet, präsentieren alle Soldaten vor ihr das Gewehr, wie wenn sie noch auf dem Throne wäre. Vor Kurzem besuchte sie in London die Kolonial-Ausstellung. Die Militärmusiken spielten ihr die Arie der „Reine Hortense“, und sie wurde von dem Marquis de Lorne, ehemaligen Gouverneur von Kanada, Schwiegersohn der Königin Victoria, empfangen. Die Kaiserin Eugenie soll übrigens den größten Teil ihres beträchtlichen Vermögens der Prinzessin Beatrice, der jüngsten Tochter der Königin von England, vermacht haben, andererseits hat sie kürzlich einer großen Anzahl ihrer Anhänger in Paris die Pensionen, die sie denselben bisher regelmäßig zahlte, entzogen. Noch vor wenigen Jahren konnte man zu jeder Zeit irgend Jemanden auf der Post antreffen, der sich eine Geldanweisung aus Chislehurst auszahlen ließ, und zwar waren diese Beiträge der Kaiserin so zahlreich, daß sie sich

gedruckter Formulare zu bedienen pflegte. Es scheint aber, daß die Kaiserin endlich eingesehen hat, daß die bonapartistische Sache in Frankreich hoffnungslos ist, und sie hat deshalb die Liste ihrer „Geheimdiener“ so viel als möglich reduziert.

* * *

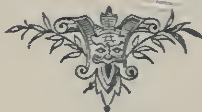
Die Vergänglichkeit aller irdischen Größe lehrt uns eindringlich die Geschichte der Napoléoniden.

Symbolisch für das Schicksal dieses Hauses ist das Schicksal seiner — Kronen.

Die Kaiserkrone von Frankreich wurde jüngst eingeschmolzen, der Krone der Kaiserin aber erging es noch schlimmer.

Kurz vor der Schlacht bei Sedan erhielt die Kaiserin Eugenie eine von ihr bestellte Krone gerade noch rechtzeitig geliefert, um sie auf ihrer Flucht mitzunehmen. Die Kaiserin behielt die Krone bis zu dem Tode ihres Sohnes im Zululande, durch den alle ihre Hoffnungen einen so argen Stoß erlitten. Nun verkaufte sie dieselbe dem Anfertiger, welcher sie für 1 Million Franken zurücknahm und erst vor Kurzem an einen vertrauten Freund für den nämlichen Preis verkaufte. Anstatt die Krone jedoch, wie er vorgegeben, zu behalten, nahm der Freund sie mit nach New-York, wo sie jetzt in dem Schaufenster eines Goldschmiedes am Broadway ausliegt. Die Krone besteht aus 2000 Steinen von $^1/_4$ bis 8 Karat, die in Altsilber gefaßt sind, das mit dicken Goldstreifen verstärkt ist. Die Bügel stellen Veilchenblätter dar, aus deren Mitte ein Sträußchen Veilchen — die Lieblingsblume Napoléons — hervorsteht, in dessen Mitte wiederum

ein Diamant von 15 Karat angebracht ist. Der Reif hat nur 20 Zentimeter Umfang, was genugsam andeutet, daß die Krone für eine Frau bestimmt gewesen ist. Dies dürfte auch die Ursache sein, warum man dieselbe nach New-York gebracht hat; dort könnte die Frau irgend eines Besitzers einer ganzen oder halben Milliarde am ehesten versucht sein, aus Eitelkeit ihr Haupt mit einer „echten“ Kaiserkrone zu schmücken. Eine Kaiserinnenkrone als Kopfputz einer — Eisenbahnkönigin! Habent sua fata coronae!



Frankreich unter der dritten Republik.





Äußerlich hat die hohe Aristokratie, la crême de la société, aller Länder ein gewisses Etwas, das sich überall wiederfindet und das leicht zu dem voreiligen und oberflächlichen Schluß führen könnte, als gleichen sich alle Aristokraten und seien einander überall ähnlich. Bei näherer Beobachtung treten indeß auch unter ihnen eine Menge Nüancirungen, Licht- und Schattenverteilungen, sowie feine Abstufungen und Unterschiede hervor.

Die Vertreter der Aristokratie haben meist einen gewissen feinvornehmen, dem gewöhnlichen Sterblichen hochmütig und spöttisch scheinenden Zug im Gesicht, der den Unberufenen fern hält; etwas Zurückhaltendes in ihrem Wesen und Auftreten, dabei große Sicherheit und Selbstbewußtsein, die imponieren. Bei hohen Staatsmännern findet man oft noch eine große Verachtung der herrschenden Mode; sie kleiden sich wie es ihnen gerade bequem ist, oft sogar barock, wie Fürst Gortschakow und Lord Beaconsfield es thaten. Über diese und ähnliche Lappalien der unter

ihnen stehenden Welt dünken sie sich erhaben. Dies Alles sind indeß nur äußerliche Ähnlichkeiten. Wer viele Jahre in der großen Welt gelebt, die sich in ihr bewegenden Personen gekannt und aufmerksam beobachtet, sie lachen und weinen gesehen, ihren Bällen, Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen beigewohnt, unter ihnen Schwätzer und Dummköpfe in nicht geringer Zahl, aber auch viele geistreiche, kluge und begabte Menschen kennen gelernt hat, bildschöne und grundhäßliche, gute, edelherzige und wieder bitterböse Frauen, Geizhälse und Verschwender, mit einem Worte Viele und Vieles, der wird zu der Überzeugung gelangt sein, daß man wie überall so auch hier Contraste jeder Art findet.

Während jedoch in den meisten europäischen Ländern die Aristokratie innerhalb der Grenzen jedes Landes einen einheitlichen Charakter trägt, haben sich durch die geschichtlichen Verhältnisse in Frankreich wenigstens drei, ziemlich unterschiedliche Arten der Aristokratie entwickelt.

Der französische legitimistische Marquis ist ein im Aussterben begriffener Typus. Wenn vor fast hundert Jahren ein französischer Abbé mit Recht fragen konnte: „Qu'est-ce que le tiers-état?“, so könnte man heute mit nicht weniger Recht fragen: Was und wer ist eigentlich der Adel in Frankreich?

Als Sieyès 1789 seine berühmte Broschüre schrieb, welche die Worte „Was ist der dritte Stand“ zum Titel hatte, konnte keine Frage sein, was der „erste“ Stand, der Adel, sei, was der „zweite“, die Geistlichkeit zu bedeuten

habe, jede Seite der französischen Geschichte, jede Zeile der französischen Gesetzgebung, jede Straße in Versailles, jedes Feld in Frankreich, das von Leibeigenen gepflügt und besäet wurde, konnte ihm darauf Antwort geben, aber heut zu Tage? Wie Frankreich überreich an Kronprätendenten ist, so fehlt es ihm zwar auch nicht an solchen, die sich dünken die „Gesellschaft“ zu repräsentieren, den einen fehlt aber dazu die Patina, die Ahnen, den anderen das Geld, den dritten die Autorität, welche der Besitz der Regierungsgewalt allein verleiht.

Die unter dem dritten Napoléon so rasch und aus den heterogensten Elementen zu den höchsten Würden emporgestiegenen Kaiserreichs-Aristokraten, deren Hauptrepräsentanten der Marschall Mac-Mahon, die Murats, Ney's, Rouher u. s. w. sind, haben vor den Legitimisten mehr weltmännische Tournure voraus. Sie sind gewandt, nonchalant, höflich und zuvorkommend wie alle Franzosen, haben indeß etwas Roturierartiges in Ton und Manieren, eine bedeutende Vorliebe für das rote Bändchen im Knopfloche und nennen sich auffallend gern bei ihren Titeln Vicomte, Marquis u. s. w.

Über diesen neugebackenen Adel äußerte sich letzthin selbst der kaiserliche Prinz Jerôme Napoléon sehr ungünstig; er sagte:

„Der kaiserliche Adel, dessen Grundgedanke großartig war, hatte ein verhängnisvolles Ergebnis. Er hat sich nahezu vollständig den Feinden seines Begründers angeschlossen. Statt im Feldlager zu bleiben, hat er sich in den

Salons und Vorzimmern zusammengedrängt. Statt seinem Ursprung treu zu bleiben, hat er sich der Legitimität ergeben, ganz so wie wenn auch er von der Emigration heimgekehrt wäre."

Die Orléanisten nähern sich bei weitem mehr den Legitimisten als den Napoléonisten, mit welchen sie nicht gern verwechselt sein mögen. Sie tragen vielfach, darin mit ihren Prinzen übereinstimmend, den Henry IV.-Knebelbart und lieben sich ein militärisches Ansehen zu geben. Das Birnengesicht Louis Philipp's, des Bürgerkönigs mit dem baumwollenen Regenschirm, findet sich nur wenig unter den Gliedern seiner zahlreichen Nachkommenschaft wieder, welche alle mehr ihren Müttern gleichen, deren leutseliges Wesen sie ebenfalls geerbt zu haben scheinen. Sparsamkeit, selbst Geiz bei großen Reichtümern, scheint den Louis Philipp'schen Söhnen angeboren.

Auch die Damenaristokratie in Frankreich zerfällt in obengenannte drei Haupt-Parteien, doch ist bei dieser die Verschiedenheit äußerlich weniger auffallend und erkennbar, als bei den Männern. Würdiger und patriarchalisch-vornehmer geben sich allerdings die älteren Legitimistinnen, doch bleibt Französin stets Französin, d. h. graziös, liebenswürdig, angenehm und — immer elegant. Die vornehme Dame kleidet sich auffallend gern einfach und auf englische Weise; ist sie fromm, was meist der Fall ist, so besucht sie gern die Kapelle der Dominikaner, eine sehr kokette Kirche des Faubourg St. Germain, die einem gemütlichen, mit Wohlgerüchen durchdufteten Pariser Salon gleicht. Hier,

fern vom Gewühl der gewöhnlichen Menschheit, hier, wo sie unter ihresgleichen ist, scheint sie zu glauben, sei der Himmel eher geneigt, ihr angemessenen Sündenablaß zu gewähren. Sie ist meist Vorsteherin irgend einer Wohlthätigkeitsanstalt.

Aber, wird man einwerfen, Frankreich ist doch heut zu Tage Republik, hat denn diese nicht auch ihre „Gesellschaft"? O ja, habe ich da zu entgegnen, sie begnügt sich eben mit — allen dreien, mit der legitimistischen, der napoléonistischen und der orléanistischen, die sich, so gut oder schlecht es eben geht, vertragen oder meiden und denen allen, wie im großen sozialen Leben der „vierte Stand", so hier im gesellschaftlichen Leben die „vierte Aristokratie" gefährlich wird — die Geldaristokratie. Die Kreise des Faubourg St. Germain haben mit der Hautefinance eine noch vor dreißig Jahren für unmöglich erachtetete Liaison eingegangen.

Damals wurden Geldheiraten noch als traurige Notwendigkeiten angesehn, die Kreise der Geburtsaristokratie schlossen sich streng gegen die Finanzwelt ab und lebten auf einfachem Fuße unter sich.

In den ersten Jahren des Kaiserreichs änderte sich dies, die Töchter machten größeres Haus als ihre Mütter, man machte Bekanntschaften in der Finanzwelt und war bald intim mit ihr. Gegen das Ende des Kaiserreichs hatte sich die Vermischung beider Gesellschaftskreise vollzogen und seit dem Krieg hat sich der Umschwung in dem Maße zu Gunsten des Kapitals geltend gemacht, daß eine reiche

Bankiersfrau mehr Vorrechte, größeren Vorrang besitzt als Frauen, deren Ahnen bei Azincourt gekämpft haben.

Die Verschwägerungen der ältesten Adelsfamilien Frankreichs mit der Geldaristokratie gehören zu den Alltäglichkeiten. Der jüngst verstorbene Herzog von Castries, eines der hervorragendsten Mitglieder der Pariser Aristokratie — mit seinem vollen Namen Edmond Charles Auguste de la Croix, Duc de Castries — verheiratete sich 1864 mit Iphigenia von Sina, der Tochter des Bankier Baron von Sina. Der Herzog war der Enkel von Armand Nikolaus de la Croix, General-Lieutenant und Pair von Frankreich, welchen Ludwig XVIII. zum Herzog von Castries erhob. Seine Mutter war eine geborene d'Harcourt und seine ältere Schwester Elisabeth de Castries ist die Gattin des Marschalls Mac-Mahon. Er war ein einflußreiches Mitglied des Cercle in der Rue Royale, sowie des Jockey-Clubs, er war Besitzer der besten und glücklichsten Rennpferde, kurz er war der Type eines Grand-Seigneur.

Beispiele in Fülle für die Verbindungen zwischen der Börse und der Geburtsaristokratie liefert übrigens das Haus Rothschild. Die vierte Tochter Mayer Carl von Rothschild's heiratete den Fürsten von Wagram, die fünfte den Herzog von Guiche. Zu wundern braucht man sich über solche Alliancen nicht, wenn man einen Blick in das Testament der letzthin in Paris verstorbenen Witwe des Barons James Mayer von Rothschild wirft.

Der Wert der Hinterlassenschaft der Verstorbenen beläuft sich in England allein auf 377 000 Livr. Sterl.

(8 425 000 Francs). Die Erblasserin erklärt unter Anderem, daß sie von ihrem Vater ererbt hat die Insel Puteaux in der Seine bei Paris, den Park von Suresnes bei Paris und mehrere Häuser daselbst und setzt zu Erben dieser Grundstücke ein ihre drei Söhne, Alphonse, Gustave und Edmond, sowie ihre Enkelin Helene, die Tochter ihres verstorbenen Sohnes Salomon. Ihre eigene Tochter, die Baronin Nathaniel v. R., erhält als Entschädigung baar 110 000 Frcs. Das Schloß Ferrières mit seinem Mobiliar, seiner Bibliothek, sowie mit sämtlichen Kunstschätzen erbt ihr Sohn Baron Alphonse, der Chef des Pariser Hauses. Die übrigen Söhne erhalten als Entschädigung ein Jeder baar 200 000 Frcs. Ebenso erbt Baron Alphonse ihre Villa in Cannes mit allem Mobiliar, mit allen Gemälden, Bronzen, Kunstgegenständen und allem und jedem Zubehör an Garten u. s. w., zahlt aber dafür baar eine Million Francs aus an ihre Tochter, die Baronin Nathaniel v. R. Der Baronin Salomon v. R. vermacht die Erblasserin 600 000 Frcs.; 200 000 Frcs. der Baronin James-Edouard v. R., ihrer Enkeltochter. 7 500 000 Frcs. erhalten ihre Enkelkinder, und zwar 2 000 000 die Baronesse Lucie, 2 000 000 die Baronesse Aline, 2 000 000 die Baronesse Juliette, und 1 500 000 Frcs. erhält der Baron Robert v. Rothschild. Die „legs de charité" oder Vermächtnisse zu wohlthätigen Zwecken betragen gegen zwei Millionen.

Steigt so der hohe Adel von Frankreich von seinem Piedestal herab, um im wörtlichen und im übertragenen Sinne

der Börse die Hand zu reichen, betonen andererseits die französischen Republikaner besonders nachdrücklich die Gleichheit, welche unter allen Staatsbürgern herrschen soll, so sollte man glauben, alle Franzosen seien Brüder und die Gleichheit sei so weit gediehen, daß sich Minister und Gassenkehrer öffentlich umarmen. Aber schon in der Presse tönt es ganz anders. Gerade die intransigenten Blätter, welche für die sozialistische, Alles gleichmachende Republik schwärmen, sind am ärgsten darauf versessen, den Unterschied der Stände hervorzukehren, die Obenstehenden an ihre niedrige Herkunft zu erinnern und ihnen dieselbe als Makel vorzuhalten. „Krämersohn“ war das heftigste Schimpfwort, welches „Intransigeant“, „Lanterne“, „Justice“ ꝛc. gegen Gambetta zu gebrauchen wußten. Und in der That, es hat dem damals auf der Höhe seiner Macht und seiner Rednergabe stehenden Führer unendlich geschadet. Wie oft wurde von Arbeitern und kleinen Leuten gehört: „Warum soll dieser gerade oben stehen, der doch nicht mehr ist als unser einer?“ Dem Ciseleur Tolain wurde oft in Volksversammlungen vorgeworfen, daß er nur ein Arbeiter sei und deshalb nicht in den Senat gehöre, wo er jetzt schon seit Jahren sitzt, deshalb nennt sich auch Tolain nicht mehr Arbeiter, sondern Politiker. Gegenwärtig werden wiederum mehrere Minister nicht etwa wegen ihrer Unfähigkeit oder ihrer Grundsätze, sondern wegen ihrer Herkunft von den Intransigenten heruntergerissen. Um ihn recht verächtlich zu machen, nennen sie den jetzigen Ministerpräsidenten Rouvier gewöhnlich nie anders als „der frühere

Angestellte des Griechen Zafiropoulos“, ganz als wenn Rouvier ein entlaufener Handlungsgehilfe sei, der nun gegen alles Recht und Gesetz, ohne alles Verdienst, zum ersten Beamten des Landes emporgehoben worden sei. Der Arbeiterminister de Hérédia wird tagtäglich als „Neger“ gebrandmarkt, gewöhnlich nur „Rouviers Neger“ genannt. Rouvier ist freilich der Angestellte Zafiropoulos gewesen, aber dieser ist Haupt eines der ersten Handelshäuser Frankreichs, und Rouvier hatte eine der ersten Stellen in demselben mit Gewinnbeteiligung. Zafiropoulos wollte ihn auch von der Politik abhalten, damit er bei ihm bliebe, er erklärte ihm sogar, er halte ihm immer seine Stelle offen und werde das Mastkalb schlachten, wenn Rouvier nach seinem politischen Schiffbruch wieder bei ihm anklopfen werde. De Hérédia ist ein reicher Pflanzer aus Kuba, der einen kleinen Rest Negerblut in den Adern hat und schon wegen seiner südlichen Abstammung etwas geblich-braun aussieht. Dabei haben die Republikaner stets für die Gleichstellung der Neger geschwärmt, sogar einst deshalb die Kolonien dahin gegeben. Seit mehreren Jahren arbeiten sie eifrig daran, auf den französischen Inseln Réunion, Martinique ꝛc. die Vorurteile der Weißen gegen die Farbigen auszurotten. Sie haben dort Farbige zu Beamten befördert und die Wahl Farbiger durchgesetzt. Und trotzdem wird andauernd einem Minister das Bischen Negerblut und einem anderen seine frühere Stellung als Makel vorgeworfen! Wer durch Arbeit und Wissen emporkommt, wird schlimmer ausgeschimpft als derjenige, welcher sich sträfliche, unehrenhafte Handlungen hat

zu Schulden kommen lassen. Jeder will unter der Republik emporkommen; aber dem es gelingt, der wird als Emporkömmling gebrandmarkt. Doch ist es wol auch der Neid, welcher diese bittere Anfeindung der Emporgekommenen durch die Zurückgebliebenen hervorruft. Aber der Neid ist ebenso wenig der Kitt für eine große Nation im republikanischen Frankreich, als die anderseits gleichfalls so sehr blühende gegenseitige Verdächtigung.

Daß allerdings vieles im Staate faul sein muß, bezeugt die ins Kolossalische anwachsende Pariser Chronik scandalöse, die ihre Helden meist in der „Gesellschaft" findet. Das ungeheuere Aufsehn, das die Dienstentlassung des Souschefs des Generalstabes, Generals Caffarell und das Verschwinden des Generals Grafen Andlau hervorrief, ist vollberechtigt; denn eine größere Verkommenheit als die, welche die Handlungsweise dieser Generale dokumentiert, läßt sich kaum denken. Ein General, der einen Handel mit Orden der Ehrenlegion treibt und der Schwindelgeschäfte aller Art unter dem Deckmantel seiner hohen Stellung macht! Man kann wol sagen, dies wäre in einem anderen europäischen Staat unmöglich.

Wie wenig überhaupt die glanz- und ordenslose republikanische Regierungsform für den französischen Charakter geeignet ist, sieht man deutlich an den vielen lächerlichen Ordensgeschichten, die sich in letzter Zeit in Frankreich zutrugen.

Der Held einer derselben ist Herr Bourrée, der bekannte frühere französische Gesandte in Peking und jetzige

Gesandte in Kopenhagen. Als dieser Herr noch Direktor der politischen Angelegenheiten im Ministerium des Auswärtigen war, schrieb er dem damaligen Geschäftsträger in China, Herrn Brennier de Montmorand, er möchte sehr gern einen chinesischen Orden haben, er solle ihm einen solchen verschaffen. Der Geschäftsträger versprach, sein Möglichstes zu thun, er hielt ohne Zweifel auch Wort, aber sei es, daß die chinesische Regierung mit Ehrenzeichen sehr sparsam ist, sei es, daß die Beziehungen zwischen Frankreich und China damals nicht besonders herzlich waren, genug, die Mandarine des Tsung-li-Yamen stellten sich den deutlichen Anspielungen des Herrn Brennier gegenüber harthörig. Herr Bourrée mahnte in jedem Briefe, der Geschäftsträger vertröstete und schließlich wurde er heimberufen. In Paris angekommen, stellte er sich natürlich auf dem Auswärtigen Amte vor. „Nun, und mein chinesischer Orden?“ war die erste Frage, mit der ihn der Direktor der politischen Angelenheiten begrüßte. „Ich habe ihn mitgebracht“, sagte Herr Brennier lächelnd und überreichte seinem Vorgesetzten eine schöne goldene Medaille mit chinesischer Inschrift. Bald darauf wurde Herr Bourrée als Gesandter nach China geschickt, um die Tonkin-Besitzfrage friedlich zu regeln. Als er den Vizekönig von Pe-Tschi-Li besuchte, legte er seinen chinesischen Orden an. Li-Hung-Tschang sah bei der Audienz fortwährend auf das Ehrenzeichen und als die üblichen Begrüßungsansprachen ausgetauscht waren, frug der Vizekönig: „Herr Minister, weshalb haben Sie denn diese Medaille angelegt?“ „Um Ihnen eine Artigkeit

zu erweisen," erwiderte der Gesandte verwundert. „Die Inschrift besagt ja aber, daß das Ehrenzeichen Herrn Brennier de Montmorand, Ihrem Amtsvorgänger verliehen worden ist! Der Geschäftsträger hatte, um nicht gestehen zu müssen, daß seine Bemühungen erfolglos geblieben waren und um seinen Direktor nicht zu verstimmen, diesem einfach seinen eigenen Orden abgetreten, freilich ohne darauf zu rechnen, daß Herr Bourrée bald Gelegenheit haben werde, ihn vor chinesischen Würdenträgern auszustellen.

Eine andere nicht minder lächerliche Geschichte spielte in Huë, der Hauptstadt von Annam. Herr Lemaire, der französische Resident, hatte den Schattenkaiser von Annam zur Annahme des Vertrages gezwungen, welcher das Reich der französischen Republik botmäßig machte, und der Kaiser verlieh würdevoll dem ganzen Civil- und Militärpersonal des Herrn Lemaire Orden, wie wenn er freiwillig einen zweiseitigen Staatsvertrag geschlossen hätte. In feierlichem Aufzuge kamen die annamitischen Großwürdenträger nach dem Hause des Residenten, stellten ein Kästchen mit Dekorationen auf den Salontisch und entfalteten ernsthaft Verleihungs-Urkunden. Die Amtssprache Annams ist die chinesische. Herr Lemaire, der ein Sinologe ersten Ranges ist, nahm die Schriftstücke, warf einen neugierigen Blick hinein und — sprang auf und warf Orden, Kästchen, Papiere und Alles den niedergedonnerten Mandarinen an den Kopf. In den Urkunden hatte er nämlich gelesen, daß die Orden „dem Huster", „dem Schielbock", „dem Männlein, das von seiner Frau geprügelt wird", „dem mageren

Bocksbart" u. s. w. verliehen wurden. Die annamitische Staatskanzlei hatte sich den seltsamen Scherz gemacht, statt der Namen die Spottnamen einzuschreiben, unter welchen die betreffenden französischen Herren bei ihnen bekannt waren! Die Mandarinen wurden in Folge dieses Vorfalls abgesetzt und einzelne soll der Kaiser sogar haben köpfen lassen, um auf eine ihn nichts kostende und doch sehr drastische Weise darzuthun, daß er an dem Schabernak unschuldig sei.

Um aber den Ordensschwindel auf die Spitze zu treiben, hat jetzt ein Pariser Journalist, Jules Gros, eigens einen Staat gegründet, den er „Republik des unabhängigen Guyana" nennt, dessen Präsident er selbstverständlich ist und hat als ersten Regierungsakt einen Orden gestiftet. Der von diesem Präsidenten einer Republik gegründete „Orden des Sternes von Counani" zählt 10 Großkreuze, 20 Großoffiziere, 30 Komthure, 100 Offiziere, Ritter aber in unbeschränkter Zahl. Das Kreuz ist mit Oelzweigen umgeben und wird an einem roten Bande mit schwarzem Rande getragen. Dies ist die Hauptsache, denn ein solches Band sieht der vielbegehrten Ehrenlegion zum Verwechseln ähnlich.

Herr Gros kennt seine Landsleute sichtlich recht gut und weiß, wie man es anfangen muß, um sie für den problematischen Staat zu interessieren. Die ersten Ernennungen sind bereits im Amtsblatt von Counani veröffentlicht: Herr Gros hat einer Anzahl kleiner Journalisten, wahrscheinlich guter Kameraden, die Freude gemacht, ihnen das Ritter- oder gar Offizierkreuz seines Ordens zu verleihen. Es

scheint, daß mit dieser „Auszeichnung“ sogar schon Handel getrieben wird, denn das Counanische Amtsblatt warnt Ordensliebhaber vor schlechten Menschen, welche ohne Berechtigung Ernennungs-Urkunden des „Sterns von Counani“ zu Schleuderpreisen anbieten. Die französische Polizei und Regierung verhalten sich diesen Scherzen gegenüber geringschätzig und teilnahmslos. Brasilien dagegen erweist Herrn Gros die Ehre, sich ernstlich mit ihm zu beschäftigen. Die Pariser Gesandtschaft des südamerikanischen Kaisertums läßt erklären, ihre Regierung werde die Gründung der neuen Republik nicht dulden.

Haben die Pariser Republikaner, wie wir sehen, einen recht unrepublikanischen Ordenshunger, so verleugnen sie ihre demokratische Gesinnung erst recht mit Freuden, sobald ein Großer dieser Erde sie besucht und in Paris den freisinnigen Bürger auf dem Throne spielt. Als solcher wurde besonders Kaiser Pedro von Brasilien, der bei sich zu Hause ein sehr formenstrenger und ein nicht allzu leutseliger Herrscher ist, in Paris gefeiert.

Dom Pedro nimmt sich für seine Pariser Aufenthalte die Monarchen des vorigen Jahrhunderts zum Muster, die unter unscheinbarem Namen hierher kamen und hier wie Privatleute ungezwungen in der Gesellschaft der Gelehrten und berühmten Leute von Geist lebten. Es ist z. B. geschichtlich, daß der römische Kaiser Joseph II., als er zum Besuche seines Schwagers Königs Ludwig XVI. und seiner Schwester Marie Antoinette nach Paris kam, nicht in den Tuilerien oder Versailles wohnen wollte, sondern als ein-

facher Baron in einem Gasthofe des lateinischen Viertels abstieg, das noch heute besteht und „Hotel Joseph II." heißt, und durch seine schlichte Freundlichkeit, die er auch den Damen der Halle gegenüber nicht verleugnete, die Begeisterung der Pariser erregte. Der Kaiser von Brasilien ließ sich bei seinem letzten Aufenthalte in Paris von Herrn de Lesseps in die Hauptversammlung der Panama-Aktiengesellschaft führen, und die Aktionäre waren von seiner Erscheinung so entzückt, daß sie alle Anträge der Verwaltung unbesehen bewilligten, obschon ihr kaiserlicher Gast ihnen natürlich keinen Pfennig aus seiner Tasche schenken wird, wenn die Gesellschaft eines Tages die Bezahlung der Zinsen wird einstellen müssen. Dom Pedro unterhält sich mit dem Steckenpferde der Wissenschaft; er hat in vielerlei Büchern geblättert und mit vielerlei Fachleuten geplaudert — freilich nicht immer gerade über ihr Fach. Eine Zeit lang hielt er sich für einen Sprachforscher und Philologen. Zwischendurch war und ist er immer ein Astronom, und so oft sein treuer Cruls, Leiter der Sternwarte zu Rio, einen neuen Asteroiden oder Kometen entdeckt, spart er die zehn Franken für ein Wort nicht und telegraphirt die Nachricht sofort an die Pariser Akademie der Wissenschaften, die ihn für diesen schönen Eifer zum auswärtigen Mitglied erwählt hat, als welches er denn auch unter dem Namen „Dom Pedro d'Alcantara" im Verzeichnis aufgeführt wird. Er nimmt seine Akademikerwürde ebenfalls sehr ernst und wohnte jüngst einer Sitzung der gelehrten Körperschaft bei, die ganze Gesellschaft durch die Sammlung erbauend, mit der er den

Mitteilungen und Vorträgen inmitten seiner Kollegen von der Akademie lauschte. Man hat es ihm noch nicht vergessen, wie vortrefflich er sich bei seiner vorletzten Anwesenheit in Paris, vor genau zehn Jahren, Victor Hugo gegenüber benahm. Der Kaiser von Brasilien wünschte damals, also im Jahre 1877, Victor Hugo kennen zu lernen, stieß sich aber anfangs an Etikettebedenken. Er war bereit, dem Dichter den ersten Besuch zu machen, wollte jedoch mindestens die Gewißheit haben, daß Victor Hugo ihm den Besuch erwidern würde. Er ließ daher durch seinen Gesandten dieserhalb anfragen und erhielt die entmutigende Antwort, daß Victor Hugo Niemand besuche. Der Kaiser ließ ein zweites Mal fragen, ob man sich nicht an einem dritten Orte begegnen könne. Victor Hugo erwiderte, er werde am folgenden Freitag nach Versailles gehen und den Kaiser in einem der Säle des Senats erwarten. Mittlerweile machte Marschall Mac-Mahon seinen bekannten „16. Mai", die Senatssitzung fand am bestimmten Freitag nicht statt und die Begegnung mußte unterbleiben. Da nahm Dom Pedro II. seinen Mut in beide Hände und fuhr einfach am 22. Mai, einem Dienstag, um 9 Uhr Morgens ganz allein, ohne Kammerherrn und Adjutanten, bei Victor Hugo vor. Als er eintrat, waren seine ersten Worte: „Herr Victor Hugo", seien Sie wolwollend gegen mich, ich bin ein wenig befangen." Victor Hugo war wirklich sehr gütig; er führte seinen Gast in seinen Salon und ließ ihn neben sich niedersetzen. „Ein Sitz, den ich mit Victor Hugo teile!" sagte der Kaiser; „ich habe zum ersten Mal die Empfindung,

auf einem Throne zu sitzen." Man sprach über Fortschritt, Aufklärung, Regierungsformen und Souveräne. „Man muß", meinte der Kaiser in Bezug auf diese, „meinen Kollegen nicht böse sein. Sie sind derartig umgeben, getäuscht, beeinflußt, daß sie unmöglich unsere Anschauungen haben können." Victor Hugo erwiderte darauf mit majestätischem Lakonismus: „Sie sind einzig." Gerade damals war „die Kunst, Großvater zu sein", erschienen, in der That eine der liebenswürdigsten Gedichtesammlungen Hugo's. Das Buch war seinen Enkeln George und Jeanne gewidmet. Jener hatte damals elf, diese neun Jahre. Dom Pedro, der das Buch kannte und einzelne Gedichte daraus auswendig anführen konnte, verlangte, dem Fräulein Jeanne vorgestellt zu werden. Die beiden Kinder wurden herbeigerufen. „Jeanne", sagte Hugo, immer in seiner majestätischen Weise und mit den galanten Manieren des „Königs Sonne" („roi soleil") „ich stelle Dir den Kaiser von Brasilien vor." „Wollen Sie mir einen Kuß geben, mein Fräulein?" fragte Dom Pedro. Jeanne reichte ihm die Stirne. „Nicht so," sagte der Kaiser, „du sollst mich küssen." Da umhalste Jeanne ihn mit beiden Armen so eng, daß Victor Hugo lachend rief: „Willst du dir etwa den Luxus genehmigen, einen Kaiser zu erwürgen?" Dann kam die Reihe an George. Hier war die Vorstellungsformel eine andere, denn der kleine George war ja keine Dame, wie das neunjährige Fräulein Jeanne. „Sire, sprach Hugo, „ich habe die Ehre, Ew. Majestät meinen Enkel George vorzustellen." Dom Pedro streichelte dem Jungen das schwarzlockige Haupt und

erwiderte: „Mein Kind, hier giebt es nur eine Majestät und" — auf Hugo zeigend — „die ist hier." Der Dichter bot dem Kaiser ein Exemplar der „Kunst, Großvater zu sein" zum Geschenke an. „Was werden Sie mir auf die erste Seite schreiben?" fragte der Kaiser. „Ihren Namen und den meinen", war Hugo's monumentale Antwort. Man plauderte noch lange in dieser Weise, der Kaiser schlicht, natürlich, liebenswürdig und enthusiastisch für den Dichter, Victor Hugo orakelnd, weltgeschichtliche Aussprüche thuend, olympisch, und, wenigstens für unsern Geschmack, vollkommen lächerlich. Erst gegen Mittag ging der Kaiser und Victor Hugo's letztes Wort an ihn war: „Sire, Sie sind ein großer Bürger; Sie sind ein Enkel Marc Aurels." Durch diesen Besuch des Kaisers beim Nationaldichter fühlte sich jeder Franzose persönlich geehrt und geschmeichelt und Dom Pedro's große Beliebtheit in Frankreich rührt von jener Zeit her. Dem armen Victor Hugo stieg die Sache aber so zu Kopfe, daß er von da ab mit allen Kaisern auf dem Fuße der Gleichheit — oder Überlegenheit verkehren zu können glaubte. Es ist z. B. bekannt, daß er, als Oberdank zum Tode verurteilt wurde, in einem freundschaftlichen Briefchen vom Kaiser Franz Joseph von Österreich die Begnadigung des Verurteilten als eine Art persönlicher Gefälligkeit verlangte. Er war sehr erstaunt und unwillig, keine Antwort zu erhalten, und bei seinem Leibblatte, dem „Rappel", war man darüber so empört, daß feierlich dekretirt wurde, über den Kaiser von Österreich die allerempfindlichste Strafe zu verhängen — von da ab wurde sein Name im

„Rappel“ nicht mehr genannt. Und so ist es bis zum heutigen Tage geblieben.

* * *

Es ist leicht erklärlich, daß die übertriebene Sucht der Pariser Republikaner nach äußern Ehrenzeichen, hohen Titeln vielfach Schwindlern Anlaß gibt, hierauf ihre Unternehmungen zu gründen. Es ist deshalb etwas Alltägliches, daß sich zweifelhafte Subjekte fremdländische oder sonstwie erfundene Titel und Namen beilegen, daß aber Jemand sich Namen und Titel einer in Paris wohnenden Familie beilegen, sich als deren Angehörigen ausgeben könne, hatte man bisher nicht für möglich gehalten, indessen ist jetzt auch ein solcher Fall festgestellt. Seit sieben Jahren machte eine Fürstin Henriette de la Tour d'Auvergne in Paris ein ziemliches Haus; in ihrem Salon verkehrten viele angesehene Personen. Die Fürstin hatte überall Zutritt, ihre Empfehlung galt bei allen Behörden, in sämtlichen Ministerien, bei geistlichen und militärischen Würdenträgern. Sie vermittelte Heiraten, Anstellungen u. s. w. Die gar nicht so weit davon wohnende wirkliche Fürstin de la Tour d'Auvergne wußte davon, aber weder sie noch ihr Gemahl thaten jemals Schritte, um die Abenteurerin zu verhindern, sich als ihre Schwägerin und Schwester auszugeben. Eine Frau Bigot, welche ihrer Tochter einen adeligen Gatten verschaffen wollte, wandte sich an die falsche Fürstin und streckte ihr auch 4 000 Franks vor. Die Fürstin setzte sie mit einem Herrn von Lomel in Verbindung, aber der lebhafte Briefwechsel führte zu der Entdeckung, daß dieser Edelmann nur im Kopfe der Fürstin

vorhanden war, welche in dessen Namen die Briefe durch einen ihrer Schreiber herstellen ließ. Frau Brigot klagte. Nun stellte sich heraus, daß die angebliche Fürstin Emerancienne Boudeau heißt und ihre Schwester Pförtnerin in einem Pariser Hause ist.

Ein anderer Fall hat letzthin viel größeres Aufsehen erregt, es ist dies die Entführungsgeschichte, deren Heldin Fräulein Mercedes Martinez Campos, eine sehr reiche cubanische Waise war. Auch bei dieser Geschichte wurde der Versuch gemacht, das Opfer durch einen hohen adeligen Namen zu blenden. Die junge Dame, auf die es abgesehen war, ist gegenwärtig etwa 26 Jahre alt und eine braune, üppige Schönheit vom richtigen Creolentypus. Vor vier Jahren hatte sie sich mit dem Grafen San Antonio, dem ältesten Sohne des Marschalls Serrano Herzogs de la Torre vermählt, jedoch nach dreimonatlicher Ehe die Scheidung von ihrem Gatten beantragt, der nur um zwei Jahre älter war als sie selbst. Es folgte ein äußerst anstößiger Prozeß, der damit endete, daß die Gerichte den Ehebund lösten und der heilige Stuhl ihn für nie vorhanden gewesen erklärte. Die Gräfin San Antonio wurde wieder Fräulein Martinez Campos und lebte in Paris in Gesellschaft einer Haushälterin oder Begleiterin, welche ihre Familie ihr an die Seite stellte, um sie zu überwachen, oder „sie gegen sich selbst zu verteidigen“, wie die Schwäger und Oheime es schön ausdrückten. Die Gesellschafterin scheint das etwas schwachköpfige Mädchen sehr streng gehalten zu haben. Ihre Schutzbefohlene blieb keinen Augenblick allein. Sie durfte

nur in deren Beisein Besuch empfangen, nur mit ihr zusammen ausgehen. Wie endlich ein angeblicher Vicomte de la Cour de Garbeuf die Gesellschafterin überlistete, das Vögelchen ins Netz lockte und „die Braut heimführte“ ist hinlänglich aus den Zeitungen bekannt.

Diese Geschichte war Wochen lang der einzige Gesprächsstoff aller Müßiggänger in Frankreich und Navarra. Sie ist höchstens als Anekdote interessant, nicht aber um ihrer Beweggründe und Charaktere willen. Es handelt sich da nicht um einen Roman der Leidenschaft, sondern um eine übrigens recht geschickt aufgebaute Komödie der Jagd nach dem Gelde. Als Sittenbild hat der Vorfall immerhin einigen Wert. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß kurz vorher ein Roman von Robert Halt erschienen ist, „Les infortunes d'un gentilhomme“, „Die Mißgeschicke eines Edelmanns“, der Zug für Zug die Geschichte des Vicomte de la Cour und der reichen Creolin zu behandeln scheint. Wäre das Buch nur um einige Wochen später herausgegeben worden, man hätte sicher angenommen, Robert Halt habe aus dem Vorfall seine Eingebung geschöpft. „Les infortunes d'un gentilhomme“ sind der beste Roman, den diese Saison gebracht hat. Halt schildert mit vernichtender Ironie und unerbittlicher Wahrheit das Leben des Sprößlings einer Adelsfamilie, der nichts ist, nichts kann, nichts hat und darauf rechnet, seinen hübschen Schnurrbart, seine Eleganz auf Borg und seinen authentischen Titel gegen die schönen Goldstücke irgend eines Idioten von reich gewordenem und ehrgeizigem Krämer zu versilbern und an

der Seite einer gemeinen und plumpen Erbin das ornamentale Dasein zu führen, zu dem er sich durch seine Geburt berechtigt glaubt, das ihm aber die böse Revolution unmöglich gemacht hat.

Als treffliche Illustration zu diesem Sittenroman, welcher diese verkommenen französischen Adelskreise und titelsüchtigen bürgerlichen Emporkömmlinge wahrheitsgetreu schildert, ereignete sich nun die Entführungsgeschichte, deren Erwähnung der freundliche Leser deßhalb entschuldigen möge, weil sie leider einen typischen Wert hat. —

Eine andere Sensationsgeschichte, die sich jüngst in der Pariser Gesellschaft zutrug und ungeheures Aufsehen erregte, ist auch für uns von besonderem Interesse, da der Held derselben, der als wahnsinnig in die Irrenanstalt des Dr. Falret gebracht wurde, einer der reichsten und bekanntesten Pariser Lebemänner, Baron Seillière, ein Bruder der Prinzessin von Sagan, der Schwiegertochter des Herzogs von Sagan, Talleyrand und Valençay ist. Die Angelegenheit ist im französischen Ministerrat zur Sprache gekommen. Der Minister des Innern berichtete übrigens, daß entgegen den verbreiteten Gerüchten der Baron Seillière thatsächlich wahnsinnig sei.

* *
*

Einen sehr interessanten und einflußreichen Teil der Pariser Gesellschaft bilden die ausländischen hohen Adligen, entthronte Fürsten, Herzöge, ja mitunter Könige. Die Exherrscher versammeln dann ihre in Paris ansäßigen oder

vorübergehend anwesenden Landsleute in ihren Salons, haben aber oft auch engen Verkehr mit der französischen Hautevolee, jedenfalls geben sie dem Pariser High life einen noch mannigfacheren, farbenprächtigeren Glanz und verleihen nicht in letzter Reihe dem Pariser Leben jenen kosmopolitischen, internationalen Charakter, den zu nehmen auch die jetzt Mode gewordene Spionenriecherei und der leider so sehr ins Kraut geschossene Haß gegen die Ausländer noch nicht vermocht hat.

So war es z. B. im Februar 1862, da die Pariser Salons Mingrelien, das „Kolchis der Alten", sagten einige Gelehrte, entdeckten. Damals kam nach Paris ein großer exotischer Herr, Fürst Guriel, ein in den mittleren Jahren stehender Edelmann, der halb gelähmt war, nur notdürftig französisch sprach, aber leidenschaftlich Whist spielte und sich mit einem Dolmetsch und einigen prächtigen Diamanten überall in der offiziellen Welt, namentlich aber auf den Tuilerienfesten zeigte. Ein Jahr oder zwei später kam eine noch jugendliche Frau nach, welche wunderbar schön gewesen sein mußte und die man zuerst die Fürstin Dadian nannte. Später gewöhnte man sich daran, sie die Fürstin von Mingrelien zu nennen. Die Fürstin von Mingrelien, welche von Rußland ihres Thrones beraubt worden war, nachdem sie wacker und unverdrossen an der Spitze ihrer Truppen als Amazone gekämpft und ihr romantisches Gebirgsland durchstreift hatte, bezog in Gestalt einer Rente eine stattliche Entschädigung für das eingebüßte Fürstentum. Sie hatte drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter.

Der älteste war Prinz Nikolaus, der kürzlich für den Thron von Bulgarien in Aussicht genommen war, die Tochter, Prinzessin Salome, die Erbin der mütterlichen Schönheit und Anmut, heiratete bald nachher den Prinzen Achille Murat. Das dritte Kind war um jene Zeit noch ganz jung und dient heute in der russischen Diplomatie. Die Familie bewohnte das Hotel du Louvre und der Salon des Fürsten von Mingrelien wurde allmälig der Sammelpunkt der auserwähltesten russischen Gesellschaft, welcher sich viele Franzosen anschlossen. Allsonntäglich war großer Empfang ohne besondere Einladungen; wenn die Jugend zahlreich genug war, so tanzte man. Prinz Nicolaus führte schon die Kotillons. Er war ein vollendeter Kavalier mit regelmäßigen und feinen Zügen, schlanker Gestalt, angeborener Eleganz, sanftem Worte und tadellosen Manieren. —

Doch wir plaudern bereits ein Langes und Breites über die Pariser Gesellschaft, haben sogar auch schon der ausländischen, in Paris wohnenden, vornehmen Welt gedacht und haben noch kein Wort über Mr. Grevy, den Präsidenten der Republik, und über sein Haus gesprochen.

Das liegt im Charakter Grevy's; er liebt nicht prahlerisches Vordrängen, er ist die unsichtbare, aber darum nicht weniger energisch bewegende Kraft. Über Grevy äußerte sich jüngst Fürst Bismarck zu Herrn von Lesseps: „Wenn Sie Herrn Grevy sehen, so sagen Sie ihm, bitte, daß ich vor seinem Charakter die höchste Achtung habe, und daß ich fest glaube, er habe seinem Lande viel Gutes gethan. Ich betrachte ihn als einen Mann der Vorsehung und

zweifle, daß in den heiklen Verhältnissen, in denen sich Frankreich während seiner Präsidentschaft schon so oft befunden hat, irgend ein anderer Politiker so mäßigend und friedenstiftend hätte wirken können, wie er es gethan hat, ohne daß er sich dabei den Anschein gab, in die äußeren und inneren Angelegenheiten des Volkes einzugreifen."

Trotzdem hat es Grevy nicht hindern können, daß die immer thätige Phantasie des Franzosen seine Eigentümlichkeiten ins Ungeheuerliche übertreibt. Die bereits sehr stattliche Sammlung von Anekdoten, welche die weitgetriebene Sparsamkeit des Präsidenten der Republik und seiner ganzen Familie kennzeichnen, ist in der jüngsten Zeit durch eine neue vermehrt worden, die man sich mit großem Behagen erzählt. In den großen Pariser Modebazaren herrscht die Gepflogenheit, daß man — selbst monate- und ausnahmsweise sogar jahrelang später — dort gekaufte Gegenstände zurücknimmt und den bezahlten Preis voll wieder erstattet, wenn sie nicht gebraucht worden sind und man die Rechnung vorzeigen kann, die zu jedem verkauften Artikel mitgegeben wird. Nun soll dieser Tage, als der Neffe des Herrn Grevy heiratete und die ganze Familie sich zur Hochzeit allerlei neue Kleidungs- und Putzgegenstände anschaffte, Frau Grévy mit ihrer Tochter, Frau Wilson, im Grand Magazin du Louvre erschienen sein, und dort für die kleine Marguerite, die Tochter der Frau Wilson, ein reizendes Kinderhütchen, weiß und blau, ausgewählt haben, das 40 Franken kostete. Die beiden Damen waren verschleiert und rechneten darauf, nicht erkannt zu werden. Am Tage

nach dem Einkaufe fand die Hochzeit statt, bei welcher auch die kleine Marguerite mit ihrem schönen Hütchen figurierte und allgemeine Bewunderung einerntete. Am Tage nach der Hochzeit aber, also zwei Tage nach dem ersten Besuche im Louvre-Magazin, erschienen die beiden Damen wieder daselbst, brachten das Kinderhütchen zurück und verlangten den Kaufpreis wieder, da man es nach reiflicher Überlegung nicht zu behalten wünsche. Der „chef de rayon“ warf lächelnd einen Blick auf einige Schweißflecken, die deutlich bewiesen, daß das Hütchen benutzt worden war, sagte aber nichts, sondern stellte die Anweisung auf die 40 Frcs. aus, die an der Kasse auch sofort ausgezahlt wurden, die beiden Damen aber waren von Kommis, welche auf den Bällen des Elysée gewesen waren, erkannt worden, und das Kinderhütchen wird jetzt den Stammkunden des Bazars gezeigt, als ein erbaulicher Beweis, bis zu welchen Handlungen die Sparmeister des Elysée von ihrem Abscheu vor dem Geldausgeben verleitet werden.

Aber nicht nur die übertriebene Sparsamkeit seiner Familie schadet dem Ansehn des Präsidenten, Herr Grévy ist in Gefahr, seine Beliebtheit in den interessanten Kreisen der Räuber, Mörder, rückfälligen Verbrecher, Zuhälter und Spitzbuben im allgemeinen einzubüßen. Diese ehrenwerte Gesellschaft hielt bisher große Stücke auf ihn. Sie nannte ihn mit reizender Familiarität nur „Vater Grévy“ und zeichnete ihn mit dem Beinamen „Vater Gnade“, „père la grace“ aus. Man errät, was ihm das Wohlwollen der Herren Galgenvögel zugezogen hat: seine Abneigung vor

der Unterzeichnung von Todesurteilen. Die Geschworenen und Richter hatten gut Raubmörder zum Tode verurteilen, Herr Grévy begnadigte sie, und wenn ihr Verbrechen noch so laut zum Himmel schrie, und statt „la brutale“, „die Grobe“, wie sie in ihrem Rotwälsch die Guillotine nennen, zu besteigen, traten die Verbrecher die Lustreise nach „la Nouvelle“, nämlich nach Neukaledonien, an, welches der Traum jedes französischen Messerhelden ist. Das ist aber in der letzten Zeit unangenehm anders geworden. Herr Grévy hat sich selbst überwunden und unterzeichnet jetzt ganz flott Todesurteile. Zwar übt er seine Gnade noch immer oft genug, um die Entrüstung von Richtern und Staatsanwälten zu erregen; immerhin aber überläßt er jetzt doch ungefähr die Hälfte der Verurteilten den Händen des Scharfrichters. Die Mörder haben infolge dessen nicht mehr das schöne Gefühl der Sicherheit, das ihre Kunst früher zu einer für sie so harmlosen gemacht hatte, und ihre Entrüstung gegen den Präsidenten der Republik ist groß. Rivière, der mit seinem Spießgesellen Frey unlängst geköpft wurde, verschwieg seinen Unwillen auch nicht, sondern gab ihm kräftigen Ausdruck. Als er vor der Guillotine stand, rief er laut: „Sagt dem Vater Grévy, daß er ein Mörder ist.“ Von weiteren Verbalinjurien wurde er nur dadurch abgehalten, daß ihn der Scharfrichter flugs auf das Brett warf und das Fallbeil niedersausen ließ. Ein anderer Verbrecher äußerte auch seine Unzufriedenheit mit „dem Alten“, doch that er es nicht laut und in maßvolleren Worten. Aber daß Grévy das Vertrauen der Mörder verscherzt hat, ist klar.

Grévy hält keine großen politischen Reden, doch intime Gespräche sind ab und zu wichtiger als feierliche Kundgebungen, und die, welche Grévy kennen, behaupten, daß er die Gewohnheit hat, nichts umsonst zu reden. So hatte Grévy letzthin eine auf Besuch in Paris anwesende Familie, die, wie Grévy selbst im Jura begütert ist, zum Frühstück nach dem Elysée eingeladen. Wie mit alten Bekannten, so plauderte man ganz offen über allerlei Angelegenheiten. Unter anderem erzählte die Dame aus dem Jura von ausgedehnten Baumpflanzungen, welche sie auf ihren Gütern vorzunehmen gedenke, „aber", so fuhr sie fort, „in Zeiten, wie die jetzigen, fürchtet man sich, etwas zu beginnen, und ich zögere daher mit meinen neuen Anpflanzungen." „Ach!" antwortete Grévy, „Sie besorgen Krieg." Die Dame entgegnete: „Und Sie . . . Sie fürchten ihn nicht?" Herr Grévy, mit dem ihm eigentümlichen Lächeln zu der Dame sich wendend, erwiderte: „So viel ich weiß, ist Fürst Bismarck ein sehr überlegender Staatsmann und handelt nur im Interesse seines Landes, welches ganz ebenso wie das unsrige in der Erhaltung des Friedens besteht; ich meine, liebe Freundin, daß Sie Ihre Bäume ruhig können pflanzen lassen."*)

---

*) In demselben Sinne äußerte sich kürzlich einer der hochgestelltesten preußischen Offiziere: „Solange der Kaiser lebt und Bismarck die Geschäfte führt, werden wir Frieden behalten, und auch darüber hinaus dürfte es noch eine Zeit lang so bleiben. . . . .
. . . .
. . . . Doch, wie gesagt, ohne Politiker sein zu wollen: wir werden Frieden behalten."

Weit mehr als mit Grévy beschäftigt sich aber die Fama mit seinem Schwiegersohn, Herrn Wilson, der auch jetzt wieder bei dem großen Caffarel-Andlau-Skandal viel genannt wurde.

Nach den Behauptungen der gegnerischen Presse ist der Schwiegersohn des Präsidenten der französischen Republik, Herr Wilson, bekanntlich der einflußreichste Mann Frankreichs. Er bewohnt den linken Flügel des Elysée-Palastes, etwa zehn Zimmer im ersten Stock, was ihm eine Ersparnis von mindestens 30000 Franken ausmacht. Unter der Wohnung, im Erdgeschoß, hat er seine Büreaus eingerichtet, wo er mit sechs Sekretären, drei Zivil- und drei Militär-Personen, zu arbeiten pflegt. Er steht schon um sechs Uhr, zwei Stunden vor seinem Schwiegervater, auf und benutzt diesen kleinen Vorsprung, um einen Blick auf die Correspondenz des Präsidenten der Republik zu werfen. Die Sekretäre des Generalberichterstatters des Budgets sind in drei Zimmern beschäftigt; in einem vierten halten sich die Redakteure seiner vielen Preßorgane auf.

Nachdem Wilson von den Depeschen der Präsidentschaft Kenntnis genommen hat, liest er von 7 bis 9 Uhr seine Korrespondenz und empfängt die Leute, mit denen er geschäftlich verkehrt, Wechselagenten, Industrielle, Senatoren und Abgeordnete, welche von zwei Thürstehern des Palastes eingeführt werden. Um ½11 Uhr begiebt er sich in den Fechtsaal, indes die Besucher, Höflinge, Bittsteller, Bettler aller Art sich allmählich einfinden und auf den Gängen, endlich auch in der Kapelle Posto fassen, geduldig harrend, bis die Reihe, vorgelassen zu werden, an sie kommt.

Schlag 12 Uhr setzt sich die Familie des Präsidenten der Republik zum Frühstück nieder, Herr Wilson ist immer der letzte, der kommt, und der erste, der den Tisch verläßt, denn seine Geschäfte und die Audienzen, die er zu erteilen hat, lassen ihm keine Ruhe. Bunt gemischt erscheinen vor ihm Ehrgeizige und Hilfesuchende, alle in der Überzeugung, daß er der Spender alles Guten, der wahre Machthaber ist. An den Sitzungstagen fährt Herr Wilson in dem Koupee seines Schwiegervaters nach dem Palais Bourbon, wo er mit allen Ministern und Abgeordneten, deren er bedarf, Rücksprache hält. Vor 5 Uhr kommen die Attachés der verschiedenen Ministerien nach dem Elysée, um im Generalsekretariat die Dekrete des Tages dem Präsidenten der Republik zu unterbreiten. Sie bleiben dort eine Stunde oder zwei liegen, gerade so lange, damit die Angestellten des Herrn Wilson Abschrift von denen nehmen können, welche die Regionen angehen, in denen der Herr „Schwiegersohn" operiert.

So erklärt es sich, daß Wilsons Blätter eine Menge Ernennungen und Nachrichten vor ihrer Veröffentlichung ankündigen können. Die Minister machen dazu schiefe Gesichter; aber wer kehrt sich daran!

Dann muß die Korrespondenz des Tages unterzeichnet werden, die auf Briefpapier mit dreierlei Köpfen geschrieben ist, nämlich „Präsidentschaft der Republik", „Abgeordnetenhaus", „Petite France" (der Titel des nennenswertesten Blattes Wilsons). In wenigen Minuten hat Herr Wilson seinen Namenszug auf hunderte und mehr Briefe gesetzt.

Er diniert in Eile, wie er gefrühstückt hat, mit Ausnahme der Galatage, welche selten sind; von 8 bis 11 Uhr empfängt er intime Bekannte, die ihm politische oder Geschäftsneuigkeiten bringen, gegen Mitternacht sprechen die Redakteure seiner Blätter vor, um die letzten Nachrichten zu holen, und zwischen 12 und 1 Uhr sucht er die wohlverdiente Ruhe auf.

Ein Tag ist für ihn wie der andre; denn er geht fast niemals aus, besucht kein Theater mehr, und man kann von ihm sagen, er sei der meistbeschäftigte Mann Frankreichs. Das militärische Haus des Präsidenten der Republik sieht mit scheelen Augen die Wirtschaft der Firma D. W. u. Cie. unter dem Dache des Elysée-Palastes.

Während es so lebhaft im Elysee-Palaste hergeht, wurde einem früheren Bewohner desselben die ewige Ruhestätte bereitet. Wir sprechen von Thiers, dessen Mausoleum vor Kurzem in engstem Freundeskreise der Dosneschen Familie eingeweiht wurde. Die Besucher des Kirchhofes „Père la Chaise“ finden es in der Nähe der Casimir Perier-Säule am Rond-Point. Es ist ein Meisterwerk des Architekten Aldrophe. Die Skulpturen in und an diesem Mausoleum sind von den berühmten Meistern Chapu und Mercié, und sämmtliche Bronzegüsse von Barbedienne. Das Mausoleum ist eine Kapelle in korinthischem Stile. Die Fassade bietet als wesentliche Motive vier korinthische Säulen, zwei auf jeder Seite des Portals, und in seinem Rundbogen ein Hautrelief in weißem Marmor: „Der Genius des Patriotismus verteidigt das Vaterland.“ Auf

dem Schlußstein dieses Rundbogens ist ein T mit zwei Lorbeerzweigen, und oben auf dem Architrav eine Porphyrplatte mit der von Thiers selbst bestimmten Inschrift: „Patriam dilexit, Veritatem coluit“ (er liebte das Vaterland und pflegte die Wahrheit). In den Zwickelfeldern an dem Thürbogen sind zwei Genien, der eine mit einer Fackel „der Wahrheit“ und der andere mit einer Feder in Beziehung auf Thiers als Geschichtsschreiber; beide Reliefs ebenfalls von der Meisterhand Chapu's. Das noch nicht ganz vollendete Innere bietet als hauptsächlichsten Schmuck an Skulpturen zwei allegorische Reliefs in Marmor: „Die Befreiung des Vaterlandes“ und „Die Geschichte, welche den Namen Thiers auf ihre Tafeln schreibt“. Die Hauptgruppe von Mercié stellt eine Art Auferstehung des Thiers zur Unsterblichkeit dar. In den Pendentifs der Kuppel erblicken wir vier geflügelte Genien, ebenfalls von Mercié: „Die Geschichte“, „die Beredtsamkeit“, „die Wissenschaft“ und „die Vaterlandsliebe“. Die zahlreichen Inschriften beziehen sich auf Thiers' schriftstellerisches und staatsmännisches Wirken vom Jahre 1840 an bis zu seinem im Jahre 1877 erfolgten Tode. In der Mitte der Krypta steht Thiers' Sarkophag aus grünem Porphyr auf einem Sockel von rothem Porphyr mit Stufen aus grauem Porphyr. Die Inschrift des Sarkophags lautet kurz: „A. Thiers. 1797—1877.“ Am Kopfende des Sarkophags ist ein Marmoraltar und auf demselben stehen ein goldbronzenes Kruzifix zwischen zwei goldbronzenen Kandelabern. Das Thiers-Mausoleum, das zugleich die Dosne'sche Familien-

gruft ist, enthält bis jetzt nur vier Särge: den der Madame Thiers, die ihrer Eltern, also der Schwiegereltern des Herrn Thiers, und seinen eigenen. Der letzte, fünfte Platz in dieser Gruft ist für die Schwägerin des Thiers, Fräulein Dosne, bestimmt.

Doch lassen wir uns durch diese Grabesschauer die Stimmung nicht verderben, auch Thiers hat nicht nur Grab-Inschriften verfaßt, uns fällt vielmehr eben eine ganz andere ein, die er sicher in heiterster Laune verfaßt hat. Sie steht in der Mitte des Fächers von Adelina Patti's in der Welt einzigem Fächer und lautet: „Königin des Gesanges, ich reiche Dir die Hand. A. Thiers, Präsident der französischen Republik.“*). —

Die offiziellen Beziehungen des Berliner Hofes zu der Regierung der französischen Republik sind, Dank der Weisheit, Mäßigung und Ruhe der beiderseitigen tonangebenden Persönlichkeiten seit langen Jahren ungetrübte, trotz der vielen

*) Auf diesen Fächer haben nämlich alle Souveräne Europas einige Worte geschrieben. Die kostbarsten Autographen wollen wir hier anführen. Der Zar: Nichts beruhigt, wie Ihr Gesang. Kaiser Wilhelm: Der Nachtigall aller Zeiten. Königin Christine: Der Spanierin eine Königin, welche stolz ist, sie in der Zahl ihrer Unterthanen zu besitzen. Königin Victoria: Wenn König Lear die Wahrheit spricht, indem er sagt: „Eine süße Stimme ist eine kostbare Gabe bei einer Frau“, so sind Sie, meine liebe Adelina, die reichste der Frauen. Kaiser Franz Josef und Kaiserin Elisabeth begnügten sich mit ihrem Namenszuge. Die Königin von Belgien schrieb die ersten Takte des „Bacio“.

Animositäten, die in verschiedenen Schichten der Bevölkerung diesseits und jenseits des Rheines geherrscht haben.

Als am ersten Februar 1878 der Kaiser den neuen französischen Botschafter Graf de St. Vallier in feierlicher Audienz behufs Empfangnahme seiner Beglaubigungsbriefe empfing, führte sich der Graf mit den Worten ein, daß er der Repräsentant sei: de la France, dotée d'une constitution républicaine, parlementaire, conservatrice et libérale, welche wünsche, mit allen Mächten und Völkern in Freundschaft zu leben.

Man höre, wie in einem sehr hohen Kreise die Bosheit sich dieser Worte später bemächtigt hat, mit der Pointe nicht etwa gegen Frankreich, bewahre, gegen den Fürsten Bismarck.

Wir zitieren wörtlich:

Der Graf St. Vallier war anerkannter Maaßen ein Diplomat, welcher von dem aufrichtigen Bestreben geleitet wurde, den Frieden zwischen Frankreich und Deutschland zu sichern, und dem Fürsten Bismark zu gefallen. Er hat sich bemüht, bei verschiedenen Anlässen sprechende Beweise davon zu liefern.

Er ist vielleicht nicht friedfertiger, als Herr von Gontaud, sein Vorgänger, gewesen, aber mehr geneigt, in dem Ton zu sprechen, welcher dem Ohr des Kanzlers angenehm ist. Wäre dem nicht so gewesen, so könnte man sich fragen, aus welchem Grunde der Botschafter des Präsidenten, in einer dem Herkommen nicht entsprechenden Weise, die ihm gewährte erste Audienz dazu benutzt hätte, um Seiner Majestät

eine staatsrechtliche Definition der französischen Verfassung zu geben.

Dem Kaiser und seiner Regierung war es nicht neu, daß Frankreich eine Republik und mit zwei sehr einflußreichen Kammern ausgestattet ist.

Derselben Verfassung erfreute sich Frankreich, als Herr von Gontaud-Biron Botschafter war.

Herr von St. Vallier wollte aber Seiner Majestät anscheinend sagen, daß er sein Amt in einem Augenblick anträte, wo in Frankreich eine neue Aera begonnen habe.

Daher war das Gewicht der staatsrechtlichen Definition nicht auf die Worte: „Republique parlementaire“, sondern auf die Worte: „conservatrice et libérale“ zu legen. Denn dadurch unterschied sich die Regierung des Marschalls Mac-Mahon, welche durch Herrn von Gontaud-Biron vertreten wurde, von derjenigen des Präsidenten Mac-Mahon, welchen Herr von St. Vallier vertrat, daß letztere konservativ und liberal ist, erstere konservativ und reaktionär war.

In jeder Verfassung, — sie mag monarchisch oder republikanisch sein, — pflegt sich übrigens Raum für die verschiedensten politischen Tendenzen zu finden. Niemand wußte das besser, als Herr von St. Vallier. Er war französischer Diplomat, als „l'empire“ synonym war mit „la paix“ und vertrat den Kaiser in Stuttgart als l'empire „l'épée“ geworden war und sich auf's Neue in einen bösen Krieg stürzte.

Es hat etwas Mißliches für einen Botschafter, in einer

ersten Anrede an den Souverain, bei welchem er akkreditiert ist, die staatsrechtliche Definition der Verfassung seines Landes zu geben und es ist noch kühner, die Sätze, deren er sich bedient, um die Verfassung zu kennzeichnen, mit welcher sein Land „dotée“ ist, mit Worten zu vermischen, welche die Tendenz des augenblicklich regierenden Ministeriums charakterisiren sollen, — es sei denn, daß der Botschafter entschlossen ist, seinem Posten zu entsagen, sobald ein neues Ministerium die Politik seines Landes leitet, welche dann vielleicht nicht mehr konservativ und liberal, sondern möglicherweise blos konservativ oder blos liberal sein würde. Wenn die Botschafter und Gesandten anderer Mächte sich Herrn von St. Vallier zum Muster nehmen wollten, würden Einige derselben in große Verlegenheit geraten. —

Der großbritannische Botschafter hätte eine leichte Aufgabe. Er könnte beispielsweise sagen:

„l'Angleterre, puissance essentiellement neutre pendant la guerre, eminemment belligérante après la paix, dotée d'une constitution monarchique et parlamentaire, garantissant la paix du domicile et la liberté du plus pauvre citoyen, plusque la constitution de l'Empire ne garantit la liberté d'un grand seigneur.“

Auch der österreichische Botschafter könnte sich verhältnismäßig leicht aus der Verlegenheit ziehen:

„L'Autriche, jouissant d'une monarchie biparlamentaire solidement assise sur la nécessité géographique.“ —

Dem russischen Botschafter würde seine Regierung die Sache erleichtern. Er würde sagen:

„La Russie sachant ce qu'elle veut, l'Empereur m'a défendu d'en rien dire."

Sehr übel wäre der Fall für den Spanier:

„L'Espagne dotée d'une monarchie parlamentaire basée sur la foi de nos pères et celle de nos créanciers."

Unlösbar würde indessen die Schwierigkeit für einen neuen Botschafter Sr. Majestät des Deutschen Kaisers sein. Wie lange er auch über eine geschickte Redaktion nachsinne, in dem Bestreben, eine staatsrechtliche Definition der Reichsverfassung zu geben, wird er nicht hinauskommen über die ersten Worte:

„L'Allemagne dotée — dotée" . . . .

Dotée de quoi?

Unwillkürlich wird er dahin geraten, sich eingestehen zu müssen, daß er nur folgendermaßen fortfahren kann:

dotée d'une constitution ni monarchique, ni parlamentaire, ni conservatrice, ni libérale, mais éminemment dictatoriale, basée sur le respect du à un roi glorieux et vénérable, appuyée sur un chancelier légendaire, épuisé par le fardeau des années et de ces déceptions, usé par la lutte contînuelle contre des conspirations incessantes mais imaginaires."

Sollte der Graf St. Vallier aus Himmelshöhen unsichtbarer Zeuge der Studien des Deutschen Botschafters

sein, so ist nicht unmöglich, daß er in demselben den Anfang zur Erfüllung eines Ausspruches sieht, der einem verstorbenen großen Staatsmann mit Recht in den Mund gelegt wird:

„La république, c'est la revanche de Sedan.“

So weit sind wir nicht! Aber Herr von St. Vallier sah mit Recht als feststehend an, daß die heutige Verfassung Frankreichs in höherem Maße geeignet ist, alle vitalen Kräfte des Landes zu vereinigen, um sie dem nationalen Zwecke in Frieden und Krieg dienstbar zu machen, als die Combination von „Verträgen, Concessionen, Mißgestaltungen, Widersprüchen und Begriffsverwirrungen, welche in der Deutschen Reichsverfassung modificiert worden sind.“

Das ist so ein Pröbchen der gegen Bismarck vor Jahren herrschenden Rancüne, die auch gerade unser Verhältnis zu Frankreich gern benutzte, um dem Fürsten Schwierigkeiten zu bereiten. —

In letzter Zeit ermöglichte der Besuch des Grafen Lesseps in Berlin dem Berliner Hofe seine Frankreich wohlwollende Gesinnung zu bekunden.

Der Kaiser äußerte zu Herrn v. Lesseps ungefähr folgendes: „Ich bin ein Feind des Krieges. Ich will keinen Krieg mehr . . . Wir werden uns, so lange ich lebe, nur schlagen, wenn man uns angreift, und ich kann Ihnen versichern, daß mein Sohn meine Anschauungen teilt. Ihre Anwesenheit bei mir macht mir sehr viel Vergnügen, denn sie gestattet mir, einem von allen seinen Mitbürgern geachteten Franzosen, der nicht amtlich die französische Regierung,

sondern ein ganzes Volk vertritt, das ich achte und schätze, meine eigentlichen Gedanken über die von Zeit zu Zeit auftauchenden Schwierigkeiten auszudrücken. Ich werde mich dem Kriege immer widersetzen, weil ich überzeugt bin, daß Deutschland ihn eben so wenig wünscht wie Frankreich, und daß unsere Diplomaten daher auf einem Gebiete thätig sind, auf dem eine Verständigung immer möglich, wenn schon nicht immer ganz leicht ist."

„Am Tage, nachdem ich von der Kaiserin empfangen worden war", so erzählte Lesseps später seinen Freunden zu Hause, „sah ich den Fürsten Bismarck, der mir im wesentlichen sagte: „„Ich bin glücklich, Sie jetzt zu sehen, da die große Wolke sich zerteilt hat. Niemand wünscht den Frieden mehr als ich. Und man hat glauben machen wollen, daß ich der Mann des Krieges sei! Einen Augenblick lang glaubte ich allerdings, es würde schlimm gehen und ich würde zu den Waffen greifen und mit den Meinen den Weg nach der Grenze einschlagen müssen. Denn sehen Sie, so sehr ich mit Frankreich in Frieden leben möchte, so sehr würde ich mich für den Krieg ereifern, wenn Frankreich uns angriffe oder bedrohte. Und dieser Haltung schreibe ich meine Volkstümlichkeit in Deutschland zu. Ich habe diese Haltung immer gehabt. Nicht ich habe Elsaß-Lothringen verlangt. Die Militärs waren es, die erklärten, sie müßten Metz ebenso haben wie Straßburg, damit sie die Sicherheit unserer Grenzen verbürgen könnten."" Der Fürst führte mich in den Garten seines Hotels und mich am Arme nehmend, sagte er: „„Ich muß hier fast als Einsiedler leben.

Glücklicherweise habe ich diesen Garten, wo ich mir die zu meiner Gesundheit notwendige Bewegung machen kann. Ich habe Ihnen eben von meiner Volkstümlichkeit gesprochen. Sie hindert manchmal ebenso wie der Volkshaß. Früher konnte ich in Berlin nicht über die Straße gehen, ohne daß die Leute vor mir ausspuckten, um mir ihren Abscheu auszudrücken. Jetzt drängt man sich mir derart in den Weg, daß ich kaum mehr ausgehen kann. Vielleicht kommt noch ein Tag, wo man wieder vor mir ausspucken wird. Das ist unser Aller Geschick.""

„Auf der Berliner Botschaft", erzählte Lesseps weiter, „fand ich einen guten Freund und Gutsnachbar aus dem Berry, den Herzog von Valençay (in Deutschland ist dieser, der Familie Talleyrand-Périgord angehörige Herr unter dem Namen Herzog zu Sagan bekannt), der mir sagte, die Kaiserin habe den Wunsch geäußert, mich noch denselben Abend im Palais zu sehen, und er werde glücklich sein, mir als Einführer zu dienen. Die Kaiserin Augusta empfing mich mit sehr großem Wohlwollen, und wir sprachen fast eine Stunde lang mit einander. Sie ist eine Dame von sehr hoher Gesinnung und liebt unser Schrifttum ungemein. Sie befragte mich lange über den Panamakanal. Ich hatte gerade einen Plan der Arbeiten bei mir. Sie ließ sich die Arbeit im einzelnen erklären und forderte mich auf, sie auch dem Kaiser zu zeigen. „„Aber"", fügte sie hinzu, „„wenn er es verlangt, so sagen Sie ihm, daß Sie mir bereits versprochen hatten, ihm die Sache vorzulegen."" Sie nahm großen Anteil an allem und fragte mich, wie lange die Ar-

beiten dauern würden. Ich antwortete, die Ingenieure hätten noch sechs Jahre gefordert, ich aber hätte Befehl gegeben, Tag und Nacht zu arbeiten, so daß in drei Jahren alles fertig sein würde."

Beim festlichen Empfang im Hotel der französischen Botschaft, welchen Herr Herbette zu Ehren seines berühmten Gastes veranstaltete, fand die Berliner Gesellschaft Gelegenheit, den „großen Franzosen" kennen zu lernen und ihm den Ausdruck der Sympathie und Verehrung für seine Person, der Bewunderung seiner in der Geschichte der menschlichen Kultur epochemachenden Wirksamkeit darzubringen. Der Schöpfer des Suez- und des Panamakanals erscheint von der Last seiner zweiundachtzig Jahre kaum merklich gebeugt. Seine mittelgroße, von jedem Ansatz zur Beleibtheit glücklich frei gebliebene Gestalt hielt sich meist strack und aufrecht auf den elegant chaussierten und geformten Füßen. Die Bewegungen haben nichts Greisenhaftes und lassen es erkennen, daß dieser Körper, durch die nie ausgesetzten ritterlichen Übungen gestählt ist und stets gelenkig und elastisch gehalten wurde. Das einst so volle Haar ist ziemlich dünn geworden. Kurz geschnitten, bedeckt es dichter die Seiten und das Hinterhaupt als den Scheitel. Die starken Brauen, welche die lebhaften, scharf und feurig blickenden dunkelen Augen beschatten, sind im Kontrast damit auffällig schwarz geblieben; der volle, in feine, feste Spitzen auslaufende Schnurrbart unter der kräftig vortretenden, geschwungenen Nase ist silbergrau. Das energische, wenn auch nicht eben stark herausgewölbte Kinn und die Wangen sind glatt ra-

siert. Von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln und dem Kinn hinab zieht sich auf jeder Seite eine tief eingeschnittene Falte. Herr von Lesseps trug über der Weste das große rote Band der Ehrenlegion, dessen untere Enden mit dem daran befestigten Orden weit unter dem Frackrande an der linken Hüfte herunter reichten; auf der Brust den großen Stern. Zum Schweigen und Ausruhen gelangte der berühmte Gast während des ganzen Abends für keine Minute. Unausgesetzt sah man ihn in ein lebhaftes Gespräch mit zu ihm herantretenden Persönlichkeiten verstrickt, und sich anscheinend mit dem heiteren Wohlbehagen des vollendeten Schwimmers auf seinem vertrauten Element, auf den Wogen der Konversation wiegen.

Lesseps schenkte auf dem Rückweg nach Frankreich dem deutschen Konsul in Köln sein Bild mit der Widmung: „Herrn Brandt zum freundlichen Andenken an meine Durchfahrt in Köln in dankbarer Anerkennung seiner liebenswürdigen Gastfreundschaft und seiner Dienste, welche er Frankreich, dem natürlichen Freunde Deutschlands, leistete."

„France, amie naturelle de l'Allemagne!" Barmherziger Himmel, schrie die französische Presse auf: Lesseps ist der — große Franzose gewesen!

Über dieses Zetergeschrei äußerte sich Lesseps: „Ich hänge blos von meinem Gewissen ab und lache über diejenigen, denen es nicht recht ist. Ich bleibe bei meiner Überzeugung, daß Frankreich und Deutschland wie Nachbarn, so natürliche Freunde und Bundesgenossen sind, einer Überzeugung, die Fürst Bismarck teilt, und alle Köter, die

mir nachbellen, werden mich nicht veranlassen, sie aufzugeben."

Die Pietätlosigkeit, mit der man über Lesseps herfiel, sobald er wagte Unbequemes zu äußern, darf uns beim französischen Volk nicht wundern. Mangel an Pietät und Mangel an Subordination sind Grundzüge seines Charakters, Züge, die ihre guten und ihre bösen Seiten haben, und durch die es sich wesentlich vom deutschen Volk unterscheidet, das treu und gehorsam ist.

Diese Disziplinlosigkeit der Franzosen reicht bis in die Armee und macht den Ministern viel zu schaffen. So erzählt man sich, daß der jüngst verstorbene Vice-Admiral Jauréguiberry ein sehr galanter Herr war und den Damen, die seine Schiffe besichtigen kamen, namentlich wenn sie jung und hübsch waren, gern große Aufmerksamkeit erwies. Als er vor wenigen Jahren das Mittelmeer-Geschwader befehligte und abwechselnd vor Cannes, Nizza und den hyerischen Inseln lag, wurde es unter den Damen dieser Winter-Kurorte förmlich Mode, das Admiral-Schiff zu besichtigen und sich vom Admiral Artigkeiten erweisen zu lassen. Der damalige Marine-Minister, Admiral Pothuau, sah scheel zu diesen Pilgerfahrten nach dem Panzerkolosse, unter denen nach seiner Ansicht der Dienst litt, und er ließ wiederholt dem Befehlshaber schonungsvolle Winke zugehen, den massenhaften Besuchen leichtfertiger Weltkinder ein Ende zu machen. Da Alles nichts half und Admiral Jauréguiberry fortfuhr, seinen Besucherinnen zuvorkommendste Gastfreundschaft zu erweisen, verfiel der Minister auf einen eigenartigen Ge-

danken. Eines Nachmittags weilte eben eine vornehme Dame aus Nizza an Bord des Flaggenschiffs „Richelieu", als plötzlich der Hafenzeichentelegraph (Semaphor) hinüberwinkte: „Der Kriegsminister befiehlt, daß der „Richelieu" sich sofort, und ohne vorher mit dem Lande in Verbindung zu treten, nach Marseille begebe und dort weitere Befehle abwarte. Der Admiral mußte gehorchen, und die unglückliche Dame, die für denselben Abend ein Fest in ihrem Hause vorbereitet hatte, die Reise nach Marseilles mitmachen, von wo die Bahn sie erst am nächsten Tage heimbrachte. Admiral Jauréguiberry beklagte sich über das Mißgeschick nicht, aber die Damenbesuche hörten nach diesem Reiseabenteuer des Nizzaer Gastes auf.

Ein anderes Beispiel für den gänzlichen Mangel an dem Respekt, den Beamte vor einem Minister des Landes haben müßten, gab der peinliche Zwischenfall, der sich in Dreux vor dem Bautenminister de Hérédia ereignete, als dieser der Eröffnung der Bahn nach Maintenon beiwohnte. Auf dem Perron des Bahnhofes waren mit den Beamten der Stadt und des Arrondissements auch die Offiziere der Garnison mit dem Oberstlieutenant an der Spitze versammelt, um den Minister zu empfangen. Als nun der General Allan, Kommandant der Subdivision von Chartres, welcher den Minister begleitete, den einlaufenden Zug verlassen und die Offiziere erblickt hatte, ging er sofort auf den Oberstlieutenant zu und fragte ihn, weshalb das Offiziercorps sich auf dem Bahnhofe befände. Auf die Antwort des Oberstlieutenants, daß die Offiziere durch den Präfekten be-

rufen worden wären, äußerte der General Allan sehr energisch sein Mißfallen, hiervon nicht zuvor in Kenntnis gesetzt worden zu sein. Inzwischen wurde der Minister, welcher im Innern des Bahnhofes die Beamten empfing, von dem Vorfall benachrichtigt. Er ließ den General Allan, der auf dem Perron geblieben war, zu sich in den Empfangssalon bitten und nun entspann sich vor dem Minister zwischen dem Präfekten und dem General eine äußerst lebhafte und gereizte Scene. Der Präfekt warf dem General vor, verhindern zu wollen, daß das Offizierskorps den Minister begrüße, und der General beklagte sich sehr scharf darüber, daß der Präfekt gewagt habe, ohne sein Wissen die Offiziere der Garnison auf den Bahnhof zu beordern. Der Minister machte schließlich dem Streit ein Ende, indem er den Wunsch aussprach, das Offizierskorps zu empfangen, worauf der General Allan dasselbe sofort vor den Minister führte.

Solche Vorgänge kennzeichnen drastisch den ungeheuren Unterschied zwischen den Verhältnissen in Deutschland und Frankreich und weisen energisch darauf hin, wie beide Nachbarvölker in ihrer Gegensätzlichkeit dazu berufen sind, sich zu ergänzen, an den Fehlern des anderen nicht weniger als an seinen guten Seiten zu lernen und mit sich zu Rate zu geben, ob nicht klar zu Tage liegenden Mißständen im Nachbarlande ähnlich große Unzuträglichkeiten in entgegengesetzter Richtung im eigenen Lande entsprechen.



Am dänischen Königshofe.





Wollte man sich parador ausdrücken, man könnte sagen, in einer Beziehung ist der Papst ein auf die Spitze getriebener König von Dänemark, denn, ist der Papst einerseits nur souverain im Vatikan und im St. Peter, andererseits aber eine Weltmacht ersten Ranges, so ist auch zwischen der, Weltteile umspannenden Machtsphäre des Königs von Dänemark und dem Fleckchen Erde, das er sein Königreich nennt, ein seltsames Mißverhältnis. So gilt denn das große Interesse, das man heut zu Tage dem dänischen Hofe entgegenbringt, mehr seinen Beziehungen als ihm selbst: am interessantesten ist's in Kopenhagen, wenn die „hohen Verwandten" zu Besuch anwesend sind.

Es ist erstaunlich, eine wie große Popularität das Glücksburger Haus seit zwanzig Jahren in Dänemark trotz der inneren Wirren gewonnen hat. Man kann sagen, daß es auch im Inlande mächtig durch seine Heiraten geworden ist. Es hat den Dänen geschmeichelt, daß Engländer, Russen, Griechen und Bulgaren ihre Prinzen und Prinzessinnen

begehrten. Aber man muß auch sagen, daß dies dänische Königshaus sich durch bürgerliche Tugenden auszeichnet, welche die Herzen so leicht gewinnen. Der König ist eigentlich populärer als die Königin; ehe diese auf den Thron gelangte, fühlte sie auch als deutsche Prinzessin — sie ist eine geborene Prinzessin von Hessen-Cassel — und machte daraus kein Hehl. Nach 1864 mag sich das wol geändert haben. Die Dänen lernten sie mehr und mehr schätzen, das glückliche Familienleben, dessen belebender Mittelpunkt die Königin war, hob sich doch unendlich freundlich von der Zeit der Gräfin Danner, der Gemahlin Friedrich VII., ab. Heute kann man ohne Übertreibung sagen, daß das ganze dänische Volk an dem Familienfeste, das jüngst anläßlich des 70. Geburtstages der Königin in Fredensborg gefeiert wurde, Anteil genommen hat.

Die Königin ist mehr als irgend Jemand eine umsichtige Mutter. So wird die Geschichte sie einst nennen; sie wird mit Anerkennung ihren feinen weiblichen Verstand hervorheben, der sich hauptsächlich darauf konzentriert, das Glück ihrer Kinder zu schaffen.*) Von dem Augenblicke an,

*) Aus der Ehe Christians IX. von Dänemark mit Prinzessin Louise, der dritten Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel und der Prinzessin Louise Charlotte von Dänemark, gingen drei Söhne und drei Töchter hervor: Kronprinz Friedrich, Prinzessin Alexandra (Gemahlin des Prinzen von Wales), Prinz Georg — König von Griechenland —, Prinzessin Dagmar — jetzt Kaiserin von Rußland —, Prinzessin Tyra, die unglückliche Herzogin von Cumberland und Prinz Waldemar, der den Bulgaren einen Refus gab.

wo sie als Prinzessin ihren Sohn nach Griechenland sandte, um den fernen Thron zu besteigen, haben ihre Muttergedanken sich unablässig damit beschäftigt, Land und Reiche — groß und mächtig — für ihre ganze zahlreiche Kinderschar zu gewinnen. Und wenn sie heute die Schwiegermutter von Rußlands jetzigem und Englands zukünftigem Herrscher ist, kann sie mit Recht behaupten, daß ihr langes Leben nicht ohne schöne Früchte geblieben ist.

Sie machte den Hof auf Bernstorff zu einem stillen, behaglichen Heim mit allen häuslichen Tugenden, wo fremde Königssöhne anmutige und holde Gemahlinnen finden konnten. Sie erzog schöne und liebenswürdige Töchter, die selbst in den größten Ländern der Erde, unter ungewohnter Pracht sich durch ihren natürlichen Liebreiz auszeichneten. Sie begann als eine arme prinzliche Offiziersgattin. Nun ist sie die Schwiegermutter von halb Europa und Asien. Es ist ein Märchen und nicht ohne Phantasie und poetischen Glanz. Ihre Stärke zeigte sich darin, daß sie die Vögel nicht entschlüpfen ließ, damals als diese dem Neste entflohen. Sie hat die Kraft gehabt, ihr Heim zu bewahren als dasjenige ihrer Kinder, nun, da dieselben weit zerstreut sind. Bernstorff und Schloß Fredensborg haben europäische Berühmtheit erlangt. Hier — im Schoße der Familie, bei den alten Eltern — versammeln sich im Sommer die Kinder mit Mann und Frau: kaiserliche, königliche und fürstliche Hoheiten. In diesen glänzenden Gesellschaften bildet die Königin den Mittelpunkt, wie sie der leitende Wille derselben ist. Für sie sind die Kaiserin von Rußland und die Prin-

zessin von Wales stets Mädchen und König Georg und der Kronprinz Knaben, welche ihre Ferien daheim verleben und die Fremdenzimmer beziehen, wie es sich nun gerade trifft.

Liest man übrigens all die Notizen in den Zeitungen über das Leben in Fredensborg, so könnte man glauben, daß dort die glücklichsten Menschen ein Idyll verleben und ohne Zweifel bilden die Fredensborger Tage für die russische Kaiserfamilie eine Erholung und eine Erleichterung. Aber daß die Dinge nicht ganz so sind wie ihr Schein, kann dem Kundigen nicht entgehen. Die Medaille hat auch ihre Kehrseite.

Es liegt wie ein Fieber über dem sonst so stillen Fredensborg, wie ein unterdrücktes und gerade deswegen um so peinigenderes Fieber, sobald der Zar aller Reussen dort weilt. Die Dänische Königsfamilie, die sonst in bürgerlicher Gemütlichkeit lebt, befindet sich in ewiger Unruhe und Spannung; der König und die Königin fühlen sich von der schwersten Verantwortung belastet: Denn der Zar ist ihr Gast! Das bedeutet, daß alle Schrecken des Dynamits sich plötzlich in den idyllischen Hainen von Fredensborg festsetzen, daß die Schatten von Gatschina sich drohend über den friedlichen Schloßpark erheben. Das Fieber ist um so quälender als man es verbergen muß. Die Angehörigen der königlichen Familie pflegen sich auf Wegen und Straßen ebenso sicher zu bewegen wie gewöhnliche Sterbliche. Sie sind wie gute Bekannte zwischen allen anderen, mit denen sie hin und wieder Grüße oder ein freundliches Wort wechseln.

Wenn der Zar in Fredensborg als Gast weilt, gilt es — trotz der Angst — die gewöhnliche Ruhe zu bewahren. Aber die Angst verleiht dennoch dem täglichen Leben ihr Gepräge. Soll ein Ausflug unternommen werden, so ist die nervöse Frage, ob Alles auch wol vorbereitet ist. Wird nichts eintreffen, welches neuen Schrecken wirft auf den oft bedrohten Kaiser? Der Kaiser weilt in Dänemark, um seine überreizten Nerven zu beruhigen, — um so viel wichtiger ist es, daß nichts eintrifft, das beunruhigen könnte. Keiner wagt es, von seiner Angst zu reden, aber Alle tragen sie das Gepräge derselben. Der Kaiser beschließt eines Tages Kopenhagen zu besehen; aber wenn der Augenblick kommt und die Wagen angespannt stehen, ändert er seine Absicht. Der Kaiser befindet sich nicht wohl, und die Wagen fahren leer fort. Nach Außen gibt sich das Fieber durch sorgfältige Polizeimaßregeln kund. Fredensborg und seine Umgebung sind voll von russischen Kundschaftern und ihren dänischen Gehilfen. Neulich wollte der Zar eines Abends das Kasino besuchen. Zu dem Zwecke hatte man das Theater in vollständigen Belagerungszustand versetzt. Keiner erhielt Zutritt zu den Lokalitäten und jede Ecke des großen Gebäudes wurde von den russischen Polizisten durchsucht. Den ganzen Tag durchsuchte man mit Lichtern die düstern Keller, welche sonst keines Menschen Fuß betritt. Am Abend traf der Kaiser zwanzig Minuten später ein als bestimmt war, während der König mit nervöser Hast im Vestibül auf und abging, ihn erwartend. Die allein Ruhige, die einzige, deren Gleichmut nicht gestört erscheint, das ist die Kaiserin.

Wenn Andere zittern, bewahrt sie lächelnd ihre Kaltblütigkeit. Als der Speisesaal in Gatschina in die Luft gesprengt ward, wenige Minuten vorher, als das Kaiserpaar sich zu Tisch begeben wollte, besaß die Kaiserin Fassung genug, in scherzendem Tone zu äußern, während sie die Hand ihres Gemahls erfaßte: „Welch' ein Glück, daß wir diese Minute noch warteten!“ Die Familienzusammenkunft auf Fredensborg mit dem Zaren als Mittelpunkt — wie oft hat das Publikum die Pracht bewundert, welche der Maler Tuxen auf der Riesenleinwand entworfen! Wahrer aber würde Derjenige schildern, welcher es verstände, den Alpdruck der Angst darzustellen, wie er seinen feuchtkalten Schatten über das Fest wirft und sonderbare Runen an den Wänden zeichnet.*)

Wir wollen hier eine Erzählung einflechten, welche die Baronin von Oberkirch in ihren Memoiren zum Besten gibt und die zum Beweis dafür dienen mag, daß sowol der Gemütszustand wie die Lage, in der sich der jetzige Zar befindet — erblich in der russischen Kaiserfamilie ist.

Als sich der Großfürst Paul von Rußland — der 1801 als Zar ermordet wurde — mit seiner Gemahlin in Brüssel befand — es war im Juli 1782 — kam eines Abends bei Tisch das Gespräch auf Gespenstergeschichten.**)

---

*) Eingehend ist das Leben und die Persönlichkeit des Zaren in dem Buch „An Fürstenhöfen Europas“ und zwar in dem Kapitel „Am Hofe des weißen Zaren“ behandelt. Natürlicherweise wurde das Buch sofort in Rußland verboten.

**) Nach E. Schulte „Memoiren zur neueren französischen Geschichte.“

Von dem Aufsuchen der Sehenswürdigkeiten der Stadt ermüdet, war die Großfürstin schon vor Tisch zur Ruhe gegangen, während die Baronin Oberkirch mit am Tische saß. Außer dem Großfürsten waren einige Herren des Gefolges zugegen, darunter der langjährige Freund Pauls, Fürst Kurakin, und ferner der an fast allen Höfen bekannte Fürst von Ligne. Der Großfürst schwieg zu dem, was die Anwesenden von merkwürdigen Träumen und Visionen zu erzählen wußten. „Haben Sie nichts Sonderbares erlebt, Monseigneur?" fragte scherzend der Fürst von Ligne. „Geschehen in Rußland keine Wunder? Haben die Hexen und die Teufel Rußland verschont?" Der Großfürst schüttelte den Kopf. „Kurakin weiß", sagte er, „daß ich auch etwas zu erzählen hätte, aber ich suche diese Dinge zu vergessen, die mich früher sehr beunruhigt haben." Es entstand eine Pause. Dann sagte Paul traurig zu Kurakin: „Nicht wahr, ich habe Befremdendes erlebt? — „So befremdend, Monseigneur", antwortete Kurakin, „daß ich trotz der Achtung, die ich Ihren Versicherungen schuldig bin, den Vorfall nur als ein Spiel Ihrer Einbildungskraft habe betrachten können." — „Ganz richtig", antwortete der Großfürst, „und wenn Frau von Oberkirch mir versprechen will, nicht zu meiner Frau zu plaudern, so will ich Ihnen den Vorfall erzählen. Zugleich bitte ich die Herren", fuhr er lächelnd fort, „dies diplomatische Geheimnis zu wahren, denn ich möchte doch nicht, daß eine Gespenstergeschichte, die ich erzähle und die mich betrifft, ganz Europa durchlaufe." — „Jeder gab sein Wort", schreibt Frau von Oberkirch; „was mich betrifft,

so habe ich es treu gehalten und werde es halten. Diese Memoiren werden, wenn sie erscheinen, doch erst zu Tage kommen in einer Zeit, wo die Nachwelt schon begonnen hat und sich um eine solche Kleinigkeit nicht mehr kümmert."
Der Großfürst erzählte:

„Wir hatten in Petersburg einen schönen Frühlingsabend. Kurakin und ich hatten in meiner Wohnung lange geplaudert und geraucht, und uns kam der Gedanke, unerkannt noch einen Spaziergang durch die Stadt zu machen. Es war spät, als wir auf die Straße traten, und wir trafen nur noch wenige Leute an. Der Mond schien so hell, daß man einen Brief hätte lesen können. Wir kamen durch eine schmale Gasse, die zur linken Hand von einer Mauer gebildet war. Ein Diener ging voran, dann folgte ich, hinter mir ging Kurakin und nach ihm kam ein zweiter Diener. Wir waren heiter gestimmt, und Kurakin unterhielt mich mit seinen munteren Einfällen. An einer Krümmung der Gasse bemerkte ich rechts unter einem Thorwege einen hochgewachsenen, hageren Mann, der in einen weiten Mantel gehüllt war und einen Soldatenhut tief ins Gesicht gedrückt hatte. Er schien zu warten, und als wir an ihm vorübergingen, trat er, ohne zu sprechen oder zu grüßen, auf meine linke Seite und ging mit mir. Seine Züge konnte ich nicht erkennen. Seine Schritte gaben auf den Steinfliesen einen sonderbaren Ton, wie wenn ein Stein gegen einen anderen geschlagen wird. Meine linke Seite, an der er ging, fühlte ich eisig durchschauert. „Ein sonderbarer Begleiter", sagte ich zu Kurakin. „Was für ein Be-

gleiter?“ fragte Kurakin. „Hier zu meiner Linken“, gab ich zur Antwort; er klappert ja doch laut genug, meine ich.“ Kurakin versicherte, daß er zu meiner Linken nichts sehe und höre. „Wie“, sagte ich, „Du siehst den Mann im Mantel nicht, der hier an meiner linken Hand zwischen der Mauer und mir geht?“ Kurakin antwortete: „Ihre Hoheit berühren ja selbst die Mauer, und es ist zwischen der Mauer und Ihnen für Niemanden Platz.“ Ich streckte meinen Arm aus, und wirklich fühlte ich die Steine der Mauer. Doch ging der Mann beständig zwischen ihr und mir. Ich sah jetzt das Auge des Fremden, so funkelnd, wie ich noch keins gesehen, auf mir ruhen. „Ich weiß nicht, was ich empfinde“, sagte ich zu Kurakin, „aber das ist sonderbar.“ Ein eigener, nicht zu schildernder Eindruck überkam mich. Plötzlich rief der Fremde mit traurigem Tone: „Paul!“ Mechanisch und wie von einer fremden Gewalt getrieben, antwortete ich: „Was willst Du?“ „Paul!“ rief er noch einmal mit liebevollem und betrübtem Ausdruck. Dann blieb der Fremde stehen. „Paul“, wiederholte er, „armer Paul, armer Prinz!“ Unwillkürlich hielt ich auch meine Schritte an. „Hörst Du?“ sagte ich zu Kurakin. „Nein“, antwortete dieser, „und Sie, Monseigneur?“ Ich fragte mit großer Anstrengung den Fremden, wer er sei und was er wolle. Er antwortete: „Armer Paul! Wer ich bin? Ich bin der, der es mit Dir gut meint. Was ich will? Ich will, daß Du Dich nicht zu sehr an diese Welt hängst, denn Du wirst nicht lange darin weilen. Lebe rechtlich, wenn Du ruhig sterben willst, und setze Dich nicht über Gewissensbisse hinweg, sie sind

die bohrendste Strafe großer Seelen." Dann ging der Fremde weiter und ich mit ihm, während Kurakin und die Diener zurückblieben. Sehen Sie, wie Kurakin lacht; er glaubt noch immer, ich hätte alles geträumt. Der Fremde führte mich auf den Platz zwischen der Newa und dem Senatspalast. „Adieu, Paul", sagte er dann stehen bleibend, „Du wirst mich hier und anderswo wiedersehen." Darauf hob sich sein Hut wie von selbst. Jetzt sah ich seine Züge deutlich. Ich erkannte das Adlerauge, die gebräunte Stirn, das strenge Lächeln Peters des Großen, meines Ahnherrn. Als ich mich von meinem Staunen und Schrecken erholt hatte, war er verschwunden. Den Platz, wo er verschwand, bestimmte Katharina später, ohne mein Zuthun, für die Statue Peters."

„Wissen Sie, was die Geschichte beweist, Monseigneur?" fragte der Fürst von Ligne. „Sie beweist, daß ich jung sterben werde", entgegnete der Großfürst. „Ich bitte um Verzeihung", sagte der Fürst von Ligne; „sie beweist, daß man in Mondscheinnächten nicht spazieren gehen soll, wenn man müde ist, und daß man sich nicht an erst halb aufgethauten Mauern reiben soll."

Beim Großfürsten Paul warf die später eintretende geistige Störung ihre düsteren Schatten voraus. Doch, berichten wir ohne Allusionen vom letzten Aufenthalt des Zaren am dänischen Hofe! —

Dichter Nebel verzögerte die Ankunft der russischen Schiffe um mehrere Stunden, aber die Menschenmassen, welche zu vielen Tausenden von der Zollbude bis zum

Bahnhofe Spalier bildeten, warteten geduldig. Die Könige von Dänemark und Griechenland, der dänische Kronprinz und der griechische Prinz fuhren dem russischen Geschwader entgegen. Eine Meile südlich von Dragör in der Kjögebucht kamen die russischen Kaiseryachten „Dershawa“ und „Czarewed“, welche von den Kreuzern „Correz“ und „Razbojnik“ begleitet wurden, in Sicht. Alsbald begaben sich die dänischen und griechischen Herrschaften zur Begrüßung an Bord des „Dershawa“; dann folgte ihnen das russische Kaiserpaar mit den drei Söhnen und den beiden Töchtern auf die dänische Yacht „Danebrog.“ Inzwischen war auch das dänische Übungsgeschwader, bestehend aus den Panzerschiffen „Tordenskjold“ und „Iver Hvitfeld“, sieben Kanonenboten und sechs Torpedoboten, herangekommen und schloß sich als Eskorte an. Etwas vor ein Uhr warf der „Danebrog“ auf der inneren Rhede Anker. Die dänische Königsschaluppe brachte die russischen Herrschaften unter dem Salut der Geschütze und unter dem donnernden Hurrah der Zuschauer bei der Zollbrücke ans Land. Der Kaiser von Rußland trug seine Uniform als Ehrenoberst der dänischen Garde. Die Königin, das Kronprinzenpaar, die Prinzessin von Wales und eine ganze Reihe von Prinzen und Prinzessinnen befanden sich an der Brücke. Von hier begaben sich die Herrschaften sofort nach dem Bahnhofe. Es saßen im ersten Wagen der Kaiser von Rußland, der König von Dänemark, der Großfürst-Thronfolger und der Kronprinz von Dänemark; im zweiten Wagen hatten die Kaiserin in hellgrünem Seidenkleide, die Königin von Dänemark, König Georg von

Griechenland und der Herzog von Sparta Platz genommen; im dritten Wagen saßen die Königin von Griechenland in olivenfarbigem Kleide mit Kleeblättern, die Prinzessin von Wales mit zwei englischen Prinzessinnen; in dem vierten Wagen die Kronprinzessin von Dänemark, Prinzessin Marie, Prinz Waldemar und Prinz Georg von Griechenland. Alle Straßen, welche der Zug passierte, Amaliegade, St. Annäplatz, Store Strandsträde, Kongens Nytorv und Östergade waren reich beflaggt und mit ungeheuren Menschenmassen bedeckt. Der Empfang war ein sehr warmer. Der Zar, sichtlich angenehm berührt, dankte freundlichst nach allen Seiten. Um 1¾ Uhr erfolgte die Abfahrt des Extrazuges nach dem von Christian IV. erbauten Schlosse Fredensborg, das prächtig an einem Binnensee etwa vier Meilen nördlich von Kopenhagen liegt.

In Fredensborg sieht man den Zaren häufig lächeln, aber sein Lachen hat etwas Gezwungenes und auf seinem Gesicht ruht ein Zug von Schwermut und nervöser Spannung. Er kommt sehr häufig nach der Hauptstadt, mittelst der an Fredensborg vorüberführenden Eisenbahn, um dem Gottesdienste in der russischen Kirche beizuwohnen oder ein Frühstück am Bord seiner neben anderen russischen Kriegsschiffen auf der dortigen Rhede liegenden Yacht „Dershawa“ zu geben. Bei allen diesen Gelegenheiten pflegen die Bewohner der hauptstädtischen Straßen, welche der Zar passieren soll, Flaggen auszuhängen, und auf der ganzen weiten Strecke vom Bahnhof bis zum Hafen bildet das Kopenhagener Publikum in dichten Reihen Spalier, um den Zaren

zu sehen und feststellen zu können, ob er sich seit zwei Jahren verändert hat oder nicht. In der That altert der Zar ersichtlich rasch; so hat z. B. seine Kahlköpfigkeit in den letzten Jahren wesentlich zugenommen, wovon man sich überzeugen kann, wenn er den Hut zum Gruße lüftet. Vielfach findet die Neugierde des Publikums keine Befriedigung. Die Menge harrt oft stundenlang auf den Straßen in Sonnenschein und Regen der an der roten Livree der Bedienung leicht erkennbaren königlichen Equipagen, und wenn diese endlich erscheinen, sieht man wohl alle Mitglieder der königlichen Familie, nur nicht den Zaren, der eigentümlicherweise häufig ein Arrangement bestimmt und im letzten Augenblick seinen Beschluß ändert. Zum Teil ist man geneigt, diese plötzlichen Änderungen der getroffenen Anordnungen auf die Furcht des Zaren vor nihilistischen Attentaten zurückzuführen. Andere führen hierfür natürlichere Gründe an; sie sagen: es ereignet sich zuweilen, daß in demselben Augenblick, in welchem der Zar einen Ausflug zu machen gedenkt, ein Kurier aus Rußland eintrifft, dessen Botschaften ihn zwingen, seinen Herrscherpflichten obzuliegen. Oder auch giebt er die getroffenen Anordnungen ganz einfach daher auf, weil es ihm besser gefällt, mit seinen oder seiner Schwäger Kindern zu spielen, im Esromsee Hechte zu fangen oder im Gribwald Vögel zu schießen. Vielleicht trifft die eine wie die andere Auffassung das Richtige. Die Schreckbilder von Gatschina werden den Zaren auf Fredensborg schwerlich ganz verlassen. Dagegen mag man wohl Recht haben, daß ein russischer Zar sich nicht darum küm-

mert, ob die russische Flotte und die neugierigen Kopenhagener Damen und Herren seiner Ankunft harren; und am wenigsten braucht er sich die vergeblichen Kosten zu Herzen zu nehmen, die ein von ihm angeordnetes Frühstück verursacht, wenngleich sie nach dänischen Begriffen ein kleines Vermögen repräsentieren. Zur Tafelmusik auf Fredensborg wird z. B. ein Orchester von 62 Musikern gehalten, welche per Extrazug von und nach Fredensborg befördert werden. Im übrigen tritt das russische Kaiserpaar hier sehr anspruchslos auf, namentlich hinsichtlich seiner wohnlichen Einrichtungen. Es stehen demselben nur drei Räume auf Fredensborg zur Verfügung, deren Ausstattung eine einfach bürgerliche ist. Der Schreibtisch, von welchem aus der Zar seine Ukase erläßt, ist von Nußbaumholz und vom Kronprinzen Friedrich als unbrauchbar ausrangiert worden; dem Zaren genügt er jedoch. An diesem Tische arbeitet der Zar täglich mehrere Stunden, teils ohne, teils mit Sekretär, welche letztere Stellung zuweilen von der Kaiserin versehen wird. Von allen fürstlichen Personen auf Fredensborg ist der Zar früh Morgens zuerst auf den Beinen. Wenn um 9 Uhr in den Räumen der Königin Louise von Dänemark das erste Frühstück serviert wird, kehrt der Zar gewöhnlich von einer längeren Waldpromenade zurück. Nach dem Frühstück gesellt er sich zu den Damen und Kindern, während der Prinz von Wales zusammen mit dem König von Griechenland und einem oder beiden Brüdern des Königs Christian sich in den Billardsaal begeben oder einen Ausflug zu Pferde machen. Die jüngsten Mitglieder der Familie, sowohl die

dänischen wie die griechischen und englischen, sind darüber einig, daß ihr kaiserlicher Onkel der beste aller Onkel ist, und sie sammeln sich daher beständig um ihn herum. Abends wird sowohl von der dänischen Königin als von ihren Töchtern musiziert. Als am Geburtstage der Königin Louise (7. September) einige hundert Kinder dieser ihre Huldigung darbrachten, stellte der Zar sich inmitten der Kinderschar und sang mit, ja er dirigierte sogar den Gesang, nachdem die Königin da capo begehrt hatte.

Am 17. Geburtstage der reizenden Prinzessin Alexandra von Griechenland tanzte der Zar sogar. In Fredensborg war große Tafel, die dänischen Minister, mit Ausnahme des beurlaubten Baron von Rosenörn-Lehn waren geladen, eine Auszeichnung, die mit ihnen nur der frühere französische Botschafter in Petersburg, General Appert, genoß, der mit einer Dänin verheiratet ist und die Sommerfrische in Skodsborg genoß. Das Garde-Marine-Musikkorps der Yacht „Derjawa“ spielte zur Tafel und später zu einem Tänzchen, an dem die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme des dänischen Königspaares, teilnahm.

Bald darauf verbreitete sich in Kopenhagen das Gerücht, daß ein Mann verhaftet worden sei, der den Kaiser von Rußland habe erschießen wollen. Nach dem, was die „Nat.-Tid.“ aus zuverlässiger Quelle erfahren haben will, verhält sich die Sache aber nicht so schlimm; sie berichtet: Vor ungefähr 8 Tagen saß ein 23jähriger Schmiedegeselle, der von dem Genuß starker Getränke etwas umnebelt war, in Gesellschaft mit zwei anderen jungen Leuten in einem

Restaurant in Ordrup (ein Dorf in der Nähe von Kopenhagen) und führte ein lautes Gespräch, während welchem er unter Anderem auch auf das seiner Zeit gegen den Konseilpräsidenten verübte aber mißglückte Attentat zu sprechen kam. „Damals ging es nicht, aber das nächste Mal geht es wohl besser“, sagte er. Ein anwesender Kaufmann aus Kopenhagen tadelte diese Äußerung und forderte den Schmiedegesellen zum Schweigen auf, der alsdann aber rief: „Was kann da sein, mir sind 50 Kronen für die Erschießung des Kaisers geboten.“ Als diese Episode zur Kenntnis der Polizei gelangte, wurde der Mann selbstverständlich aufgesucht und verhaftet. Merkwürdig allerdings bleibt, daß der Zahr um diese Zeit nicht zu sehen war und das bekannte „Unwohlsein“ vorgeschützt wurde.

Der Zar liebt von den Verwandten seiner Frau am meisten den Prinzen Waldemar. Der junge Schwager war immer sein einziger Jagdgenosse während der langen Tage, wenn Alexander III. bei seinen Besuchen in Dänemark in den Wäldern am Esrom-See — aller Repräsentation, allen Audienzen und Besuchen entfliehend — jagte. Diejenigen, welche dem Hof in Kopenhagen nahe stehen, behaupten, daß Niemand den Zaren so gut kenne, wie Prinz Waldemar, und daß Niemand einen größeren Einfluß anf ihn habe.

Prinz Waldemar ist das jüngste der Kinder König Christians. Von Kindheit an kerngesund, wurde er früh für die Marine bestimmt. Er wurde, wie sein Bruder, König Georgios, Kadett, diente wie er von unten auf durch alle Grade, und ist jetzt Premierlieutnant in der Flotte,

nachdem er alle Prüfungen, sowohl theoretische als auch praktische, vor den eingesetzten Examinationskommissionen abgelegt hat.

Es war kein blinder Zufall, der den beiden Brüdern dieselbe Ausbildung gab. Prinz Waldemar hat sowohl körperlich wie geistig große Ähnlichkeit mit seinem älteren Bruder. Sie sind beide blond, und ihre Gesichtszüge sind sehr ähnlich — mit fast demselben Ausdruck einer etwas indolenten Gutmüthigkeit. Aber an Körperbau ist Prinz Waldemar kräftiger, gerader emporgeschossen, höher und breitschultriger.

Früher trug Prinz Waldemar den kleinen Schnurrbart der Lieutnants, und in seiner kecken Seeoffiziers-Uniform, mit dem runden Gesicht, das von Sonne und Wetter während seiner früheren Seefahrten durch fast alle Weltgegenden gebräunt worden war, repräsentierte er die Jugend am Kopenhagener Hofe. Jetzt, als er im Sommer von Grönland heimkehrte, wohin er einige Monate nach seiner Verheiratung kommandiert war, hatte er sich den stattlichen Vollbart des verheirateten Mannes zugelegt. Seine Schwestern, die Prinzessin Alexandra von Wales und die Herzogin von Cumberland, waren sehr erstaunt über diesen großen und würdigen Herrn, den sie noch immer den „kleinen Bruder" nennen und den sie jetzt kaum wiedererkannten.

Prinz Waldemar setzt seinen Willen mit seinem frohen Lächeln und mit ein paar heiteren Worten durch — und setzt er denselben in einem einzelnen Fall nicht durch, so schadet das seiner guten Laune durchaus nicht. Er bewahrt

unter allen Verhältnissen seinen gleichen, heiteren Humor ... er ist stets aufgeräumt und immer zu helfen bereit.

Von allen seinen Geschwistern hat er das Glück gehabt, am längsten in seinem Heim unter den Augen seiner hochbegabten und ausgezeichneten Mutter zu verbleiben. Seine Erziehung war regelmäßig und streng. Man gestattete ihm nicht, wie verschiedenen andern Fürstensöhnen, sich mit gewissen Scheinkursen zu begnügen, und außerdem wurde er von einem besonderen Gouverneur erzogen. Er hat alle Klassen in der Kadettenschule durchgemacht und lebte in seinen zwei kleinen Stübchen im Residenzschloß vollkommen in Übereinstimmung mit dem Reglement des Kadettenkorps.

Sein bester Freund war — und ist es noch in diesem Augenblick — ein Kamerad von der Kadettenschule bürgerlicher Herkunft. Jeden Sonntag wurde der junge Kamerad als Gast des Prinzen zur Tafel geladen, und nach Tisch spielten Alle, Alte und Junge, Karten, wobei der Einsatz einige Öre betrug. Dies war um so notwendiger, als der Prinz gewiß ebenso wenig wie sein Freund, der kleine Kadett, etwas zu verlieren hatte.

Im Kadettenkorps wurde Prinz Waldemar sehr streng gehalten. Er mußte präzis zehn Uhr zu Bett gehen, und oftmals kam er des Abends gar nicht in die Gemächer der Eltern herab, weil sein Gouverneur fand, daß er seiner Aufgaben nicht vollständig sicher sei.

Er ist von mittlerer Begabung, hat aber natürlichen und gesunden Verstand. In der Schule und bei den anstrengenden Fahrten auf den Kriegsschiffen war er pflicht-

getreu wie kein andrer. Indolent, wenn es gilt, selbständig die Initiative zu ergreifen, ist er ausdauernd und bis zur Halsstarrigkeit gehend, wenn es sich darum handelt, eine von einem Andern auferlegte Arbeit durchzuführen.

Es würde uns überraschen, wenn Prinz Waldemar jemals glänzende Regententalente offenbaren sollte. Aber er wird als Fürst sicherlich eine ununterbrochene Pflichterfüllung zeigen und vor Allem das besonnene und vorsorgliche Maß halten, das oft den Mann zum Ziel geführt hat. Offen von Charakter, hat er die Vorliebe des Seemanns für „die freien Wasser“. Sein Wesen und sein ganzes Äußere schmelzen zur Verkörperung dessen zusammen, was die größte Tugend seines Charakters ist: Loyalität.

Bulgariens Krone anzunehmen, davon hat Prinz Waldemar gewiß am allerletzten geträumt.

Mitunter wurde an alten Tagen in der Kadettenschule damit gescherzt, welche Krone wohl auf Prinz Waldemars Haupt fallen würde. Das war nur zu natürlich dem jungen Sohne eines Fürstenhauses gegenüber, auf dessen Mitglieder während der letzten fünfundzwanzig Jahre die Kronen vom Himmel herabgefallen zu sein schienen, wie der alte Danebrog vor vielen hundert Jahren vom Himmel herabfiel.

Der Prinz war der Erste, der über diese jugendlich erträumte Kandidatur lachte, und er wiederholte stets dasselbe: „Laßt mich nur ein dänisches Schiff führen.“

Er würde dies sicherlich mit der Bravour gethan haben, die der Tradition der dänischen Marine eigen ist.

Als vor zwei Jahren das Christiansborger Schloß in Flammen aufging, geschah es unter Anführung des Prinzen Waldemar, daß die Kadetten, welche sich auf dem Dache des Thorwaldsenschen Museums geschaart hatten, den Stolz der Nation, die Thorwaldsenschen Meisterwerke gegen die Flammen schützten, und der Prinz erhielt seine „Feuertaufe“ unter den Flammen der brennenden Königsburg seines Vaters.

Prinz Waldemar liebt sein Vaterland sehr, vielleicht so sehr, daß es sein Wunsch ist, es niemals zu verlassen.

Es ist kaum sein Ehrgeiz, der ihm einen fremden Thron als wünschenswert erscheinen läßt. Aber Prinz Waldemar gehört einem Geschlechte an, dessen einzelne Mitglieder keinen eigenen Willen kennen. Sie ordnen sich in unbegrenztem Respekt dem Willen des Hauses unter, der von ihrer Mutter, der Königin, repräsentiert wird. Es ist die Königin Louise, welche der Gedanke, die Initiative und der Chef dieses Geschlechts ist. Ihre Kinder nähren blinde Bewunderung für sie und — ihre Werke, und sie haben keinen andern und größeren Ehrgeiz, als das Werkzeug dieser klugen und schlau berechnenden Königin — selbst dann zu sein, wenn sie Opfer von ihnen fordern sollte.

Die Prinzessin Waldemar ist eine Prinzessin von Orléans. Sie ist still unter den Augen ihrer Mutter, der Herzogin von Chartres, erzogen, die bekanntlich eine vortreffliche Aquarellmalerin und in des Wortes vornehmster Bedeutung „une grande dame“ ist. Die junge Prinzessin Marie sah den ersten Schimmer der großen Welt an dem

Tage, an welchem das Oberhaupt ihrer Familie sie als verlobte Braut nebst ihren vielen orléanistischen Millionen dem jungen dänischen Prinzen übergab. Rot und weiß, frisch und rund glich sie an jenem Tage in der Galerie der Guisen mit ihren großen, klaren Augen und ihrem frohen, verwunderten Lächeln lebhaft „Gottes Wort vom Lande", bescheiden und mehr schön als hübsch.

Der Winter in Kopenhagen, der seit dieser Zeit verflossen ist, hat vielleicht die Frische der Prinzessin Marie ein wenig erblassen lassen, aber sie hat ihr frohes Lächeln und ihren bescheidenen Reiz gleich einem jungen Mädchen bewahrt.

Die freundschaftlichen Gesinnungen, welche der Zar für seinen Schwager, den Prinzen Waldemar, hegt, scheinen sich auch auf die Gemahlin des Letzteren, die Prinzessin Marie von Orléans, zu erstrecken. Der Zar hat die Gesellschaft des dänischen Seeprinzen nur für einige Tage bei seinem letzten Aufenthalt genießen können, da dieser gleich nach dem Geburtstage der Königin wieder seinen Dienst als Kommandant des Torpedobootes „Hvalrossen" antreten mußte und mit dem Übungsgeschwader in See gegangen ist. Seitdem sah man den Kaiser nicht selten die Prinzessin Marie begleiten; bisweilen wurden größere Touren unternommen, welche der Zar improvisierte und nach seiner freien Laune zur Ausführung brachte. So war ein Besuch der kaiserlichen und königlichen Herrschaften in Helsingör geplant. Während die übrigen Herrschaften mit einem Extrazug fuhren, gingen der Kaiser und die Prinzessin Marie den zwei Stunden

weiten Weg von Fredensborg bis Helsingör zu Fuß. Die Königin Olga wollte ihnen folgen, aber sie kam nicht weiter als bis zur Station Kwistgaard, wo die griechische Königin den Extrazug abwartete. Der Kaiser und die Prinzessin Marie setzten trotz des schlechten Wetters und des aufgeweichten Weges die Tour nach Helsingör fort, welches sie erst kurz vor der Stunde erreichten, zu welcher der Extrazug sie wieder nach Fredensborg zurückführen sollte. Es blieb deshalb keine Zeit, auf der Villa Augusta den beabsichtigten Besuch bei der jüngeren Schwester der dänischen Königin, der Witwe des Baron Blixen-Finecke zu machen. Der Kaiser und seine jugendliche Begleiterin speisten im gewöhnlichen Restaurationslokal im Eisenbahnhotel, wo ein zufällig anwesender Gast mit dem Kaiser an demselben Tische aß.

Hierbei fällt mir noch ein Begebnis ein, das sich während des vorjährigen Aufenthalts des Zaren in Dänemark zutrug. Die königliche Familie wollte ins Theater in Kopenhagen gehen, da kam aber plötzlich ein Extrakurier mit einer Menge von Depeschen und Telegrammen über die Ereignisse in Ostrumelien. Der Kaiser ließ nun die ganze Gesellschaft ins Theater gehen, während er sich an Bord seines Schiffes, „Derjava“, zur Arbeit niederließ. Ich kam an jenem Abend zufällig nach den Zollbuden des Kopenhagener Hafens, wo das Schiff lag, und traf den russischen Admiral, dem ich erzählte, daß man sich im Theater durch das Ausbleiben des Zaren sehr enttäuscht gefühlt habe. „Seine Majestät hat wol nicht Lust gehabt, sondern sitzt wahrscheinlich auf

der „Derjava“ und spielt dort Karten?“ äußerte ich. — „Nein, im Gegenteil! Ich versichere Sie,“ antwortete der Admiral, „daß der Zar in seinem Arbeitszimmer sich befindet und schreibt. Wenn er überhaupt Karten studiert, dann sind es jedenfalls Landkarten“, fügte er scherzend hinzu. „Aber wahrscheinlich geht er heute Nacht kaum vor der anbrechenden Tagesstunde zu Bett, damit der Kurier mit dem ersten Zuge Kopenhagen wieder verlassen kann. Übrigens telegraphiert Se. Majestät fast unablässig, und er hat bereits den Befehl gegeben, daß alle Telegramme ihm während der ganzen Nacht augenblicklich nach der „Derjava“ hinausgebracht werden sollen.“

*   *   *

Die offiziellen Beziehungen Dänemarks zu Deutschland sind ungetrübt, wenn sich auch die Reden des dänischen Kriegsministers jüngst etwas verwunderlich anhörten. Es ist aber in Dänemark fast zur fixen Idee geworden, daß die eigene Existenz von der Erhaltung des „dänischen Volkslebens“ in Nordschleswig abhängig sei und es ist in Dänemark kein Mann aufzutreiben, möge er zur Rechten oder zur Linken gehören, der nicht die Wiederverschmelzung der „abgesprengten nationalen Bruchteile mit dem Mutterlande“ wünscht und hofft. Man mag sagen, daß eine solche Hoffnung töricht ist, aber sie ist so im national-dänischen Empfinden begründet, daß das kleine Volk sich für ehrlos halten würde, wenn es seine inneren, zurückgehaltenen, aber nie aufgegebenen Ansprüche auf Nordschleswig Preis geben wollte. Ob man in Kopenhagen wirklich noch an die Erfüllung der alten,

aber immer lebendigen Hoffnungen glaubt? Sicherlich. Die kleine Militärpartei rechnet auf Zwischenfälle, die Mehrheit des Volkes rechnet auf die Großmut und „Gerechtigkeit“ Deutschlands. Es mag aber auch sein, daß die alte Monrad'sche Politik noch immer Anhänger hat. Als Dänemark 1864 niedergeworfen war und um Frieden bitten mußte, bot Monrad, um die Verbindung mit Nordschleswig zu retten, den Eintritt der ganzen dänischen Monarchie in den deutschen Bund an, eine geschichtliche Thatsache, die jetzt auch durch das Generalstabswerk (Zweiter Band. Seite 747.) festgestellt ist. Natürlich wurde das Angebot damals abgelehnt, die Dänen sind inzwischen sehr stolz auf ihre politische Selbstständigkeit geworden, die sich im Innern als diktatorisches Regiment sehr fühlbar macht.

Der erträgliche modus vivendi, der seit Jahren zwischen Kopenhagen und Berlin hergestellt war, wurde noch zu Gambettas Lebzeiten durch die eigentümliche Affaire zwischen dem deutschen Gesandten Baron von Magnus und der französischen Schauspielerin Sarah Bernhardt zeitweilig getrübt.

Notabilitäten Kopenhagens gaben nach Schluß der Theatervorstellung zu Ehren Sarah Bernhardt's ein Souper von etwa 300 Personen im Hotel Royal in Kopenhagen. Beim Dessert, nachdem schon mehrere Toaste ausgebracht worden waren, so von dem Kammerherrn v. Fallesen, Herrn Robert Wald und anderen, sah man plötzlich, nicht ohne einiges Erstaunen, den preußischen Gesandten, Baron von Magnus, sich erheben. Derselbe bat um's Wort und sagte, mit dem Glase in der Hand folgendes: Ich trinke auf das

Wohl Frankreichs, das uns so große Künstler gegeben, auf Frankreich, das schöne Frankreich, welches wir alle lieben. (Je bois à la France, qui nous donne de si grands artistes, à la France, la belle France, que nous aimons tous!) Herr von Magnus näherte sich Sarah Bernhardt, um mit ihr anzustoßen. „Entschuldigen Sie, Herr Baron," erwiderte diese, „mein Glas ist leer". Mit einer Handbewegung das Glas des Herrn von Magnus zurückstoßend, erhob sich Sarah Bernhardt nun und sagte mit erregter Stimme: „Ich trinke auf das Wohl des dänischen Volkes und auf das der königlichen Familie von Dänemark, die mich so gastfrei aufgenommen haben, und wie der preußische Gesandte, trinke ich auf das Wohl Frankreichs, aber des ganzen Frankreichs, nicht wahr Herr Baron?"

Diese Erwiderung rief nicht blos lebhaften Beifall, sondern ein enthusiastisches Hurrah der versammelten Dänen hervor. Die Bewegung dauerte Minuten lang und fand noch außerhalb des Saales ihr Echo. Dieser Taktlosigkeit wurde übrigens von deutscher Seite nicht allzugroße Wichtigkeit beigemessen.

Dagegen berührte der Besuch des dänischen Herrscherpaares in Berlin im November 1879 in allerhöchsten Kreisen ganz besonders angenehm. Es gereichte dem Kaiser in seinem ehrwürdigen Greisenalter zur großen Freude, mit einem Gegner von ehemals auch persönlich die wünschenswertesten Beziehungen angeknüpft zu haben und der Kaiser gab auch dieser Empfindung lebhaften Ausdruck.

Der deutsche Kronprinz hatte bei seinem Aufenthalt in Kopenhagen die dänischen Herrschaften auf das Freundlichste zum Besuche in Berlin eingeladen; um so erwünschter mußte es daher sein, daß er nun die dänischen Gäste in der deutschen Hauptstadt bewillkommnen konnte; er hatte sich denn auch, ebenso wie die deutsche Kaiserin, sobald die Ankunft der dänischen Herrschaften festgesetzt war, nach Berlin begeben. Über die Einzelheiten des Aufenthaltes der dänischen Majestäten beschränken wir uns, nur das zu berichten, was Zeugnis für die hohe Würdigung dieses Besuchs seitens des deutschen Hofes und der deutschen Bevölkerung ablegt.

Als das dänische Königspaar zum Besuch am Palais vorfuhr, wurde dasselbe von den Studenten, welche eben zahlreich dem gegenüberliegenden Universitätsgebäude entströmten, auf das Lebhafteste und Freundlichste begrüßt. Auch sonst hatten sich Tausende von Menschen in der Nähe des Palais eingefunden, um der Auffahrt der Gäste beizuwohnen. Die dänischen Herrschaften, sichtlich erfreut über diese Ovation, dankten auf das Verbindlichste.

Beim Diner im Palais hatte der Hof große Gala angelegt. Ihre Majestät die Kaiserin trug eine prachtvolle Robe mit grünen Stoffstreifen und weißen Spitzen reich garniert und auf der ganzen Devant-Robe mit kostbaren Brillant-Agraffen besteckt. Ein Collier von mehreren Reihen großer Solitaires umgab den Hals und hing bis auf das Kleid herab. Das Haupt schmückten weiße und grüne Federn und ein voller Kranz großer Diamant-Sterne. Der Kaiser in großer Generals-Uniform, trug das hellblaue Band des

dänischen Elephanten-Ordens, während die Kaiserin das Orange-Band des Schwarzen Adler-Ordens angelegt hatte. Die Königin von Dänemark trug eine silbergraue Seidenrobe mit gleichfarbigem, leichtem Gaze-Überkleid und das Haar war mit einem Kranze großer Sammetblumen und mit einzelnen großen Brillanten geschmückt, die auch an Hals und Armen der Fürstin in reichen Schnüren glänzten. Der deutsche Kronprinz trug — und wenn uns das Gedächtniß nicht trügt, auch Prinz Karl von Preußen — das blaue Band des dänischen Elephanten-Ordens.

Nachdem die höchsten Herrschaften für einige Minuten Cercle gehalten hatten, begab sich die Versammlung durch den Balkonsaal und den kleinen Speisesaal in den ersten großen Speisesaal, den sogenannten Echosaal, welcher ringsum von weißen Marmorsäulen getragen wird und der erste der langen Reihe von Festräumen ist, die im oberen Stock des kaiserlichen Palais liegen.

Die Tafel war in vollkommener Kreisform gedeckt, so daß nur eine kleine Öffnung zum Eintritt für die Dienerschaft blieb, und umfaßte ungefähr hundert Gedecke. Die Tischordnung war derartig arrangirt, daß die Kaiserin und die Königin von Dänemark die beiden Mittelplätze einnahmen, während der König von Dänemark neben der Kaiserin und der Kaiser neben der Königin Platz nahmen. Zur Seite des Kaisers saß die Frau Prinzessin Friedrich Karl, welche eine hellblaue Seidenrobe mit weißen Spitzen trug und ihr prachtvolles Collier aus Opalen und Diamanten trug. Der Kronprinz saß neben Prinzeß Friedrich Karl und hatte zur

anderen Seite die reizende junge Prinzessin von Hohenzollern, geborene Prinzessin von Thurn und Taxis, eine äußerst zarte aristokratische Erscheinung. Die Prinzessin trug eine weiße Seidenrobe mit Spitzen- und Perlengarnitur, am Halse ein breites Perl-Collier und eine Reihe sehr schöner Brillanten. Das leicht gekräuselte und höchst einfach frisierte Haar war mit großen hochrosa Blüthen geziert. Die Prinzessin war vom Prinzen Karl geführt worden, welcher ihr zur Rechten saß. Dann folgten Prinz Wilhelm, Prinz Alexander und der Erbprinz von Meiningen. Neben dem König von Dänemark saß die Erbprinzessin von Meiningen, Prinzeß Charlotte.

Von den Damen der Diplomatie waren nur Lady Odo Russell und die Gemahlin des dänischen Gesandten zugegen. An der inneren Tafelrunde saßen die Minister, die Generalität, die Botschafter von Rußland und England, und der dänische Gesandte, Baron von Quaade.

Außerdem wurden damals Galavorstellungen im Opernhaus und Festlichkeiten aller Art, zu Ehren der königlichen Gäste insceniert — heutzutage wird der Weg von Kopenhagen über Berlin für einen Umweg gehalten.



Im Haag.





In Holland hat am 10. Juli 1884 die Gedächtnißfeier für den ersten Oranier stattgefunden, welcher vor dreihundert Jahren dem Meuchelmörder Balthasar Gérard zum Opfer fiel, und gleichzeitig beinahe ist die feierliche Beisetzung der Leiche des Prinzen Alexander der Niederlande erfolgt, mit welchem das glorreiche Geschlecht der Oranier im Mannesstamm erlosch, nachdem diesem zweitgeborenen Prinzen sein älterer Bruder, der Kronprinz Wilhelm, im Tode vorausgegangen war.

In jedem absolutistischer regierten Staate würde ein solches Erlöschen des dynastischen Mannesstamme eine große Beunruhigung hervorrufen. In Holland war von einer solchen nichts zu spüren. Man verließ sich auf die Verfassung, auf die konstitutionelle Regierung, die Volksvertretung und die streng gesetzliche Gesinnung des Volkes.

Fast schien es so, als ob des Königs Geschlecht, die in Holland regierende Linie wenigstens, dem Untergange

geweiht sei, doch nur vereinzelte bange Gemüter in Holland erwogen die Frage, wer und was nach des Königs Ableben kommen werde, ob die Regierung an eine andere Linie übergehen, ob ein Fürst aus fremdem Hause den Thron besteigen oder gar zur Ausführung kommen würde, was von den antimonarchistischen Parteien erstrebt wird. Des Königs ältester Sohn war unter dem Namen „Prince Citron" seiner Zeit in der Pariser Lebewelt bekannt und berüchtigt; er zerrüttete im Taumel wilder Ausschweifungen seine Gesundheit und verlor die Achtung seiner Landsleute, in deren Mitte er nur selten zu vorübergehendem Aufenthalte weilte, gründlich. Doch fand ich hin und wieder lebhafte Sympathien für den verstorbenen Prinzen von Oranien, obgleich man wußte, wie er in Paris verdorben und gestorben, wie ihn z. B. ein französischer Roué, wie ihn Daudet in seinen „Rois en exile" uns schildert, stets mit „Mon cher Orange" anredete; wie der Prinz sich darob beschwerte und verlangte, „Altesse royale" genannt zu werden, und wie der freche Franzose darauf replizierte: „Mais oui, Vous avez raison, mon cher Citron!" Wir Deutschen würden es einem Prinzen ein wenig übel nehmen, wenn er sich in Paris in der „Bohème aristocratique" herumtriebe und sich da von einem beliebigen Menschen „Orangen" und „Citrone" an den Kopf werfen ließe. Vielleicht beweist das jedoch, daß wir in Deutschland, wo gewisse Konservative bei hellem, lichtem Tage mit der Laterne des Diogenes herumgehen, um Republikaner zu suchen und eine streng monarchisch gesinnte Bevölkerung für republikanisch ausgeben wollen,

doch mehr Respekt vor unseren Prinzen haben als in anderen Ländern, wo sich in Folge dessen denn auch die Prinzen wenig genieren.

In Holland betrachtet man das mehr von der rein menschlichen Seite und weiß für jenen Prinzen allerlei Entschuldigungen anzuführen, welche ich in ihren Einzelheiten nicht hierhersetzen will, weil sie ein schlechtes Licht auf andere Personen werfen würden und weil ich den Grundsatz habe, wenn ich die Gastfreundschaft eines Landes oder eines Hauses genieße, mich nicht in die Familien-Angelegenheiten zu mengen.

Prinz Alexander, der zweite Sohn des Königs, war ein ehrenhafter, mit körperlichen Gebrechen behafteter Sonderling, der weit eher zum Gelehrten als Regenten geschaffen schien. Die holländischen Kronprinzen haben seit einigen Generationen immer in ungewöhnlicher Weise die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich zu lenken gewußt. Das Leben und Treiben des verstorbenen Prinzen von Oranien, characterisierten wir eben; er zog es vor, lieber als Pariser Flaneur und Roué gepriesen zu werden, denn als königlicher Prinz und Erbe eines Thrones. Sein Bruder Alexander, ein schwächlicher und kränklicher Herr, suchte nun auf andere Weise die öffentliche Meinung für sich in Anspruch zu nehmen. Seine dem weltlichen Treiben abgekehrte Sinnesart ließ ihn die öffentlichen Feste und Schaugepränge fliehen, die andererseits durch seine Anwesenheit erst das eigentliche Relief erhalten hätten. Es konnte daher nicht Wunder nehmen, wenn man sich nach dem Tode des Prinzen von

Oranien im Publikum über die Zurückgezogenheit des nunmehrigen Kronprinzen mißliebig äußerte. So tadelte im Jahre 1879 das konservative „Dagblad“ den Prinzen Alexander wegen seines Ausbleibens bei der Eröffnung der Session der Generalstaaten. Darüber zeigte sich der Prinz derart entrüstet, daß er zu dem für einen Fürsten ungewöhnlichen Mittel der Zeitungspolemik griff, indem er sich in einer längeren Zuschrift an das liberale „Vaterland“ gegen den Tadel des Dagblad, vertheidigte. Er bezichtet das letztere, ihm persönlich Haß nachzutragen, weil er vor einigen Jahren dem „Dagblad“ sein Abonnement kündigte, da dasselbe die Philippika wörtlich veröffentlicht hatte, die ein gewisser Mock beim Veteranen-Banket in Delft gegen seinen verstorbenen Bruder, den Prinzen von Oranien, geschleudert hatte. Prinz Alexander vertheidigte sich sodann gegen den Vorwurf, daß er mit seinem verstorbenen Bruder, dem Prinzen von Oranien, auf schlechtem Fuße gestanden habe. Er wies darauf hin, daß er, selbst ein schwächlicher Mensch, in treuer Aufopferung seinen kranken Bruder bis zum Tode gepflegt und bei ihm ausgeharrt habe, bis der Leichnam zur ewigen Ruhe bestattet wurde. Von den Anstrengungen in der Gesundheit erschüttert, sei er einer Einladung seiner Tante, der Prinzeß Marie von Württemberg, nach der Schweiz gefolgt und werde auch noch vorläufig in völliger Ruhe und Zurückhaltung leben müssen, aber — sobald meine innere Kraft wiederum zurückgekehrt sein wird, werde ich nicht verfehlen, in deutlichster Weise zu zeigen, daß ich ganz von dem Wunsche durchdrungen bin, mich den

Anforderungen unseres geliebten Vaterlandes zu widmen ... Mein unvergeßlicher Oheim, der Prinz Heinrich der Niederlande, gab einst auf einem Festmahl zu Amsterdam öffentlich der Hoffnung Ausdruck, daß ich, wenn einst die Vorsehung ihn abberiefe, in seine Fußtapfen treten werde .... Diese Aufgabe ward von mir angenommen .... Schmerzendes Seelenleid über die erlittenen Verluste sind die Ursache, daß der einmal übernommene Auftrag bis zum Augenblick nicht ausgeführt wurde .... Das ist zwar ein „Aufgeschoben", aber kein „Aufgehoben".

Zum Schluß meinte der Prinz Alexander:

„Ich kann nicht umhin, hinzuzufügen, daß nach den Schlägen, die mich seit zwei Jahren getroffen haben, die Hauptstadt für mich ein lebendiges Grab geworden ist, wohin zurückzukehren mir schwer fällt.

„So richte ich an Sie das Ersuchen, dieser Zuschrift einen Platz in ihrem Blatte einräumen zu wollen.

„Es sei mir vergönnt, Ihnen bereits im Voraus meinen Dank zu bezeugen und zeichne ich mich, Herr Redakteur, als

Ihr geneigter
Alexander Prinz der Niederlande."

Dieser Brief rief natürlich in ganz Holland das größte Aufsehen und die lebhaftesten Erörterungen hervor. Die holländische Presse sprach sich mit größter Sympathie und Ergebenheit für den Kronprinzen aus. Das „Rotterdamsch Nieuwsblad" sagte u. A.:

„Wir wissen nun, was wir an dem Prinzen Alexander

von Oranien haben, das Verhältnis zwischen ihm und der Nation ist vollständig aufgeklärt. Er bleibt dem Gelübde getreu, welches er seinem (von ganz Niederland verehrten) Oheim dem Prinzen Heinrich der Niederlande, gegeben hat, dem Vaterlande dienen zu wollen. Dies ist uns für den Augenblick genug."

Der „Nieuwe Amsterdamsch Courant" sagte:

„Die treue Liebe, welche Prinz Alexander für seine Mutter und seinen Bruder hegte, hat ihm die Herzen des Volkes gewonnen und wir haben große Ehrerbietung für das tiefe Gefühl der Verantwortlichkeit, welches den Prinzen treibt, öffentlich zu bezeugen, daß er weiß, was er dem Vaterlande schuldig ist, und daß es einzig zur Herstellung seiner Gesundheit geschieht, daß er im Augenblick im Auslande weilt."

Alle diese Hoffnungen und guten Vorsätze hat der erbarmungslose Tod vereitelt!

Nach dem Tode des Prinzen Alexander stand die Familie Oranien auf nur sechs Augen. Aus des Königs zweiter Ehe mit der Königin Emma geborenen Prinzessin von Waldeck und Pyrmont, war nur ein Töchterchen hervorgegangen, die jetzt siebenjährige Prinzessin Wilhelmine, die verfassungsmäßig als Thronfolgerin gilt. Mit Beklemmung blickte die Bevölkerung Hollands auf dieses anmutige Kind; die Möglichkeit, daß es dereinst thatsächlich die Nachfolge antreten würde, wurde vielfach erörtert.

Längst ist darin ein vollständiger Wandel eingetreten; die Gemüter haben sich beruhigt, die Besorgnisse sind ge-

schwunden, und niemand zweifelt mehr daran, daß Prinzessin Wilhelmine nach des Vaters Rücktritt Königin der Niederlande wird, ohne daß sich für ihren Regierungsantritt auch nur das geringste Hindernis ergibt. Mag nun die Prinzessin bis zu jenem Zeitpunkte die Großjährigkeit erlangt haben oder nicht, regieren wird sie in jedem Falle, sei es unter der Regentschaft ihrer Mutter oder ohne dieselbe. —

Die Königin ist sehr beliebt. Allgemein ist man bezaubert von ihrem natürlichen, freundlichen und einfachen Wesen, wodurch sie gegen die erste Gemahlin des Königs, eine Tochter des Königs Wilhelm von Württemberg, vorteilhaft absteche. Man sieht der Regentschaft, welche ihr nach dem Tode ihres Gemahls zugedacht ist, mit Vertrauen entgegen und erschrickt auch nicht vor dem Gedanken, dereinst nicht von einem König, sondern von einer Königin regiert zu werden, soll die jetzige doch heute schon ein sehr entscheidendes Wort mitsprechen.

Die geistreiche Holländerin, neben welcher ich bei einem glänzenden Diner in Amsterdam die Ehre hatte zu sitzen, war durchaus dieser Meinung, und berief sich auf die Königin Victoria von England, indem sie hinzufügte: „Ich glaube überhaupt, daß eine Frau geeigneter ist als ein Mann, vom Thron herab ein ehrliches und aufrichtiges konstitutionelles Regiment im Sinne des Friedens und der Freiheit zu führen, wie wir Niederländer ein solches begehren.“

Und ich war weit entfernt zu widersprechen, als die holländische Dame zu Gunsten der deutschen Prinzessin und ihres zur Thronfolge berufenen Töchterleins plaidirte. Das

Gegenteil wäre doch offenbar unpatriotisch und was noch schlimmer — unhöflich gewesen. —

König Wilhelm war früher weniger beliebt in seinem Lande als er es jetzt ist. Früher sagte man, er habe „russisches Blut in den Adern". Jetzt aber ist man sogar geneigt, ihn für einen guten Gatten und Vater zu halten. Wir wünschen jedenfalls dem König und im Interesse des Landes hoffen wir, daß er noch lange sich des Lebens und besserer Gesundheit erfreuen möge, als ihm in den letzten Jahren beschieden war; je mehr die Thronfolgerin heranwächst und sich dem Zeitpunkte ihrer Großjährigkeit nähert, um so mehr wird die Zuversicht in die Fortdauer der bestehenden Ordnung sich befestigen.

Hoffentlich ist es kein böses Omen, daß vor einigen Wochen am Geburtstag der kleinen Kronprinzessin im königlichen Schlosse Soestdyk, während die königliche Familie mit ihren Gästen und der Hofhaltung an der Festtafel saß, plötzlich ein furchtbarer Schlag, gefolgt von einem alles übertönenden Gerassel, vernommen wurde. Erschreckt sah man sich an. Bald stellte sich heraus, daß ein großer kunstvoller Lüster, mit vielen Lampen garniert, aus dem hohen Vestibül herabgefallen und in unzählige Stücke gegangen war. Kurz zuvor hatte die Königin mit der Prinzessin die verhängnisvolle Stelle passiert, um sich in den Speisesaal zu begeben. Glücklicherweise wurde niemand verletzt und das Festmahl konnte seinen Fortgang nehmen. Nach längerem Stillschweigen fragte der König, nachdem ihm das Geschehene gemeldet war, in sehr gelassener Weise: „Hat nicht die Firma

N. N. in A . . . . den Lüster geliefert und befestigt?“ Den weiteren Verlauf der Sache kann man sich schon vorstellen. — Die holländischen Blätter haben über diesen Vorfall nichts gebracht.

Über den Gesundheitszustand des Königs verlautete übrigens in der letzten Zeit nichts, was zu ernsten Befürchtungen Anlaß geben könnte. Daß der König 71 Jahre alt ist, seiner Nierenbeschwerden wegen einer sorgfältigen Pflege und einer jährlichen Badekur in Wildungen bedarf, ist bekannt*), aber dieser Zustand besteht schon seit mehreren Jahren, ohne daß derselbe bisher ernste Besorgnisse erregte. Auch jetzt sind solche, wie man wenigstens aus der Umgebung des Königs versichert, durchaus nicht berechtigt. Der König lebt auf Schloß Soestdyk nicht mehr abgeschieden wie sonst auf Loo, und in seiner Umgebung hat man nichts von einer Verschlimmerung seiner Krankheit vernommen. Besondere ärztliche Hilfe ist auch nicht in Anspruch genommen worden, und das Galadiner, welches am 2. August, dem Geburtstage der Königin, in Soestdyck gegeben wurde, war außergewöhnlich prunkvoll. Alle Beamte aus der Umgebung des Lustschlosses, mehrere höhere Hofbeamte aus dem Haag hatten Einladungen zu dieser Festlichkeit empfangen, bei welcher eine Musikkapelle aus Amsterdam sich hören ließ. Wer den Charakter des Königs kennt, wird diese Einzelheiten zu

*) Weniger bekannt dürfte sein, daß „das nötige Kleingeld“ für die königliche Hofhaltung stets nach dem kleinen elterlichen Fürstentum vorausgeschickt wird, um dort keine beschwerlich fallenden Auslagen zu veranlassen.

würdigen wissen. Als er sich krank fühlte, wurde nicht einmal am Geburtstage der Königin ein Galadiner veranstaltet, denn solche Festlichkeiten sind dem Könige durchaus nicht angenehm.

Am 17. Februar 1887 konnte der König allerdings dem allseitig sich kundgebenden Wunsche des Volkes nicht widerstehn und ließ die Ovationen und Festlichkeiten aller Art, welche in allen Teilen des Landes zu diesem Tage, dem siebenzigsten Geburtstag des Königs, vorbereitet worden waren, ruhig über sich ergehen.

Galten doch auch die Sympathie- und Ergebenheits-Bezeigungen nicht nur seiner Person, sondern dem ganzen glorreichen Hause Oranien, dessen letzter männlicher Sproß und Träger er ist.

Die Feier erhielt einen imposanten Charakter trotz des Schmollens und Grollens der mehr geräuschvollen als gefährlichen antimonarchistischen Elemente, denen das in seiner überwältigend großen Mehrheit streng königstreu gesinnte holländische Volk noch stets ein Desaveu erteilte, wo es darauf ankam, und auch in Zukunft zweifellos mit allem Nachdruck entgegentreten wird, wenn jene sich sollten beikommen lassen, ihre Umsturzpläne verwirklichen zu wollen. Der König, der von echt konstitutionellem Geiste beseelt ist, erfuhr an seinem siebenzigsten Geburtstag von neuem, daß die Erinnerungen an die ruhmvolle Vergangenheit seines Hauses, dessen Geschichte mit der des Landes auf das engste verknüpft ist, nicht erloschen sind. Der Ruf „Oranje bowen!“ erscholl in den altertümlichen, engen Gassen der Handels-

Emporien Amsterdam und Rotterdam, wie in den vornehm-stillen Straßen des Haag von neuem. Diese spontan zum Ausdruck gekommene Anhänglichkeit, der Enthusiasmus des Volkes mag dem Monarchen eine Gewähr dafür sein, daß Oranien-Nassau noch eine Zukunft hat! —

Selten nur lenkt Holland die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und wenn es die Blätter und das Publikum beschäftigt, so sind es oder waren es wenigstens in den letzten Jahren fast immer sozialistische Krawalle und Agitationen oder Vorgänge im Königshause, die das Interesse Europas in Anspruch nahmen. Nach diesen zwei entgegengesetzten Richtungen, der sozialistisch-revolutionären und der patriotisch-dynastischen, scheint für den oberflächlichen Beobachter das öffentliche Leben in den Niederlanden beinahe zu gravitieren. Doch scheint dies eben nur so zu sein, die erwähnten extremen Richtungen repräsentieren nicht oder erschöpfen das holländische Volk, das zu den wol unterrichtetsten in Europa zählt.

Wir Deutsche haben selbstverständlich eine besondere Sympathie für das holländische Volk und sein Regentenhaus. Sind doch der Fürst und die Fürstin, die auf Hollands Throne sitzen, Blut von unserm Blute, und hegen wir in Deutschland für unsere Stammesgenossen am Nordseestrande doch nur Wünsche des besten Gedeihens. Das Märchen von den Annexionsgelüsten, welche Deutschland inbezug auf Holland hegen soll, wird von allen Einsichtigen in Holland selbst nachgerade belächelt. Man hat dort eingesehen, daß Deutschland ebensowohl die Unabhängigkeit der andern Völker achtet, wie es die seine liebt, und so ist in

der That dies unser Standpunkt gegenüber den Holländern, unsern braven Verwandten: wenn wir sie zur Liebe nicht zwingen können und mögen, so respektieren wir doch ihre Freiheit.

* * *

Über die Verbindungen zwischen den Hohenzollern und den Oraniern geben wir noch einige Notizen:

Einst reichte, am 27. November 1646, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm der Prinzessin Luise Henriette, des damals regierenden Fürsten Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien Tochter, die Hand. Die am 27. November 1627 geborene Fürstentochter, der frömmsten eine, die je einen Thron geziert, starb nach zwanzigjähriger Ehe am 8. Juni 1667.

Seitdem sind wiederholt die Häuser Hohenzollern und Oranien glückbringende Eheverbindungen eingegangen, wiederholt hat der brandenburgische, der preußische Aar mit dem Wappen des Hauses Oranien zum Doppelschilde sich verbunden.

Am 21. Mai 1825 reichte die am 1. Februar 1808 geborene jüngste Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. und der unvergeßlichen Königin Luise, die Prinzessin Luise Auguste Wilhelmine Amalie von Preußen, ihre Hand zum Bunde für ein nach Gottes Ratschluß fast fünfzigjähriges gemeinschaftliches Leben dem Prinzen Wilhelm Friedrich Karl der Niederlande. Am 7. Dezember 1870 trennte der Tod der Prinzessin zu früh diesen liebreichen Bund.

Noch ist die denkwürdige Zeit in Aller Erinnerung, in

welcher in jenem Dezember-Monate vor Paris die Nachricht von dem Ableben der geliebten Schwester zu den Fürstlichen Brüdern in Feindesland, zum Könige, unserm Kaiser, nach Versailles gelangte. Die Erinnerung an die heimgegangene, einst preußische Prinzessin ist noch lebendig, die Liebe noch reich vorhanden bei allen denen, welche dem die Prinzessin überlebenden Gemahle anverwandt und zugethan sind, dem in der Hauptstadt, in der Armee viel bekannten Prinzen Friedrich der Niederlande, General-Obersten der Infanterie und Chef des seinen Namen führenden 2. westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 15, der im August 1878 mit wehmüthigem Gedenken und doch freudigen Herzens als Gast an dem Königshofe weilte, von welchem er vor länger denn fünf Jahrzehnten die Braut, die Gattin heimgeführt hatte.

In jenem August 1878 verband Oraniens güldener Löwe sich nämlich abermals mit dem schwarzen Adler der Hohenzollern, abermals vertraute Preußen eine Fürstentochter seines Königshauses einem oranischen Prinzen, heimzuziehen mit ihm gen Niederland: Marie Elisabeth Luise Friederike Prinzessin von Preußen, älteste Tochter des Prinzen und der Prinzessin Friedrich Karl, Nichte Ihrer Majestäten des Deutschen Kaisers und der Deutschen Kaiserin, Königs und Königin von Preußen, trat am 24. August 1878 vor den Altar, um den Bund für das Leben zu schließen mit dem Prinzen Wilhelm Friedrich Heinrich der Niederlande, Admiral-Lieutenant der niederländischen Flotte und Statthalter des Großherzogtums Luxemburg, dem zweiten Sohne des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande und der

verstorbenen Königin Anna Paulowna, des Kaisers Paul von Rußland Tochter, dem Bruder Sr. Majestät des regierenden Königs der Niederlande und Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar-Eisenach.

Von dem lieblichen Sommersitze am Havelstrande, in welchem einst die Wiege der Prinzessin gestanden, bis zu dem fast von der Nordsee Wellen umspülten stolzen Königsschlosse im Haag bewegte in jenen Tagen freudige Teilnahme alle ihrem Königshause zugeneigten preußischen und niederländischen Herzen. Doch die Wünsche treuer Völker sollten keine Erhörung finden, der Tod zerriß nach kurzer Frist diesen Herzensbund!



Am Hofe des Königs der Belgier.





Eines Tages, als Leopold I. von Belgien im Begriffe stand, sich zu einer öffentlichen Ceremonie zu begeben und sein Leibkutscher alle Mühe hatte, die sechs feurigen Vollbluthengste seiner Galakarosse zu zügeln und zum Stillstehen zu bringen, meinte er, zu seinem Begleiter gewendet: „Kennen Sie ein schlagenderes Bild des konstitutionellen Monarchen?"

„Der Vergleich ist schon zutreffend; aber glauben Ihre Majestät nicht," war die spitzfindige Gegenrede, „daß der eigentliche Platz des konstitutionellen Monarchen im Wagen anstatt auf dem Kutschersitz ist?"

Eine derartige feine Zurechtweisung wird sich Leopold II. nie zuziehen. Er ist ganz der Mann seiner Zeit und fühlt sich als ein aus der Volkswahl hervorgegangenes Staatsoberhaupt. „Als erster König der Belgier, der in Belgien geboren", wie er selbst in seiner berühmten Einweihungsrede (1865) vor einem Parterre von europäischen Prinzen von

Geblüt hervorhob, wuchs er im stolzen Vorgefühl der seiner harrenden Aufgabe heran und entwickelte sich auf diesem engen, aber herrlichen Plätzchen Erde, wo inmitten jahrhundertlanger Umwälzungen, Stürme und der mannigfachen Trübsale wechselnder Fremdherrschaft das Volk durch die Kommunal-Freiheiten zum Selfgouvernement vorbereitet worden war. Die Prinzipien, welche als das Krongut der Volkssouveränetät im Lapidarstil der belgischen Konstitution den Gesetzestafeln eingegraben sind, haben sich in Leopold II. verkörpert. Er ist nicht nur der belgisch gesinnteste aller Belgier, er ist mit Leib und Seele ein konstitutioneller Fürst. Ein landläufiges Vorurteil will, daß ein konstitutioneller Monarch notwendig eine Art Neutrum sein muß, ein Automat, eine verschwindende Persönlichkeit. Man bedenke doch, welche thätige, vielseitige und zusammenwirkende Eigenschaften der Zähigkeit und der Biegsamkeit erforderlich sind, um inmitten der streitenden heißblütigen Parteien jene objektive Ruhe zu bewahren, die das Gewissen der Nation beschwichtigt, die Übergriffe einer Partei über die andere verhindert und mit einem Wort die Freiheit aller gewährleistet. Welch' ein hoher Grad von Selbstverleugnung gehört nicht dazu, um periodisch die übertriebenen Anklagen, Befürchtungen und Prophezeiungen der unterliegenden Partei anzuhören, die häufig der Sieger des nächsten Tages ist? Bei Lichte besehen, bedarf es einer größeren Summe von Geist, Talent und Charakter, um verfassungstreu zu regieren, als autokratisch, ohne anderes Gesetz als das Sic volo, sic jubeo und ohne die Kontrole der öffentlichen Meinung,

welche der kritische Geist par excellence ist. Das politische Credo Leopold's ist die öffentliche Meinung. —

Die Bitte um Audienz beim König wird, liegt nur ein triftiger Grund für dieselbe vor, selten abgeschlagen.

Im Palast wird man in einen zum königlichen Arbeitszimmer führenden Salon geleitet, welcher auf's prächtigste mit reichen Kunstwerken geziert war. Kaum hat man Zeit, einen flüchtigen Blick auf die berühmte „Tentation de St. Antoine" von Louis Gallait und auf ein wunderbares Bild Heinrich Ley's von magischer Farbenwirkung zu werfen, als bereits der dienstthuende königliche Adjutant erscheint. Ein Kammerdiener öffnet beide Thürflügel, der Adjutant nennt den Namen des Eintretenden, und man befindet sich in Gegenwart des Königs.

Leopold II. ist eine schlanke, hohe Gestalt von angeborener Eleganz. Er gleicht mehr den Orléans als den Koburgern. Seine Physiognomie ist feinlinig und ausdrucksvoll. Ein Zug skeptischer Ironie, welche durch rasch aufblitzende Einfälle manchen Politiker in Verlegenheit gebracht hat, ist unverkennbar. Der Kneifer, dessen sich der König bedient, verschärft noch diesen Ausdruck und würde ihm etwas Sarkastisches geben ohne das angenehm gewinnende Lächeln. Der Gesammt-Eindruck ist der einer großen Leutseligkeit, jener für hohe Stellungen so unerläßlichen Eigenschaft, welche, ohne der Würde etwas zu vergehen, eine gewisse Teilnahme an den Interessen Dritter gestattet, mit jedem die ihm verständliche Sprache spricht und so den schönen Gedanken des liebenswürdigsten der römischen Ko-

mödienschreiber verwirklicht: Homo sum et nihil humani a me alienum puto.

Das Arbeitskabinet des Königs ist einfach, aber geschmackvoll gehalten. Die Draperien sind von gelbem Seidendamast. Beim Eintritt bemerkt man im Hintergrund ein Treibhaus, dessen helles Licht vom Halbdunkel des Kabinets absticht. Mitten im Zimmer befindet sich ein mit Papieren, Zeitungen und Büchern bedecktes Bureau, das von beiden Seiten von einer Anzahl vergoldeter Lehnsessel umgeben ist. Der König ladet gemeinhin bei einer Audienz ein, ihm gegenüber Platz zu nehmen, da ihm längeres Stehen eines rheumatischen Leidens wegen beschwerlich fällt.

Der König spricht mit einer gewissen absichtlichen, abwägenden Langsamkeit, aber leicht und fließend. Wenn er nicht überzeugt, umgarnt er seinen Zuhörer.

Jedes Wort des Königs zeugt von großem Verständnis, praktischem Sinne und aufrichtigen fortschrittlichen Ideen. Er entwickelt in der Unterhaltung eine lebhafte Auffassung. Selbst sein Schweigen ist beredt. Er besitzt in hohem Grade den Takt, jenes unerläßliche Attribut der Regierenden.

Als streng konstitutioneller Fürst läßt König Leopold den Ministerien und den Parteien in den inneren Angelegenheiten des Landes freie Hand und spricht nur selten sein Machtwort; seinen vollen Einfluß aber wahrt er sich in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Belgiens. Mögen Liberale oder Klerikale am Ruder sein, er dringt darauf, daß Belgien durch strengste Unparteilichkeit und durch Ent-

gegenkommen gegen berechtigte Wünsche sich das Wohlwollen aller Mächte sichert und insbesondere seinen Stützpunkt bei Deutschland findet. Der König ist ein treuer Freund Deutschlands und des deutschen kaiserlichen Hauses; der belgische Hof ist zum bitteren Schmerze der Franzosen anerkannt deutsch-freundlich gesinnt. So oft ein wichtiges Interesse Belgiens bei einer auswärtigen Macht zu vertreten ist, tritt der König persönlich dafür ein und unterstützt die ministeriellen Bestrebungen. Daß Deutschland nicht minder mit Wohlwollen die Bestrebungen des Königs befördert, hat sich durch die That bekundet, zeigt die Ordnung der Kongofrage im Sinne des Königs. Alle einsichtigen Politiker begrüßen es mit Freude, daß der König die freundschaftlichen Beziehungen mit Deutschland sorgsam wahrt; sie wissen, daß Deutschland uneigennützig ist und keine abenteuerliche Politik betreibt. Man sieht es daher gern, daß der König auch in diesem Jahre bei der Geburtstagsfeier der deutschen Kaiserin dem greisen deutschen Herrscherpaare in Baden-Baden seine Huldigung darbrachte. Die französische Presse spottete natürlich über „den Vasallen Deutschlands". Ein Besuch des Königs am Berliner Hofe war wiederholt geplant, ist aber unterblieben, weil der König, selbst ein abgesagter Feind großer Festlichkeiten und rauschender Vergnügungen, dem greisen deutschen Kaiser die Umstände des Empfanges ersparen will und es vorzieht, ein paar Tage am deutschen Kaiserhofe im stillen Baden-Baden zu verleben. König Leopold hat übrigens seit langen Jahren mit dem deutschen Kronprinzen innige Freund-

schaft geschlossen und steht mit ihm in regelmäßigem Briefwechsel.

Die schwierige Position, welche der König in seinem eigenen Lande durch den Klerikalismus und durch den Nationalitätenstreit inne hat, zeigte sich jüngst recht augenscheinlich bei der Einweihung des in Brügge, den beiden Volkshelden Pieter de Conninc und Jan Breydel errichteten Denkmals.

Brügge, die Hauptstadt Westflanderns, im 14. Jahrhundert der Mittelpunkt des Welthandels, der Stapelplatz für die Städte des Hansabundes und England, einst das „nordische Venedig", ist jetzt eine stille, immer mehr verarmende Stadt ohne Handel und Verkehr, der Sitz zahlreicher geistlicher Genossenschaften und eine Burg des Klerikalismus. Nun wollte Leopold selbst es versuchen, in den Herzen der Bewohner Flanderns den Patriotismus und die Tapferkeit ihrer Vorfahren aufs Neue wachzurufen. Die Flanderer, einstmals die tapfersten Helden und kühnsten Seefahrer, haben sich gewaltig verändert. Längst ist bei diesen Flamändern die alte Unternehmungslust gewichen; die Kirche hat sie gänzlich unterjocht, religiöser Fanatismus und Aberglaube hat sich Flanderns bemächtigt, die geistige Kultur ist erschrecklich zurückgegangen;*) der größere Teil der

*) Um die unüberwindlichen Schwierigkeiten zu begreifen, welche einem konstitutionellen Herrscher erwachsen, der der römisch-katholischen Kirche in seinem Lande Macht einräumen muß, erinnern wir uns doch der Lehren derjenigen Schriftsteller, welche von der Kirche am meisten empfohlen werden! Thomas von Aquino lehrt, daß es ein Recht der

Jugend wächst ohne Schulbildung auf; dem flandrischen Landvolke ist der Militärdienst verhaßt. Die flandrischen Volksvertreter sind die erbittersten Gegner des persönlichen Militärdienstes, aber die festesten Stützen des klerikalen

---

Unterthanen sei, den Herrschern, welche sich als ungerecht oder anmaßend erwiesen haben, den Gehorsam zu versagen. (Principibus saecularibus in tantum obedire tenetur in quantum ordo justitiae requirit. Et ideo si non habeant justum principatum sed usurpatum vel si injusta praecipiant, non tenentur ei subditi obedire. nisi forte per accidens propter vitandum scandalum vel periculum; Summa, Pars II.. Quaest. CIV. art 6.). Der Jesuit Suarez lehrt, daß der König seine ganze Macht vom Staate empfange, und daß das Volk im Fall einer außerordentlichen Mißregierung, wenn die Erhaltung des Staats es erfordere, einen Souverain absetzen und selbst, wenn es nötig sei, Jemand beauftragen könne, ihn zu töten. (Recte faciunt ministri ejus regem cogendo vel interficiendo si sit necesse. Suarez, de fide lib. VI. cap. IV.) Ketzerischen Fürsten gegenüber sei dieses Recht noch klarer; denn da Ketzerei Auflehnung gegen die göttliche Autorität sei, welcher der Souverain zuletzt seine Macht verdanke, so vernichte sie sein Anrecht auf den Thron. Der abgesetzte König dürfe durch jeden Bevollmächtigten des Papstes getötet werden. Der Jesuit Mariante in seinem Werke: „De rege et regis institutione“ lehrt, daß selbstsüchtige Herrscher, welche gewohnheitsmäßig die Interessen des Volkes den eigenen Lüsten opfern, abgesetzt und getötet werden dürfen. Er sagt wörtlich — Seite 77. —: „Es ist sogar für die Fürsten heilsam, sich den Gedanken gegenwärtig zu halten, daß, wenn sie ihr Volk unterdrücken und sich durch ihre Laster unerträglich machen, es nicht allein eine straflose, sondern sogar eine höchst verdienstliche Handlung ist, sie zu töten.“ Im Wesentlichen dieselben Grundsätze lehren die Jesuiten Fr. Toletus, Keller, Emanuel Sa, die Kardinäle Bellarmin

Regiments. In einer meisterhaften, der Wiedergabe werten Rede suchte der König hier Wandel zu schaffen.

„Ich habe sehr gern, so sprach der König, Ihrer Bitte entsprochen, mit Ihnen gemeinsam diese Standbilder einzuweihen, welche so große Erinnerungen wachrufen. Vor fast 600 Jahren machte Flandern eine der härtesten Prüfungen durch, deren seine Annalen Erwähnung thun. Besetzt durch den Fremdling, zerrissen durch Parteien, verlassen von Allen, getrennt von seinen Fürsten, die gefangen gehalten in die Unmöglichkeit versetzt waren, für ihr Land etwas Nützliches zu thun, schien Flandern für immer dem Untergange, der Knechtschaft geweiht zu sein. Damals erschienen Pieter de Conninc und Jan Breydel als ein lebender Protest gegen die Uneinigkeit, welche entnervt, gegen die Schwächen, die in den düstersten Stunden Selbstmorde sind. Sie zweifelten weder an dem Rechte ihres Landes, noch an seiner Kraft. Stark durch den Mut und den Glauben ließen sie in die Seele ihrer Mitbürger den heroischen Hauch einfließen, der sie beseelte. Arbeiter und Bürger aus Brügge und Ypern, aus Gent und Courtrai gingen stolz unter ihrer Führung, um — Einer gegen Drei — dem Ansturme einer der furchtbarsten Armeen der Feudalherrschaft die Stirn zu bieten, und sie trugen über sie jenen schönen Sieg der

---

und Molina, und als der Dominikaner Clement diese Theorie in die Praxis übertrug, indem er Heinrich III. ermordete, erklärte Papst Sixtus V. öffentlich, daß diese That einer Judith würdig und nur unter dem besonderen Beistande der Vorsehung vollbracht worden sei. (Voss. Ztg.)

Sporenschlacht davon, welche zu gleicher Zeit die Unabhängigkeit und Freiheit Flanderns rettete und fern in Europa als ein Zeichen der Befreiung wiederhallte. Verneigen wir uns mit Ehrerbietung vor dem Bilde dieser großen Bürger! Huldigen wir in ihnen den bürgerlichen und kriegerischen Tugenden unserer tapferen Vorfahren."

Dem scharf beobachtenden König entging es jedoch nicht, daß seine Brügger Rede in den flämischen Kreisen Mißstimmung hervorgerufen hatte.

Geschickt schoben nämlich die klerikalen Heißsporne den Umstand hervor, daß der König in Flandern französisch gesprochen und somit das flämische Volk „beleidigt" habe, im Grunde genommen war es nur der Inhalt der Rede, der sie erbitterte. Zur Versöhnung dieser Kreise ordnete der König an, daß der 18jährige Prinz Balduin, der mutmaßliche künftige Thronfolger, der das Flämische leidlich, wenn auch mit scharf ausgesprochener deutscher Betonung spricht, in Brügge der flämischen Festvorstellung beiwohnen sollte. Der Prinz erwiderte die Begrüßung der Behörden in flämischer Sprache und als er im Theater erschien, da wurden nicht nur flämische Lieder angestimmt, sondern Alle riefen: „Es lebe unser künftiger flämischer König! Hoch der flämische Prinz!" Des Jubels war kein Ende und wäre der Gouverneur nicht selbst dazwischen getreten, so hätte man die Pferde ausgespannt, um selbst den „flämischen König" nach dem Bahnhofe im Wagen zu ziehen. Unter solcher Stimmung trat Tags darauf in Brügge der flämische Landdag zusammen, der forderte, es dürfe öffentlich nur flämisch gesprochen werden,

namentlich müsse man sich der Schule als „des Schlüssels der Zukunft“ zu bemächtigen suchen. Obwol das jetzige klerikale Ministerium allen billigen und unbilligen Wünschen der Flamländer weit entgegenkommt, war die Unzufriedenheit auf dem Landtage allgemein. Der holländische Pfarrer Brouwers bezeichnete die Flamländer als den „intelligentesten Teil“ der belgischen Nation, sie müßten aber stets mit dem Klerus Hand in Hand gehen, denn Flämisch und Katholizismus seien innig verbunden. Natürlich fand derselbe Beifall. Als er aber „im Namen der brüderlichen Eintracht“ den König, weil er bei der Denkmalsenthüllung französisch gesprochen und die Behörden die „aus Höflichkeit“ ihm in derselben Sprache geantwortet hatten, in Schutz nehmen wollte, da brach der Sturm los. „Sie sind ein Ausländer!“ rief man ihm zu und nun begannen alle Redner ihr Mißfallen über den König und den Bürgermeister, der das Denkmal „entweiht hat“, kräftigst auszudrücken. Man zischte und tobte; man rief: die Zeit sei vorüber, wo man den Flamändern einen König aufdrängen könne, der ihre Sprache nicht verstehe. Endlich erhob sich der Vorsitzende und erklärte, Prinz Balduin spreche ein reines treffliches Flämisch. Neues Geschrei: „Es lebe unser künftiger flämischer König!“ Es wurde sofort ein Telegramm an den Prinzen abgesandt, in dem das „flämische Volk ihm huldigt“. Zum Schlusse beschloß der Landdag, den flandrischen Löwen in Bronze gegossen in Courtrai aufstellen zu lassen.

Doch nicht diese zeitweiligen Mißhelligkeiten mit der Bevölkerung sind es, die den König gebeugt haben.

Den König Leopold II. hat das traurige Geschick betroffen, am 22. Januar 1869 seinen einzigen Sohn, den am 12. Juni 1859 geborenen Prinzen Leopold, Herzog von Brabant, zu verlieren. Sein präsumtiver Thronfolger wird nunmehr sein Bruder Philipp sein, der Graf von Flandern, welcher mit einer deutschen Fürstin verheiratet ist, mit Maria, der jüngsten Tochter des Fürsten Anton von Hohenzollern, und aus dieser Ehe ist ein männlicher Sprosse vorhanden, der eben erwähnte Prinz Balduin, geboren den 3. Juni 1869. Wenn nun auch die belgische Dynastie nicht wie die holländische mit dem Aussterben des Mannesstammes bedroht ist, so ist sie doch von traurigen Geschicken nicht verschont geblieben. Unter diesen ist, neben dem frühen Tod des Kronprinzen Leopold, das Unglück der Prinzessin Charlotte, der einzigen Tochter Leopolds I., zu erwähnen. Geboren am 7. Juni 1840 in dem Schlosse Läken, hat sie sich am 27. Juni 1857 mit dem Erzherzog Ferdinand Maximilian von Österreich verheiratet, einem jungen Herrn von hohen Gnaden und Gaben, dem alle eine glänzende Zukunft prophezeihten, der aber die Thorheit beging, die ihm von Napoléon III. und den Klerikalen in Mexiko angebotene „Krone des Montezuma“ anzunehmen, am 10. April 1864 zum Kaiser gekrönt, und nachdem ihn Napoléon im Stich gelassen und die Klerikalen, an der Spitze der gleisnerische, glatte, feiste „Pater Fischer“, sehr übel beraten hatten, am 19. Juli 1867 in Queretaro standrechtlich erschossen wurde.

„Die Kaiserin Charlotte“, sagte mir einer der angesehensten liberalen Männer des Landes, „die Tochter unseres

unvergeßlichen Leopold I., die Enkelin Louis Philipps, eine Dame gleich ausgezeichnet an Herz wie an Geist, ist schon ehe die Katastrophe vom 19. Juli eintrat, in Geisteskrankheit verfallen. Sie verhielt sich gegenüber dem mexikanischen Abenteuer anfangs widerstrebend. Natürlich. Eine Orléans mußte wissen, was das Geschenk eines Napoléon bedeutet. Als aber Erzherzog Maximilian auf seiner Absicht beharrte, ist sie ihm getreulich gefolgt und hat alle Gefahren und Entbehrungen mit ihm geteilt und bestanden. Als es aber deutlich zu Tag trat, daß Napoléon III. dem „Kaiser von Mexiko" die französischen Bajonnette, welche seinen Thron stützten, zu entziehen gedachte, begab sich Charlotte im Einvernehmen mit ihrem Gemahl nach Europa. Sie suchte Schutz und Beistand bei Pius IX. und bei Napoléon III. Der Erstere hatte schon viel dazu beigetragen, die Situation des unglücklichen Max zu verschlechtern. Er hatte sich von dem Letzteren versprechen lassen, daß er als Kaiser die säkularisierten Güter der Klöster und der toten Hand den Inhabern abnehmen und solche restituieren würde. Dies Versprechen sollte strenges Geheimnis bleiben, bis der neu errichtete Kaiserthron feststände. Statt dessen haben die mexikanischen Priester das Geheimnis von den Dächern gepredigt, und der unruhige und intrigante Erzbischof von Mexiko begann schon im „Regentschaftsrat", dessen Mitglied er war, die betreffenden Maßregeln vorzubereiten. Dadurch versetzte man die zahlreiche und einflußreiche Klasse der Inhaber jener verkauften Güter in gerechte Aufregung. Infolge dessen verlor der Aufstand den Charakter eines Kampfes zwischen

Monarchie und Republik. Er wurde ein Kampf zwischen Ausland und Inland, zwischen Fremdherrschaft und Nation, zwischen dem spanischen Klerikalismus und den Eingeborenen, welchen die Fremden und die Priester ihr Vermögen abnehmen wollten; und da nun auch noch Napoléon III. aus Furcht vor den Vereinigten Staaten seine Hand, welche den armen Max in Versuchung geführt hatte, zurückzog, war das Geschick des letzteren besiegelt. Er wurde erschossen, wie er die „Rebellen“ hatte erschießen lassen. Inzwischen irrte die unglückliche Prinzessin von dem einen zum andern. Der Papst vermochte kaum sich selbst und folglich auch nicht ihr zu helfen. Napoléon III. aber, auf welchen Charlotte mit Sicherheit rechnete — denn die Kaiserin Eugenie hatte noch kurz vorher an Max aufmunternde und sympathische Briefe gerichtet und war mit ganzer Seele für das klerikal-spanisch-romanische Abenteuer eines deutschen Prinzen — soll die Unglückliche mit schnöder Härte und Geringschätzung behandelt haben. Das brach der Kaiserin von Mexiko das stolze Herz. Trostlos ging sie nach dem Schlosse Miramare, um in der Einsamkeit Trost zu suchen. Aber gerade die Einsamkeit steigerte das Übel. Sie grübelte dort über ihr und ihres Gemahls Schicksal, über den Undank der Menschen, über die unwürdige und grausame Behandlung, welche sie, die Enkelin der Könige von Frankreich, von dem Usurpator erlitten hatte. Ihr Geist vermochte kaum noch die Dinge zu fassen. Sie erlag dem Verhängnis. Sie wurde wahnsinnig. Nach dem tragischen Ende Maximilians, das man ihr in Miramare verheimlicht hatte, wurde sie nach Belgien

zurückgebracht, zunächst nach dem Schlosse Tervueren bei Brüssel. Man hegte die Hoffnung, sie zu heilen, und glaubte eine heilsame Krisis herbeizuführen, wenn man ihr die Wahrheit mitteilte. Aber der erwünschte Erfolg trat nicht ein. Die Geistesnacht, die sie umfing, wurde immer dunkler. Sie lebte, so lange man noch Hoffnung hegen durfte, zu Laeken an ihrem Geburtsorte. Seit 1879 hat man die Hoffnung aufgegeben; seitdem wohnt sie in dem für sie eingerichteten, sechs Kilometer nördlich von Laeken in der Nähe des Dorfes Meysse gelegenen schönen, aber einsamen Schlosse Bouchoute.

Ein trauriges Geschick für ein Leben, auf das das Glück sein Füllhorn ausgeleert zu haben schien.

Personen, welche dem verstorbenen Erzherzog im Leben nahe gestanden haben, versichern übrigens, er sei durchaus kein Abenteurer gewesen, sondern habe sich nur nach der sorgfältigsten Prüfung auf das mexikanische Unternehmen eingelassen, und auf Grund der bündigsten Zusagen, welche ihm dann freilich später nicht gehalten wurden. Dem Erzherzog selbst lag sehr viel daran, die Welt hiervon zu überzeugen. Als seine Gemahlin 1866 Mexiko verließ, gab er ihr die Originalurkunden, welche zu seiner Rechtfertigung dienten, mit, um sie an sicherer Stelle in Europa zu hinterlegen. „Hier in Mexiko“, sagte er ihr, „bin ich von Feinden und Verrätern umgeben, hier sind meine Papiere nicht sicher, und da ich auf das Schlimmste gefaßt sein muß, so bringe sie in Sicherheit, damit mein Andenken, wenn es überhaupt auf die Nachwelt kommt, nicht von Denjenigen verfälscht

werde, welche die Urheber meines Unglücks sind.“ Die Prinzessin hat ihm Nachricht über die Hinterlegung der Papiere gegeben; und auf Grund dieser Nachricht verfügte Erzherzog Max, welcher unausgesetzt mit dem Gedanken beschäftigt war, sich wenigstens vor der Nachwelt zu rechtfertigen, wenn es ihm auch vor der Mitwelt nicht vergönnt war, in seinem Testamente, es solle eine geschichtliche Darstellung der drei Jahre seines Aufenthalts in Mexiko und der vorbereitenden Periode mit Hilfe der in England und Miramare aufbewahrten Dokumente geschrieben und veröffentlicht werden.

„In dem Testament werden außerdem noch bestimmte, namentlich bezeichnete Personen beauftragt, sich dieser Arbeit zu unterziehen. Einige derselben haben sich auch viel Mühe gegeben, in den Besitz oder wenigstens zur Kenntnisnahme dieser Papiere zu gelangen. Allein alle Schritte in Wien und London waren vergeblich. Jetzt sagt man, die Prinzeß Charlotte habe schließlich die Papiere dem Papste Pius IX. übergeben. In diesem Falle wird deren Inhalt wohl schwerlich jemals zur Kenntnis der Menschen gelangen. Hätte man die Papiere irgendwo in unserem Lande hinterlegt, so wäre der Zweck sicher erreicht worden. Übrigens ist Erzherzog Max in der Überzeugung gestorben, daß seine Gemahlin schon tot sei. Dieselbe war in der That schon krank in der Zeit jener Katastrophe, und wahrscheinlich in der Absicht, dem Erzherzog den schweren letzten Gang zu erleichtern, hatte man ihm den Tod seiner Gemahlin gemeldet. In dieser Meinung ist er gestorben. Als man ihm vor der

Exekution die Augen verbinden wollte, soll er dies verweigert haben mit den Worten, er könne ja sonst seine Charlotte nicht sehen."

In Monza, zwischen Mailand und Como, wo jetzt der Re Umberto residiert, verlebte 1857 Erzherzog Maximilian mit der Prinzessin Charlotte die Flitterwochen. In Miramare hat Maximilian an einem sterilen Abhange des Gebirges in einem geschützten Winkel ein immergrünes Paradies hingezaubert. Nicht minder auf der Insel Lacroma bei Ragusa, wo er die Trümmer und die Umgebungen einer alten Abtei im Begriff stand zu einer seltenen Vereinigung von Kunst- und Naturschönheit umzuschaffen. Miramare wird heute noch durch die Munifizenz des Kaisers von Österreich unterhalten. Lacroma hat einen Rückfall in die Verwilderung erlitten, der jedoch nicht ohne Reiz ist. Maximilian war aber nicht nur Landschaftskünstler, sonder auch Dichter. Seine lyrischen Versuche erinnern an Heinrich Heine. Er hat einen Cyklus Miramare und einen Cyklus Lacroma gedichtet. Aus dem letzteren mögen einige Strophen hier Platz finden:

Mein Eiland steht im wilden Wellenschaume:
Ein Bollwerk, stolz auf felsenfestem Bette,
Vereinzelt in dem weiten blauen Raume,
Des Siedlers stille waldbeglückte Stätte.
Wenn Bora weht aus meiner Heimat eisig,
Als einzige Wintermahnung, wenn zur Erde
Der Wald sich ächzend beugt: da nehm' ich Reisig
Und trag's zu meiner Hütte stillem Herde.

Die Verbindung mit der Welt ist abgebrochen. Nur die Wandervögel bringen ihm Nachricht. Das war 1856 in Lacroma. Dort schrieb er auch seine Aphorismen nieder. Eines davon lautet: „Veraltete Staaten kranken an Erinnerung", wobei er ohne Zweifel an Österreich gedacht hat. Ein anderes: „Bajonnette nach außen gekehrt, sind gut zur Verteidigung. Nach innen können sie nur zum Selbstmord verwendet werden." Daran hätte er in Mexiko denken sollen, bevor es zu spät war. —

Ein uns vorliegender Siegelabdruck des Petschaftes Kaiser Maximilians von Mexiko zeigt das Wappen des kurzlebigen Kaiserreichs. Wir wollen dieses Wappen hier beschreiben, da wir es in den uns zugängigen Werken über Maximilian und sein Reich nirgends erwähnt finden.

Ein ovaler Schild mit kranzartiger Umrandung zeigt auf einem Fels im Meer einen sitzenden Adler mit schlagenden Fittigen; eine Schlange umwindet den Körper des Adlers und erhebt ihren Kopf triumphirend über dem Kopf des Adlers. — Merkwürdiges Symbol für den jungen österreichischen Aar, der jenseits des Ozeans, von List umstrickt, das Leben lassen mußte! Das Wappenschild wird von den österreichischen Greifen gehalten; eine der napoleonischen ähnelnde Kaiserkrone, aus der zwei Bänder flattern, schwebt über dem Schild, hinter dem sich Szepter und Schwert kreuzen. —

Über das Befinden der unglücklichen Kaiserin Charlotte kommen seit einiger Zeit sehr erfreuliche Nachrichten aus dem einsamen Schlosse Bouchoute an die Öffent-

lichkeit. Seit ungefähr sechs Monaten hat sich das Allgemeinbefinden der Geisteskranken nicht allein gebessert, sondern, was weit günstiger ist, die Besserung scheint eine anhaltende zu sein. Zwar hatte die Prinzessin während ihrer nunmehr zwanzigjährigen traurigen Leidenszeit mehr als einmal lichte Augenblicke, in welchen die behandelnden Ärzte Hoffnung auf Wiedergenesung schöpften. Doch folgte diesen lichten Augenblicken immer eine lange Periode tiefster geistiger Umnachtung, welche jede Rettung auszuschließen schien. Diesmal aber dauert der relativ günstige Zustand der hohen Frau schon so lange an, daß man wiederum einige, wenn auch sehr schwache Hoffnung zu schöpfen beginnt. Die Besserung des seelischen Zustandes offenbart sich vornehmlich in der Thatsache, daß die Ex-Kaiserin ihre Ängstlichkeit und ihr unstätes Wesen verloren hat. Sie wird nicht mehr von Schrecken ergriffen, wenn sie zufällig ein ihr unbekanntes Gesicht erblickt, was bei der großen Dienerschaft, die im Schlosse um die hohe Patientin beschäftigt ist, von Zeit zu Zeit unvermeidlich ist. Sie verbringt auch nicht mehr, wie sie dies seit Jahren that, Stunden und halbe Tage mit dem Suchen von Gegenständen auf dem Boden. In dem ganzen physischen und seelischen Leben der Prinzessin ist vielmehr eine normale Regelmäßigkeit eingetreten, welche die Ärzte als ein sehr erfreuliches Symptom erklären. Die Kranke spricht jetzt oft stundenlang mit den Hofdamen über Toiletten, Musik und auch über die politischen Vorgänge. Die Prinzessin hat nämlich von jeher eine große Vorliebe für das Zeitungslesen an den

Tag gelegt, und die königliche Hofverwaltung in Brüssel expediert täglich ganze Stöße von Zeitungen nach Schloß Bouchoute. Selbstverständlich werden die Zeitungen vorerst in Brüssel genau durchmustert, damit nicht etwa irgend eine Notiz unliebsame Erinnerungen bei der Prinzessin erwecke. Mit besonderer Vorliebe liest die Prinzessin Charlotte die „Revue des Deux-Mondes“, den Pariser „Figaro“ und die englischen Zeitschriften „Illustrated London News“ und „Graphic“. Daß das Erinnerungsvermögen nicht erloschen ist, zeigt folgender Vorfall, welcher sich erst kürzlich zutrug.

Die Prinzessin las im „Figaro“ eine Unterredung zwischen dem Madrider Korrespondenten dieses Blattes und dem Marschall Bazaine. Beim Anblick dieses Namens, der sie sonst an die mexikanischen Vorgänge erinnert hatte, zeigte die Ex-Kaiserin nicht das geringste Zeichen der Aufregung, sondern richtete vielmehr an ihre Palastdame eine Reihe von Fragen über das Schicksal Bazaine's, den sie in Mexiko gekannt hatte. Die Mitteilung, daß auf den alten Marschall, dessen Verurteilung durch das Kriegsgericht ihr bereits bekannt war, ein Attentat verübt wurde, schien sie sehr schmerzlich zu berühren. — Jüngst nahm sie auch an der Seite der belgischen Königin in Bouchoute selbst an einer öffentlichen Prozession, zu der alle Bewohner des ganzen Bezirkes zusammengeströmt waren, Teil.

Um die Kaiserin noch mehr zu zerstreuen, war eine Musiklehrerin nach Bouchoute gesandt worden. Die Kaiserin fand an ihr Gefallen und ließ sich täglich Musikstücke vorspielen. Letzthin kam nun die Dame auf den unglückseligen

Gedanken, die mexikanische Nationalhymne zu spielen. Schon bei den ersten Klängen erhob sich die Fürstin, horchte gespannt, jede Note schien in ihr die Vergangenheit zu erwecken, und als der letzte Ton verklungen, da stand sie totenbleich mit verstörtem Blicke, schrie „Maximilian!“ und brach ohnmächtig zusammen. Das ganze Schloßpersonal lief hinzu; man schaffte die Ohnmächtige in das Bett, aber noch lange befand sich die Fürstin in einem leidenden Zustande. Die Lehrerin wurde sofort entlassen.

König Leopold II., welcher sehr oft von einem Adjutanten begleitet, gegen Abend nach Schloß Bouchoute reitet, um seine unglückliche Schwester zu besuchen, äußerte jedoch kürzlich seine Freude darüber, daß die Besserung im Zustande der Prinzessin anhalte.



J. S. Preuß, Berlin C., Jerusalemerstr. 21.


H. DRESSEL
Bogbinder
Saxkjøbing

